Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Elfter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des elften Bandes.

Böse Mächte.

Roman

von

E. Wild.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Einem prachtvollen, wunderschönen Sommer war ein häßlicher, rauher Herbst gefolgt. Grau und bleischwer hingen die Wolken am Firmament, die Saalfelder standen kahl und verödet da, und alle Anzeichen deuteten auf einen frühzeitigen, rauhen Winter hin.

So einsam und traurig jetzt auch die Gegend aussah, in welcher Diana's kleines Besitzthum lag, so war es doch den vereinten Bestrebungen der beiden Damen gelungen, sich innerhalb ihrer vier Wände ein behagliches, trautes Daheim zu schaffen, das sie die trostlose, unschöne Umgebung vergessen ließ.

Jene Begegnung mit Hans v. Tricksleben war für die junge Frau von den wohlthätigsten Folgen begleitet gewesen. Ihrem sich selbst gegebenen Versprechen getreu, hatte sie sich nach Kräften bemüht, durch thätiges Schaffen und Arbeiten die trübe Vergangenheit zu vergessen.

Hans v. Tricksleben war bei den Damen ein täglicher Gast geworden, den weder Sturm noch Wetter abhalten konnten, sich zur bestimmten Stunde pünktlich einzufinden, und diese Besuche waren ein Lichtblick für Diana's Einsamkeit. Mit froher Ungeduld sah sie stets seinem Besuche entgegen; wie rasch flogen ihr die Stunden in seiner Gegenwart dahin, wie selig, wie zufrieden fühlte sie sich in seiner Nähe!

Hans hatte durch seinen thatkräftigen Beistand die traurige Lage der beiden Damen bedeutend erleichtert und sich dadurch Fräulein Moldan's vollste Gunst erworben. Sie war unerschöpflich in ihren Lobeserhebungen über ihn und ärgerte sich oft über Diana, die nie in dieselben einstimmte, nie ein Wort zu seinen Gunsten sagte.

Und doch liebte Diana den schlichten, einfachen Mann, der sich weder durch glänzende Talente, noch durch weltmännische Gewandtheit auszeichnete, doch war er ihrem Herzen theuer, doch achtete und schätzte sie ihn hoch. Wie war es doch so wundersam über sie gekommen, als sie in seine ehrlichen blauen Augen blickte, das einzig Schöne, was der gute Hans an sich besaß.

Was dem Manne ihrer Neigung fehlte, das ersetzte reichlich sein treues, gutes Herz, und Diana hatte das wohl erkannt. Mit weicher, schonender Hand suchte sie die Schroffheiten und Unebenheiten seines äußeren Menschen zu glätten und zu verbessern, und wenn es ihr auch nicht in Allem gelang, die Liebe zu ihm warf einen verhüllenden Schleier über seine kleinen Mängel und ließ dafür die guten Eigenschaften seines Herzens in um so hellerem Lichte erglänzen.

Diana stand am Fenster und blickte lächelnd hinaus in die trübe, nebelgraue Ferne. Sie dachte an Hans, ihren „guten Hans", wie sie ihn bei sich nannte, in wenigen Minuten konnte er hier sein, und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie, ob nicht schon nahender Hufschlag ihr seine Ankunft anzeige.

Doch nichts rührte, nichts regte sich. Diana setzte sich etwas verdrießlich an ihren Nähtisch in der Fensternische und nahm eine Arbeit zur Hand. Allein ihre Aufmerksamkeit war zu getheilt, um etwas Rechtes schaffen zu können. Sie legte die Arbeit wieder hin und wollte sich eben erheben, als sie draußen in der Vorhalle Geräusch und fremde Stimmen vernahm.

Eine plötzliche bange Ahnung schnürte ihr Herz zusammen; sie erbleichte und sprang geängstigt empor. Hans war sonst so pünktlich, und es war schon eine Viertelstunde über seine gewohnte Zeit. Wenn ihm ein Unfall zugestoßen sein sollte?

Gleichsam als Antwort auf die sich schwer aus ihrem Herzen empordrängende Frage wurde die Thüre geöffnet und Fräulein Moldan stürzte schreckensbleich herein.

„O Kind, Diana, denke Dir das Unglück," rief die gute Dame ganz fassungslos und verstört.

Die junge Frau war ihr mit einem wilden Schrei entgegen gestürzt.

„Hans, Hans, was ist's mit ihm?" rief sie nach Athem ringend.

Fräulein Moldan stand einen Augenblick ganz verdutzt, der Angstruf ihrer Nichte hatte sie vollständig ihrer Fassung

beraubt. Ehe sie sich noch so weit erholt hatte, um Antwort zu geben, tauchte hinter ihr das ehrliche Gesicht Hans v. Tricksleben's auf.

Ein Freudenruf brach sich von Diana's Lippen. Alles vergessend, eilte sie ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Gott sei Dank, Sie sind unversehrt," rief sie mit hellem Jubel in Blick und Stimme.

Tricksleben faßte bewegt Diana's Hände. „Wie gut, wie gut Sie sind," flüsterte er, die junge Frau mit hellaufleuchtenden Blicken betrachtend.

„Es ist Ihnen nichts begegnet, kein Unfall zugestoßen?" forschte Diana heiß erröthend.

„Mir nicht, aber ich habe einen Schwerverwundeten in's Haus gebracht, Minister Schönburg ist mit dem Pferde gestürzt, ich habe ihn besinnungslos auf der Straße gefunden."

Diana zog leise ihre Hände aus den seinen. „Wir müssen sofort nach einem Arzte senden," sagte sie, sich sammelnd.

„Ich gehe selbst," versetzte Herr v. Tricksleben, sich zur Thüre wendend, „jeder Augenblick ist kostbar."

Ein letzter zärtlicher Blick noch, dann eilte er hinaus, um so rasch als möglich für den Verwundeten Hilfe zu bringen. Fräulein Moldan hatte sich, als sie sah, daß sie hier überflüssig war, geräuschlos entfernt, um nach dem Verletzten zu sehen; Diana folgte ihr, ein unnennbares Glück im Herzen tragend.

Als sie aber an dem Lager des schwer verwundeten Ministers stand und in die leichenblassen Züge des noch

immer besinnungslosen Mannes sah, da faßte ein tiefes Mitleid ihre Seele, und sie machte sich fast Vorwürfe darüber, daß sie in diesem Momente hatte so glücklich sein können.

Jetzt kam der Arzt und seinen Bemühungen gelang es erst, den Minister zum Bewußtsein zu bringen; die Verletzungen erwiesen sich leichter, als er selbst im ersten Momente geglaubt hatte, doch war für den Kranken äußerste Ruhe und Schonung nöthig, und so konnte unter solchen Umständen an keinen Transport desselben gedacht werden.

Fräulein Moldan und Diana versprachen, ihr Möglichstes zur Pflege Schönburg's beizutragen, und der Arzt wollte noch einmal am späten Abend kommen und eine erfahrene Wärterin mitbringen.

Der Kranke war in einen wohlthätigen Schlummer verfallen; Fräulein Moldan saß an seinem Bette, um seinen Schlaf zu überwachen, Diana und Hans waren hinüber in das gemüthlich erwärmte Wohnzimmer gegangen, und nun saßen sie einander gegenüber, stumm und schweigsam, und doch hätten sie einander so viel zu sagen gehabt!

Diana hatte sich wieder in ihre Fensternische gesetzt und mechanisch nach ihrer Handarbeit gegriffen, obgleich die eintretende Dämmerung ihr nicht mehr zu arbeiten erlaubte.

Mit nervös bebenden Fingern nestelte sie an der bunten Stickerei, in athemloser Erwartung, was er wohl sagen würde, doch Hans sah dem erregten Spiele ihrer schlanken Finger schweigend zu; sein Herz war übervoll, aber über die Lippen brachte er kein Wort. Er war doch gar zu scheu und hilflos, der arme gute Hans!

Minute um Minute verrann in erwartungsvollem Schweigen; Diana wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, sonst hätte sie sehen müssen, mit welch' unendlicher Zärtlichkeit die Blicke des vor ihr sitzenden Mannes auf ihr ruhten.

Draußen war der Himmel immer grauer, immer trüber geworden, die Schatten der Dämmerung senkten sich immer tiefer herab, und in dem nun herrschenden Halbdunkel fand Hans v. Tricksleben den Muth, seine Hand auf Diana's Finger zu legen und mit leiser Stimme ihren Namen auszusprechen.

Die junge Frau hob langsam den gesenkten Blick.

Ueber ihre zarten Wangen flog eine tiefe Röthe, aus ihren dunklen Augen leuchtete ein unaussprechliches Glück, und ihre Lippen bebten.

„Diana," sagte Hans v. Tricksleben, und seine Stimme schien plötzlich einen unendlichen Wohlklang für sie zu haben, „Diana, wenn das Unglück mich betroffen hätte, würden Sie mich bemitleidet haben?"

Unter den langen Wimpern hervor traf ihn ein vorwurfsvoller Blick.

„Ich meine, davon sollten Sie überzeugt sein," entgegnete sie kaum vernehmbar.

Hans erröthete vor Freude bis in seinen blonden, struppigen Bart hinein; seine braune, kräftige Rechte umspannte fester die kleinen, bebenden Hände der jungen Frau, und mit stockender, halblauter Stimme sagte er: „Ich bin ein einfacher Mann, Diana, Sie sind in vielen Dingen klüger als ich, ich habe das wohl eingesehen und deshalb

konnte ich nie recht daran glauben, daß Sie mir gut sein könnten. Ich bin weder schön noch fein gebildet, ich kann Ihnen weder Reichthum noch hohen Rang bieten, ich habe nichts als meine Liebe und mein ehrliches, treues Herz. Sind Sie damit zufrieden, wollen Sie sich damit begnügen? Diana, wollen Sie — willst Du mein Weib werden?"

Die junge Frau sah zwei Augen in banger Frage auf sich gerichtet, und tief und tiefer senkte sie ihren Blick in dieselben. Ein Gefühl des Friedens, der Ruhe überkam sie, wie sie solches noch nie empfunden.

Wußte sie doch, in den Händen dieses Mannes lag ihr Lebensglück wohl geborgen. Frei und offen sah sie ihm in's Gesicht, als sie nun mit fester, klarer Stimme sagte:

„Ich will, und Gott helfe mir, daß ich Sie glücklich mache!"

Die hohe, kräftige Gestalt des Mannes bebte; ein feuchter Schimmer legte sich über die ehrlichen blauen Augen, und eine helle Thräne rollte in seinen blonden Bart hinab.

„Diana, Diana, das ist zu viel des Glückes für mich," stammelte er, seinen Arm schüchtern um ihre Schultern legend

Sie aber, überströmender Seligkeit voll, schlang ihre beiden Arme um seinen Hals, und ihr zartes Gesicht dicht an seine bärtige Wange pressend, flüsterte sie in weichem, innigem Tone: „Du mein lieber, lieber, guter Hans!"

Er küßte ihr die Worte von den Lippen und zog die schlanke Gestalt der Geliebten fester an seine Brust. Und so blieben sie dicht an einander geschmiegt in langer, inniger Umarmung. Der Himmel draußen war immer trüber,

immer düsterer geworden, und jetzt mit einem Male kam es von oben herab in dichten weißen Flocken gewirbelt.

Ein kalter, schneidender Wind trieb die dichten Schneemassen gegen die Fenster, und heller flackerte das Feuer im Ofen auf — wie war es doch so rasch rauher, böser Winter geworden, aber die Liebenden achteten dessen nicht, denn in ihre Herzen hatte der sonnige Frühling seinen Einzug gehalten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Fürstin Berthilde weilte nun wieder in der Heimath.

Mit seligem Mutterentzücken hatte sie ihr schönes, blühendes Kind an's Herz gedrückt, es mit tausend süßen Liebkosungen überschüttet; fühlte sie doch erst jetzt, welch' hohes Glück ihr zu Theil geworden war, und ihr ganzes Sein ging nun in dem Gedanken an Gatten und Kind auf. Noch war nicht Alles, wie es sein sollte, aber eine süße Ahnung sagte ihr, daß der Tag nicht ausbleiben könne, an dem sie voll und ganz das Herz ihres Gatten ihr eigen nennen durfte, und mit drängender Erwartung sah sie dem glücklichen Augenblicke entgegen, der dann erst weihevoll den geschlossenen Bund segnen sollte.

Auch der Fürst fühlte, wie die Eiseskruste, die bisher sein Herz umpanzert gehalten, langsam, aber stetig schwand.

Der sanfte, milde Blick seiner schönen Gattin, ihr liebliches Erröthen sagten ihm, daß in ihrem Innern eine große Veränderung vorgegangen sein müsse. Mit heimlicher Freude gewahrte er die erwachende Mutterzärtlichkeit für ihr Kind, und frohe Erwartung schwellte seine

Brust. War es möglich, konnte er sich noch auf ein glückliches Familienleben Hoffnung machen?

Jetzt erst erkannte er, wie viele edle Eigenschaften sich hinter der stolzen, kühlen Außenseite Berthildens bargen, wie gut, wie mild sie trotz ihres zurückhaltenden Wesens sein konnte, und seine warmen Gefühle für sie steigerten sich täglich mehr.

Mitten in diese stille, verschwiegene Seligkeit hinein traf sie die traurige Nachricht von dem Unfalle, den Minister Schönburg erlitten.

Der Fürst schätzte den ihm treu ergebenen Mann als seinen besten Freund, und auch Berthilden war diese feste, energische Natur sympathisch geworden.

Aber Comtesse Juliane war doch von Allen Diejenige, die von dieser Unglücksnachricht am härtesten betroffen ward. Vielleicht hatte sie es nie so sehr empfunden, wie theuer ihr dieser Mann im Laufe der Zeit geworden, als jetzt, da sein Leben in Gefahr schwebte, da der Engel des Todes die Hand über seinem Haupte hielt.

Die ganzen langen Jahre hindurch hatte sie gemeint, nur innige Freundschaft für Schönburg zu fühlen, ihm nur deshalb so zugethan zu sein, weil er ihrem geliebten Bruder die rechte Bahn gezeigt, um seinen Pflichten als Fürst gerecht zu werden. Sie hatte sich selbst über den Zustand ihres Herzens getäuscht, sie war diesmal an sich selbst irre geworden, und nun, wo sie die Wahrheit erkannt, da mischte sich bitterer Schmerz, Angst und Sorge in dieselbe.

Wie gerne wäre sie an sein Krankenlager geeilt, um ihn zu pflegen, für ihn sorgen zu dürfen, aber die Gesetze

der Etikette kümmern sich nicht um die Stimme des Herzens, und sie mußte sich mit den Nachrichten begnügen, die auf Befehl des Fürsten täglich mehrere Male über Schönburg's Befinden eingesandt wurden.

Fürst Eugen selbst hatte den Minister schon einige Male besucht, aber seine ausführlichsten Berichte genügten dem angstgequälten Herzen Julianens nicht. Wenn sie ihn nur einmal, ein einziges Mal hätte sehen können! Sie meinte, dann ihren Kummer, ihre Sorge viel leichter tragen zu können, und nach mancherlei Kämpfen entschloß sie sich endlich, Berthilde in's Vertrauen zu ziehen, ihr das Geheimniß ihres Herzens zu enthüllen.

Berthilde hörte sie schweigend an; im ersten Momente war sie ganz betroffen von Julianens Enthüllungen. Diesem Mädchen mit dem heiteren, sich stets gleich bleibenden, selbstbewußten Charakter hätte sie am allerwenigsten eine geheime tiefe Neigung zugetraut, und in diesem Sinne sprach sie sich auch Julianen gegenüber aus.

Ein wehmüthiges Lächeln war die Antwort der Comtesse. „Glaubte ich doch selbst Jahre hindurch," versetzte Juliane mit einem tiefen Seufzer, „in ihm nur den treuen Freund zu sehen, den Mann, für dessen Thatkraft und Uneigennützigkeit ich die höchste Bewunderung hegte, den ich hoch achtete und werth hielt. Jetzt weiß ich es besser, das Alles ist nur Liebe, innige, warme Liebe gewesen, und die wird nie in meinem Herzen für ihn erlöschen."

Die Fürstin blickte sinnend vor sich hin.

„Hast Du an die Zukunft gedacht, Juliane?" frug sie endlich mit leiser Stimme.

„An die Zukunft? O Berthilde, weiß ich denn, ob er am Leben bleibt!“

„Wenn es aber der Fall ist, und die Aerzte geben gegründete Hoffnung dafür, was soll dann daraus werden?“ forschte die Fürstin weiter.

Ueber das bleiche Gesicht der Comtesse flog eine leise Röthe. „Ich kenne Schönburg's Gesinnungen gegen mich nicht,“ stammelte sie befangen.

Berthilde lächelte sanft. „Ihr habt einander stets so gut verstanden, daß es mich Wunder nehmen sollte, wenn Ihr nicht auch in dieser Frage einig wäret — also, was dann?“

„Dann würde ich seine Frau werden,“ versetzte Juliane, stolz ihr Köpfchen hebend. „Die Welt wird es wahrscheinlich eine Mesalliance nennen, aber ein solches Urtheil kann meinem Glücke nicht hinderlich sein, ich würde freudig alle Konsequenzen eines solchen Schrittes zu ertragen wissen.“

„Du besitzest großen Muth,“ murmelte die Fürstin.

„Den Muth der Liebe, Berthilde. Mein Lebensglück werde ich niemals einem Vorurtheile opfern.“

„Ob ich in einem gleichen Falle eben so stark, eben so fest entschlossen gewesen wäre?“ dachte die Fürstin bei sich. „Wenn ich so geliebt hätte, wie Juliane, vielleicht, aber —“ Sie unterbrach gewaltsam den sie immer weiter drängenden Gedankengang.

„Der Himmel schütze Deine Liebe, Juliane,“ sagte sie in herzlichem Tone, „wenn Du meines Beistandes bedarfst, sei versichert, ich werde Dir denselben nicht versagen.“

„Ich erbitte ihn jetzt schon," flüsterte Juliane mit gesenkten Blicken. „Du kannst es möglich machen, Berthilde, daß ich ihn sehen kann, wenn Du Dich dazu entschließen könntest —"

Die Fürstin unterbrach die Bittende mit einem gütigen Lächeln.

„Ich verstehe,". sagte sie, „Dein Wunsch soll erfüllt werden."

Am nächsten Tage ging durch die Residenz wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß sogar Fürstin Berthilde sich herabgelassen habe, dem schwerkranken Minister Schönburg einen Besuch abzustatten.

Daß Comtesse Juliane die Fürstin bei diesem Besuch begleitet hatte, fand man viel zu wenig wichtig, um davon zu sprechen; wem wäre es auch eingefallen, die Schwester des regierenden Fürsten an die Seite des bürgerlichen Ministers zu stellen!

Seit dieser Zeit waren wieder Wochen vergangen; Schönburg's Zustand hatte sich soweit gebessert, daß er in die Residenz transportirt werden konnte, und die Aerzte stellten seine baldige Genesung in Aussicht.

Juliane ging mit einem so hell verklärten Gesichte umher, daß es selbst dem jetzt viel beschäftigten Fürsten auffiel. Sie hatte es besser verstanden, früher ihren Schmerz zu unterdrücken, als jetzt ihre Freude.

„Begreifst Du Julianens Benehmen?" frug der Fürst bei Gelegenheit lächelnd seine Gattin. „Sie scheint sich in letzterer Zeit sehr verändert zu haben."

„Ich will Dir Alles sagen, Eugen," entgegnete die

Fürstin, „wenn Du mir eine Stunde von Deiner kostbaren Zeit schenken willst. Es ist besser so, daß Du Alles erfährst, ehe es zu einer Entscheidung kommt."

„Geheimnisse?" scherzte der Fürst. „Daß Ihr Frauen doch davon nicht lassen könnt!"

Ueber Berthildens reine Stirne flog eine leichte Wolke. Hatte sie nicht auch ein Geheimniß vor ihrem Gatten? War es nicht besser, wenn sie ihm offen ihre Mädchenthorheit erzählte? Ja, wenn sie sich hätte in seine Arme stürzen, ihm sagen können: „Ich liebe Dich, nur Dich allein, jener Mann gilt mir nichts, gar nichts mehr!" Aber so weit waren sie Beide noch nicht; das rechte Wort war noch nicht gesprochen worden, und sie konnte nicht die Erste sein, die es sprach.

Wenn er mit sich noch nicht im Reinen war, so mußte sie geduldig harren, bis er sie in seine Arme schloß und ihr das innig ersehnte Wort der Liebe sagte, sie sein geliebtes Weib nannte.

„Wir wollen einmal nach meinem ehemaligen Wohnsitze, dem kleinen Schlößchen fahren, dort kannst Du mir Alles sagen," lächelte der Fürst, der Berthildens Verstummen einer ganz anderen Ursache zuschrieb.

Am nächsten Tage schon fuhren die beiden Gatten dahin. In den geschmackvoll ausgestatteten Räumen des hübschen Schlößchens war nicht viel verändert worden. Nur das Gemach, in welchem der Fürst die Danilla zum letzten Male gesehen und gesprochen, hatte seinen Anordnungen gemäß eine andere Bestimmung erhalten. Es war in eine Art von Empfangssalon verwandelt worden, doch hatte

man diesen bisher noch nicht benutzt, und auch heute führte der Fürst seine Gattin in ein anderes Gemach. Er mochte Berthilde nicht den Raum betreten lassen, dessen Schwelle einst das schöne, leidenschaftliche Weib überschritten hatte, dessen Andenken allmählig in seiner Seele gänzlich erblaßt war.

Mit sanft bittender Liebenswürdigkeit sprach Berthilde bei ihrem Gatten für die Liebenden. Auf seinen Einwurf, daß Schönburg's Neigung für Juliane doch noch keine ausgemachte Sache sei, versetzte Berthilde mit einer an ihr ungewohnten Lebhaftigkeit: „Er liebt sie, ich weiß es bestimmt! Ich habe es deutlich gesehen, als wir ihn besuchten, mit welchem Entzücken seine Blicke an ihrem Antlitz hingen, wie gierig er jedem ihrer Worte lauschte. In diesem Punkte sind wir Alle blind gewesen."

Der Fürst neigte bedächtig das Haupt.

„Ich hätte nie gedacht, daß Du für eine solche Verbindung sprechen würdest," sagte er nach einer Pause, „denn im Grunde genommen kann Juliane ganz andere Ansprüche machen. Du hast sonst über dergleichen Fälle sehr strenge Ansichten gehabt."

Die Fürstin erröthete heftig.

„Warum durch ein Vorurtheil das Lebensglück zweier edlen Menschen zerstören," flüsterte sie mit gesenktem Blicke, „Juliane würde niemals einen Anderen wählen."

„Ja, meine Schwester würde nie eine Konvenienzehe eingehen," sprach der Fürst gedankenvoll vor sich hin, „sie ist ein fester, energischer Charakter, der sich durch keine Nebenrücksichten beeinflussen läßt; ich will ihrem Glücke

nicht hindernd in den Weg treten, aber es wird so Manche geben, die ihr diesen Schritt sehr verübeln werden."

„Was kann sie das kümmern," versetzte Berthilde eifrig; „sie wird immer nur in der Liebe des geliebten Mannes ihr bestes, reinstes Glück finden; braucht sie da noch um das Urtheil der Welt zu sorgen?"

Der Fürst betrachtete erstaunt seine hocherglühende Gattin. So hatte er Berthilden noch nie sprechen gehört!

War es möglich, daß seine Gattin sich von den krassen Vorurtheilen loszusagen begann, die ein Erbtheil ihrer stolzen Mutter waren und ihr Herz bisher fest umpanzert gehalten hatten. Er athmete tief auf.

Welch' ein Glück! Sollte er jetzt in seiner Gattin das Weib finden, das seine idealen Anschauungen theilte, das eins war mit ihm im Denken und Fühlen, das, ihm treu zur Seite stehend, alle seine Wünsche und Hoffnungen theilte?

Er warf einen Blick inniger Zärtlichkeit auf das reizende Antlitz der schönen Frau. Würde sie ihn jemals verstehen lernen, sein ganzes Wesen voll und ganz erfassen?

„Berthilde, komm'," sagte er, sanft ihren Arm erfassend, „ich will Dir die Räume zeigen, in denen ich einst gehaust, Jahre meines Lebens in stiller Einsamkeit verbracht habe."

Ein leises Beben durchschauerte ihren schlanken Körper; wie eine Ahnung kommenden Glückes überkam es sie und ein seliges, süß träumerisches Lächeln auf den Lippen schritt sie dicht an seiner Seite dahin, frohe Hoffnung und Zuversicht im Herzen tragend.

So hatten sie fast alle Räume durchschritten, bis sie

zu einem abgelegenen Gemache kamen, vor dessen Thüre der Fürst zögernd stehen blieb.

„Hier wirst Du nichts Besonderes finden, Berthilde,“ sagte er, „zurückgestellte Gemälde, unbrauchbar gewordenen Hausrath, ich selbst habe das Zimmer seit Jahren nicht betreten.“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich möchte Alles sehen, laß uns eintreten.“

Schweigend öffnete er die Thüre; es war ganz so, wie er gesagt hatte. Alte beschädigte Bilder, zerbrochene Vasen und andere Gegenstände standen umher, doch was war das?

Dort in der Ecke lehnte das Bild einer Frau.

Durch das Gesicht ging ein Riß, wie von dem scharfen Schnitte eines Messers herrührend, aber man konnte doch erkennen, daß es das Bild einer schönen, wunderbar schönen Frau war.

Mit athemloser Hast trat die Fürstin ganz nahe heran.

Diese Augen, wo hatte sie diese dunklen, gluthvollen Augen schon gesehen?

Und diese prachtvollen schwarzen, in's Bläuliche schimmernden Flechten — nein — nein, das war kein Phantasiegemälde, das war ein Porträt!

Die Fürstin hob den Blick zu ihrem Gatten. Mit gerunzelter Stirn und düster flammenden Augen sah er auf das verhängnißvolle Bild; er war furchtbar bleich geworden.

Fürstin Berthilde preßte beide Hände gegen ihr heftig pochendes Herz; eine rasende Eifersucht erfüllte in diesem Moment ihre Seele.

Was war diese Frau ihrem Gatten gewesen, was war sie ihm noch? Wo weilte das Original dieses Bildes? Wer war die schöne Frau? In welchen Beziehungen stand sie zu dem Fürsten?

Wie ein wilder Sturmwind drängte und tobte es in dem gequälten Herzen der armen Frau hin und her. Sie fühlte ihre Augen naß werden und zornig über sich selbst drückte sie die weißen Zähne fest in die rosige Unterlippe, daß ein heller Blutstropfen hervorsprang.

Also das war es! Das war die Schranke, welche durch nichts durchbrochen werden konnte, das Hinderniß, welches ihr im Wege stand! O! Sie ballte krampfhaft die kleinen Hände zusammen und erstickte gewaltsam den Seufzer, der sich aus ihrem gemarterten Herzen Bahn über ihre Lippen brechen wollte.

Jetzt erst fühlte sie, wie sie den Mann da neben sich liebte, heiß, innig, wie sie den Maler nie geliebt! Das war noch ein ganz anderes Weh, als sie damals empfunden, da sie den Maler mit Clemence belauscht hatte.

Mit stiller Resignation hatte sie zu jener Zeit ihre Enttäuschung getragen; sie hatte gekämpft, gelitten, aber was war das im Vergleiche zu dem wilden Schmerze, der jetzt in namenloser Qual ihre Brust zerriß. Aber nur keine Schwäche zeigen, nur nicht ihr Leid vor seinen Blicken zur Schau tragen.

Sie raffte all' ihren Muth zusammen und sagte in ruhigem, eisig kaltem Tone zu ihrem Gatten: „Ein schönes Bild — wohl ein Phantasiegemälde?"

„Nein, es ist ein Porträt," versetzte der Fürst mit

harter Stimme, „und Du sollst die Geschichte dieses Bildes hören."

Sie wandte sich kalt von ihm ab.

„Bemühe Dich nicht," entgegnete sie schroff, „ich will nichts hören; Neugierde ist mein Fehler nicht."

„Berthilde!"

Der eigenthümlich vibrirende Klang seiner Stimme berührte sie mächtig, aber ihr schönes, marmorblasses Gesicht blieb kalt und starr. Wortlos schritt sie hinaus; der Fürst folgte ihr mit langsamen, zögernden Schritten. Ihre kalte Abwehr hatte ihn tief verletzt.

Stumm und in sich gekehrt fuhr das Fürstenpaar heimwärts.

Kein Wort ward mehr über das verhängnißvolle Bild gewechselt, und doch dachten Beide unaufhörlich an dasselbe.

Endlich hatte dieses peinliche Zusammensein ein Ende. Die Fürstin grüßte flüchtig ihren Gatten und zog sich sofort in ihre Gemächer zurück, und hier, als sie sich allein sah, löste sich ihr Weh in einem bitteren, schmerzlichen Schluchzen.

So war auch diese Hoffnung dahin! Eine Andere stand zwischen ihr und dem Gatten, und sie war wieder einsam und verlassen wie zuvor.

Nachdem der erste wilde Schmerz sich ausgetobt hatte, kehrte wohl die ruhigere Ueberlegung bei ihr ein. Sie frug sich, warum sie nicht die Erklärung ihres Gatten angehört hatte; vielleicht hätte sich dann das Ganze besser gelöst, als sie dachte. Mit erneuerter Hoffnung klammerte sie sich an diesen Gedanken, und nun machte sie sich bittere

Vorwürfe, daß sie so kalt und abstoßend gegen ihren Gatten gewesen war. Dann wieder kamen auf's Neue die quälenden Gedanken, und so zwischen Furcht und Hoffnung flossen ihr langsam die Stunden der Nacht dahin.

Der nächste Morgen, so hatte sie bei sich beschlossen, sollte ihr die Aufklärung bringen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nach dem kurzen, kühlen Abschiede von Berthilde war der Fürst in sein Arbeitskabinet gegangen. Er hatte nicht Zeit, sich seiner schmerzlichen Enttäuschung hinzugeben, denn es harrten seiner dringende Geschäfte, die rasch erledigt werden mußten.

Bis tief in die Nacht hinein arbeitete der Fürst mit seinem Sekretär; die Mitternachtsstunde war schon längst vorbei, als er den Beamten entließ und nun erst mit seinen Gedanken allein die Ereignisse der letztverflossenen Stunden überdenken konnte.

War der Traum vorbei, zerronnen, verflüchtigt, in ein eitles Nichts zurückgesunken? Wie kurz war dieses stille Glück gewesen! Ehe es noch durch Vollendung gekrönt worden, war es dahin, verloren, und das vielleicht für immer!

Welch' böse Macht hatte hier ihre Hand im Spiele gehabt, um das Bild Danilla's, jenes unseligen Weibes, vor die reinen Augen seiner Gattin zu bringen. War es nicht, als hätte sich Alles verschworen, um ihn in ein ödes, liebeleeres Dasein zu drängen, ihn keines wahren Glückes theilhaftig werden zu lassen?

Der Fürst stöhnte schmerzlich auf, und beide Hände an die glühende Stirn pressend, ging er hastigen, ungleichen Schrittes auf und ab.

Nein, nein, das konnte nicht sein, das durfte nicht sein, Berthilde mußte ihn anhören, sie mußte seine Rechtfertigung vernehmen, sie durfte ihn nicht verdammen, ohne Alles erfahren zu haben!

Sein, sein Weib, welch' süßen Klang hatte dieses Wort in letzter Zeit für ihn gehabt! Wie hatte er gehofft, sich ihre Liebe zu erringen, sie mit Leib und Seele sein eigen nennen zu können.

Sie mußte seinen Schwüren glauben, daß ihm Danilla nichts mehr galt, daß er das heuchlerische Weib zu lieben aufgehört von dem Momente an, da er ihre ganze Falschheit durchschaut hatte.

Ein Mann, wie er, konnte nur ein reines, schuldloses Weib lieben, ein Weib, das er achten und schätzen konnte als die Beste, Edelste ihres Geschlechts, ein solches Weib wäre ihm Berthilde jetzt gewesen, hatte er doch den edlen Kern erkannt, der unter der stolzen, kühlen Außenseite schlummerte. Und nun sollte er sie lassen, nicht mehr ihr Herz erringen dürfen? Er konnte es nicht fassen, nicht daran glauben, und doch — ihr eisig kalter Blick, ihre schroffe Abwehr hatten ihm nur zu deutlich gezeigt, wie sehr sie ihm zürnte, wie tief sie verletzt war.

Dem Fürsten ward es zu enge und schwül in dem angenehm durchwärmten Gemache. Hastig trat er zu der hohen Doppelthüre, welche hinaus auf den Balkon führte. Er schlug die schweren Sammetportièren zurück, welche die

Thüre verhüllten, und öffnete dieselbe rasch. Eine eisig kalte Winterluft schlug ihm entgegen und legte sich kühlend über seine brennend heiße Stirn.

Tief aufathmend lehnte sich der Fürst über die Brüstung des Balkons und sah hinab in den seines Blumen- und Blätterschmuckes beraubten Park, dessen mit Schnee bedeckte Marmorstatuen gespenstisch durch die dunkle Nacht schimmerten.

In schweren Athemzügen sog der erregte Mann die kalte Schneeluft ein; die eisige Kühle that ihm wohl, und die tiefe Stille, die ihn umgab, wirkte beruhigend auf seine wild empörten Sinne.

Lange stand er so und starrte in die dunkle, schweigende Nacht hinaus. In dieser stillen Stunde, so sich selbst überlassen, hielt er Einkehr in sein Inneres; und immer mehr ward es ihm klar mit beseligender Gewißheit, daß die Mutter seines Kindes allein das Weib sei, das ihn glücklich zu machen vermöge.

„Berthilde, Berthilde," flüsterte er mit leidenschaftlich bewegter Stimme, „mein Weib, mein Alles, Du mußt mich verstehen lernen, ich will um Deine Liebe ringen und werben! Dein Herz muß mein eigen sein —"

Er unterbrach sich und stöhnte schmerzlich auf.

Ein scharfer, schneidender Schmerz hatte seine Brust durchzuckt.

Einen Augenblick war es ihm, als sollten seine Sinne schwinden, er klammerte sich krampfhaft mit beiden Händen an die Brüstung, um nicht umzusinken — Minuten vergingen so, bis er sich selbst zurecht fand.

Endlich raffte er sich energisch auf, und taumelnd, gleich einem Trunkenen, trat er in sein Zimmer zurück.

Zu spät — der Keim einer schweren Krankheit war schon in seine Brust gelegt worden.

Am nächsten Tage theilte man der Fürstin so schonend als möglich mit, daß Fürst Eugen in der Nacht schwer erkrankt sei und schon seit Stunden besinnungslos darniederliege.

Berthilde erbleichte; eine innere Stimme flüsterte ihr mahnend zu: „Wenn Du ihn gestern hättest sprechen lassen, vielleicht wäre es dann nicht geschehen," und zu der Sorge um den geliebten Mann gesellte sich noch die peinigende Qual der Reue.

Aeußerlich blieb die schöne Frau gefaßt; mit stiller Ruhe begab sie sich nach dem Zimmer ihres Gatten, aber als sie einmal an seinem Krankenlager stand, da erklärte sie mit unerschütterlicher Festigkeit, dasselbe unter keinen Umständen verlassen zu wollen.

Und die Fürstin hielt ihr Wort; Tag und Nacht wachte sie bei dem kranken Gatten, der in wilden Fieberträumen dalag und seine treue Pflegerin nicht erkannte, und wenn, wie es häufig geschah, ihr Name seinen trockenheißen Lippen entschlüpfte, dann füllten sich ihre blauen Augen mit Thränen und tiefe, schmerzliche Seufzer hoben ihre Brust. Sie wußte sich geliebt, aber würde ihr der Himmel das Glück gönnen, ihm zu sagen, daß die Liebe zu ihm auch in ihrem Herzen Einzug gehalten, daß sie jetzt keine höhere Seligkeit kenne, als sich sein Weib nennen zu dürfen?

Endlich nach langem Bangen und Harren ward die böse Krankheit besiegt.

Der Fürst war noch viel zu schwach und angegriffen, als daß Berthilde eine offene Erklärung hätte wagen dürfen; aber sie umgab ihn mit tausend zarten Aufmerksamkeiten, welche ihm bewiesen, daß er ihr theuer war, daß sie ihn glücklich und zufrieden zu sehen wünsche.

Der wahre Charakter einer Frau enthüllt sich nie besser, als zu Zeiten der Gefahr, Kummer, Noth und Sorge.

Berthilde, die stolze Fürstin, „das Marmorbild", wie man sie bei Hofe heimlich nannte, zeigte jetzt, welch' edler Sinn unter dieser ruhig kalten Außenseite schlummerte.

Wie die eng geschlossene Knospe nach einem Gewitterregen leise, leise ihre zarten Blätter entfaltet, um dann als herrliche Blüthe durch ihre duftende Schönheit zu erfreuen, so fiel die Hülle von dem Herzen der schönen Frau. Geschmückt mit den herrlichsten Tugenden eines Weibes, mit Opfermuth und treuer Liebe, so hatte sie an dem Krankenbette des Gatten geweilt gleich einer wohlthätigen Fee, vor deren sanftem Zauberworte Tod und Verderben fliehen.

Jetzt war das echte Weib in ihr erwacht, jetzt konnte sie Demuth und Aufopferung üben, jetzt war sie bereit, Alles zu hören, um Alles verzeihen zu können.

Aber noch einmal sollte sich eine böse Macht zwischen ihr Glück drängen, um ihr dessen Werth in erhöhterem Glanze zu zeigen.

Und diese böse Macht, die einem wilden Dämon gleich daher gestürmt kam, um die so schwer errungene Herzensruhe zu stören, um Zwietracht und Unfrieden zu säen, sie war vom Anbeginne an der böse Engel des Fürsten gewesen, und hieß Danilla.

Die Sängerin hatte ihre Rachepläne nicht aufgegeben, wenn sie auch von den Verhältnissen gezwungen worden war, dieselben einstweilen aufzuschieben.

Als Danilla mit ihrer Mutter die Residenz verlassen, hatte sie sich nach Wien gewendet. Es gab nur eine einzige Person, welche ihre Vergangenheit so genau kannte, wie ihr dieselbe Reichstein vorgehalten hatte, und diese Person war ein alter Kapellmeister, der sie zur Sängerin ausgebildet hatte und früher ihr steter Reisebegleiter gewesen war.

Danilla kannte den Mann genau; für Geld war ihm jedes Geheimniß feil, und es war nur zu wahrscheinlich, daß er auch ihre Geheimnisse für eine Summe Geldes verrathen, um so mehr, als er sich von ihr im Zorne getrennt hatte.

Danilla wußte, daß dieser Mann in Wien lebte, ihr erster Weg war daher, sobald sie dort ankam, zu ihm.

Die Sängerin verstand es, mit dem Alten umzugehen; Geld, Bitten, Drohungen entlockten ihm das Geständniß, daß er ihre Vergangenheit an Reichstein verrathen habe, und daß dessen Mittheilung, Don Gomez de Silva betreffend, vollständig wahr sei.

Don Gomez selbst sei bei ihm gewesen, um sich nach Danilla's Aufenthaltsort zu erkundigen, habe aber einer Erbschaftsangelegenheit wegen eilig nach seinem Heimathlande reisen müssen und sich seitdem nicht wieder blicken lassen.

Danilla wußte genug; sie verließ den Alten und ging zu einem Theateragenten, der ihr ein Engagement nach Spanien verschaffen mußte.

Wenige Wochen später gastirte sie am Madrider Hoftheater, und kurze Zeit später hatte sie Don Gomez gefunden.

Die furchtbare Eifersucht des Spaniers hatte ihr den Mann verhaßt gemacht, sie fürchtete ihn vielleicht noch mehr, als sie ihn haßte, aber sie wollte ihn zu ihren Racheplänen benützen und deshalb kehrte sie freiwillig in die Höhle des Löwen zurück.

Don Gomez liebte das schöne Weib noch immer; er war völlig unabhängig und jetzt der Besitzer eines großen Vermögens geworden.

Danilla ward seine Gattin, und ganz nur von ihrer Rachsucht geleitet, heuchelte sie für Don Gomez eine Zärtlichkeit, die sie nicht besaß, um ihn so fester an sich zu ketten und ihrem Willen gefügig zu machen.

Aber diesmal hatte sich Danilla verrechnet; Don Gomez war trotz seiner Liebe nicht der Mann, sich zum willenlosen Werkzeuge seiner Gemahlin machen zu lassen. Danilla's Plan war gewesen, mit ihrem Gatten in die Residenz zurückzukehren, die sie vor einigen Jahren gleich einer Flüchtenden verlassen hatte. Von all' den tragischen Ereignissen, die sich seit ihrer Abwesenheit dort zugetragen, hatte sie genaue Kenntniß erhalten. Sie wußte auch, daß Graf Eugen Fürst geworden sei und seine Cousine geheirathet habe; die geschäftige Fama hatte ihr zugetragen, daß diese Ehe keine glückliche zu sein scheine, da die beiden Gatten einander sehr kühl begegneten, und eine wilde Freude hatte bei dieser Nachricht ihr Herz erfüllt.

Er hatte ihre Liebe verschmäht und doch keinen Ersatz dafür gefunden; einsam und liebeleer mußte er nun seinen

Weg wandeln, er, dessen Seele stets von so hohen Idealen erfüllt gewesen.

Am liebsten wäre sie sofort hingereist, um sich selbst durch den Augenschein zu überzeugen, aber sie war nicht mehr freie Herrin ihres Willens. Ihr Gatte widerstand ihrem ungeduldigen Drängen nach Deutschland zurückzugehen, und Danilla mußte sich fügen.

Von Argusaugen überwacht, von den Eifersüchteleien eines ungeliebten Gatten gequält, lebte die ehemalige Sängerin ein keineswegs angenehmes Dasein; gebunden durch die Macht eines herrischen Mannes konnte sie ihre Rachepläne nicht weiter verfolgen, und in ohnmächtiger Wuth sich selbst verzehrend, beschäftigte sie sich unaufhörlich mit tausenderlei Entwürfen, wie sie dem Gatten zum Trotze ihr Ziel dennoch erreichen könnte. Da trat plötzlich der Tod dazwischen und machte sie von den lästigen Banden frei.

Don Gomez de Silva ward von einem hitzigen Fieber hinweggerafft und hinterließ nun eine reiche, schöne, vollkommen unabhängige Wittwe. Danilla's Trauer um den Gatten war nur Schein; im Inneren frohlockte sie, daß das Geschick sie so bald wieder von einem Manne befreit, den sie ebenso sehr gehaßt als gefürchtet hatte. Nachdem ihre geschäftlichen Angelegenheiten geordnet waren, verließ sie Spanien und wendete sich direkt nach der kleinen Residenz, die auf's Neue der Schauplatz ihrer Intriguen werden sollte.

Aber das, was sie dort hörte, war wohl geeignet, ihre triumphirenden Hoffnungen um einige Grade herabzustimmen.

Sie vernahm, daß das Fürstenpaar jetzt im besten Einvernehmen mit einander zu leben scheine, daß die früher so kühl zurückhaltende Fürstin sichtlich freundlicher, liebenswürdiger gegen ihren Gatten geworden sei, und daß dieser seinerseits sich in zarten Aufmerksamkeiten für seine Gattin erschöpfe, mit einem Worte, daß sich das einst kalt neben einander herschreitende Ehepaar zu einem innigen, zärtlichen Bunde vereinigt habe.

Danilla raste vor Wuth, als sie diese Nachrichten vernahm, aber sie gab deshalb ihre Pläne nicht auf. Um so besser: wenn er glücklich war, so wollte sie sein Glück zerstören, der böse Dämon seines Lebens sein, und sie traute sich List und Macht genug zu, um dies auch zu können.

Als Danilla in der Residenz eintraf, war der Fürst gerade auf dem Wege der Besserung; einige Tage der Information genügten, um Danilla klar sehen zu lassen.

Nach langen Irrgängen hatten sich die Gatten gefunden, und je inniger, je zärtlicher ihre späte Liebe zu einander war, desto empfindlicher mußten sie den Schlag fühlen, der sie Beide treffen sollte.

Eines Tages erhielt Fürstin Berthilde einen Brief, worin sie von einer Unglücklichen um eine Unterredung angefleht wurde. In ihrem eigenen Interesse ward sie gebeten, dem Ansuchen der ungenannten Dame Folge zu geben, und Berthilde hätte keine Frau sein müssen, wenn der mysteriös traurige Ton dieses Schreibens nicht ihr Interesse wachgerufen hätte.

Die erbetene Unterredung ward bewilligt, und in der Dämmerstunde empfing die Fürstin die Unbekannte. Ver-

thilde hatte ihren seltsamen Besuch in einen kleinen Salon führen lassen, der von dem Schlafgemache ihres Gatten nur durch ein schmales Studierzimmer getrennt war. Sie hatte, um den noch immer schwachen Fürsten nicht unnöthig aufzuregen, nichts von der seltsamen Bittstellerin gesagt, und ihre Entfernung nur mit einigen flüchtigen Worten entschuldigend, verließ sie ihren Gatten, um nach dem Begehren der geheimnißvollen Besucherin zu forschen.

Danilla hatte den dichten Schleier zurückgeschlagen und erwartete stolz erhobenen Hauptes die Fürstin.

Ihr schönes, dunkles Gesicht glühte vor Erregung und die großen Augen blitzten in wahrhaft dämonischer Gluth — jetzt, jetzt war der Augenblick der Rache gekommen!

Die Fürstin trat ein; ihr Blick fiel auf dieses schöne, dunkle Antlitz, in die leuchtenden, flammenden Augen, und ein jähes Erschrecken durchzuckte ihre Seele.

Einen Augenblick lang blieb sie wie versteinert stehen, dann holte sie tief Athem, und unwillkürlich beide Hände fest auf ihr heftig pochendes Herz pressend, trat sie langsam vor.

Die beiden Frauen standen nun einander gegenüber und maßen sich lange und schweigend mit den prüfenden Blicken zweier Nebenbuhlerinnen.

„Also das ist sie," dachte Berthilde bei sich, „das ist das Original des Bildes," und plötzlich sank auch der verhüllende Schleier, der bis dahin ihr Erinnerungsvermögen verdeckt gehalten.

Das war ja die schöne Sängerin, die vor einigen Jahren in der Residenz Furore gemacht und dann so plötzlich ver-

schwunden war — das, das also war das Weib, welches Eugen's Liebe besessen hatte! Jetzt liebte er sie nicht mehr, das fühlte sie mit jeder Fiber ihres Herzens, das Andenken an die schöne Circe war in seiner Seele erloschen, aber es that doch weh, unendlich weh, dieser Frau so gegenüber stehen zu müssen.

Ein höhnisches Lächeln umspielte Danilla's Lippen, als sie das Erschrecken der Fürstin gewahrte. Mit wildem Triumphe in Blick und Miene bereitete sie sich darauf vor, die Gattin des Fürsten zu verletzen, zu demüthigen, so viel als es in ihrer Macht stand, und nun begann sie mit ihrer weichen, vollen Stimme in festem Tone: „Durchlaucht, eine Bittende steht vor Ihnen."

Die feinen Lippen Berthildens zogen sich krampfhaft zusammen; diese Frau hatte durchaus nichts von einer Bittenden an sich. Ihre Worte klangen daher fast wie Hohn, und bebend lauschte die Fürstin, was ihr die Fremde eigentlich zu sagen habe.

Danilla begann.

Mit unendlicher Bosheit wußte sie ihre Worte so zu setzen, daß jedes derselben die bleiche, zitternde Frau wie eine vergiftete Pfeilspitze traf.

Ohne direkt den Namen des Fürsten zu nennen, ließ sie deutlich durchschimmern, wen sie eigentlich meinte, und in glühender Rede schilderte sie ihr Verhältniß zu dem Manne, dessen todtenbleiche Frau an allen Gliedern bebend vor ihr stand.

Mehr als einmal war Berthilde im Begriffe gewesen, sie zu unterbrechen, ihr mit stolzen, kalten Worten die

Thüre zu weisen, aber eine seltsame Macht hielt sie immer wieder davon zurück.

Wie sehr mußte ihr Gatte diese Frau geliebt haben, da er sie hatte zu seinem Weibe machen wollen, allen Hindernissen, allen Vorurtheilen zum Trotze!

Und nun fuhr der schöne Dämon mit blitzenden Augen und vibrirender Stimme fort: „Man spann Intriguen auf Intriguen, um uns zu trennen; wir litten Beide namenlose Qual, und dann ging ich mit gebrochenem Herzen fort, ich wollte ihm die Entsagung leichter machen. Ich ging fort in ferne Lande, und nun —“ sie hielt inne.

Fürstin Berthilde war dicht an sie heran getreten; hoch aufgerichtet stand sie in ihrer ganzen, stolzen Würde da.

In den sanften blauen Augen flammte es auf wie von heißem Zorne, die vorhin so bleichen Lippen hatten sich geröthet und die süße Stimme klang hart und kalt, als sie langsam frug: „Wozu sagen Sie mir dies Alles? Ich glaubte eine Bittende vor mir zu sehen, die meine Hilfe anzuflehen kam, statt dessen sehe ich eine Frau vor mir, die aus längst vergangenen Dingen Kapital zu schlagen sucht. Anders kann ich mir Ihr Hiersein nicht erklären.“

Jetzt war die Reihe an Danilla, zu erbleichen; ein wilder Zornesblitz zuckte aus ihren Augen, und bebend vor getäuschter Wuth warf sie vollends die Maske ab.

„Ah, Durchlaucht,“ zischte sie, einer Schlange gleich, zwischen den geschlossenen Zähnen hervor, „das ist zu viel, das ist mehr, als ich ertragen kann — Sie bringen mich zum Aeußersten! Wohlan, wollen Sie die glühenden Liebesepisteln lesen, die der Fürst einst an mich schrieb,

ich stelle sie Ihnen zur Verfügung. Lesen Sie, lesen Sie alle, und dann fragen Sie sich, ob ein Mann, der mich so geliebt, mich je vergessen kann! Hier, hier, lesen Sie, überzeugen Sie sich selbst."

Sie zog ein Packet Briefe hervor und reichte dieselben der Fürstin.

Berthilde machte eine stolz abwehrende Handbewegung.

„Was vergangen ist, ist vergessen," sprach sie mit klarer, lauter Stimme, „ich liebe meinen Gatten und bin glücklich in seiner Liebe. Von dem, was die Vergangenheit mit ihrem Schleier bedeckt, will ich nichts wissen."

Ein unterdrückter Wuthschrei erstickte auf Danilla's Lippen. Sie hatte gehofft, die Fürstin zu demüthigen, zu verletzen, sich an ihren Qualen, an ihrer Eifersucht weiden zu können — vergebens! Sie war mit ruhiger, stolzer Würde zurückgewiesen worden; ihre nicht immer wahrheitsgetreuen Enthüllungen hatten die gewünschte Wirkung verfehlt, und sie stand nun geschlagen und gedemüthigt vor der Frau, deren Seelenruhe sie vernichten gewollt.

„Ah," keuchte sie nach einer sekundenlangen Pause, während welcher sie vergebens nach Athem gerungen, „Sie wollen es nicht anders haben? Gut denn, ich werde diese zärtlichen Briefe des Fürsten an mich veröffentlichen, ich werde es laut vor der ganzen Welt sagen, daß es nur an mir gelegen —"

Sie wurde von der Fürstin unterbrochen.

Berthilde war einige Schritte von der Rasenden zurückgetreten und mit unendlicher Verachtung in Ton und Blick sagte die schöne Frau: „Jetzt erst errathe ich Ihre Bitte,

Sie wollten mir die Briefe verkaufen. Bitte, nennen Sie doch den Preis!"

Die zarte, schlanke Frau mit dem süßen, sanften Gesichte hätte an Danilla keine eklatantere Rache nehmen können, als gerade durch diese Worte; die Wirkung derselben war auch eine geradezu vernichtende. Mit wild verzerrten Zügen starrte sie sprachlos die Fürstin an, die mit eisigem Stolze in dem lieblichen Antlitze vor ihr stand.

Das heiße Blut der ehemaligen Sängerin wallte jäh empor; aus den dunklen Augen sprühte wilder Zorn, und ihrer Sinne kaum mehr mächtig, packte sie die unbeweglich dastehende Fürstin heftig beim Arme.

„Lassen Sie meine Gattin los," befahl in diesem Augenblicke eine stolze, gebieterische Stimme, „beflecken Sie nicht mit Ihrer Berührung diese reine, edle Frau!"

Danilla trat unwillkürlich zurück.

Die Blicke beider Frauen hafteten auf dem Antlitze des Fürsten, das die Aufregung mit einem hellen Rothe gefärbt hatte.

Aus Berthildens blauen Sternen leuchteten ihm Liebe, Zärtlichkeit und eine unendliche Dankbarkeit entgegen, aus Danilla's Blicken sprachen Wuth, Eifersucht und jähe Ueberraschung.

Der Fürst war langsam vorgetreten; nun stand er zwischen den beiden Frauen. Zu seiner Linken, bebend vor Haß und ohnmächtigem Zorne, befand sich die Frau, an die er einst das erste, schwärmerische Fühlen des Jünglings verschwendet hatte und durch die er so sehr enttäuscht worden war. Ihm zur Rechten, schlank und stolz wie eine

Lilie, stand die Frau, die er sein eigen nannte und mit der ganzen Innigkeit eines herangereiften Mannes liebte. Er wagte es nicht einmal, einen Vergleich zwischen den beiden Frauen anzustellen, so sehr schätzte er die eine, so tief verachtete er die andere.

Empörung, Entrüstung hatten ihn ergriffen, als er die kühne, verwegene Sprache Danilla's gehört; sie, die alle Ursache hatte, von der Vergangenheit zu schweigen, jede Erinnerung an dieselbe zu meiden, sie beschwor jene unselige Zeit der Verblendung mit ihren Worten wieder herauf, jene Zeit, die er mit Jahren seines Lebens hätte zurückkaufen mögen!

Der Fürst wandte sich an seine Gattin.

„Verzeihe, Berthilde, daß diese Frau so zu Dir reden durfte," sagte er mit weicher, milder Stimme, „es ist nicht Alles so, wie sie gesagt. Ich selbst habe mich von ihr losgerissen, als ich ihre Falschheit, ihre Hinterlist erkannt hatte, nicht sie ist freiwillig von mir gegangen. Berthilde, mein theures Weib, ich bin frei von jeder Schuld gegen diese Frau, sie hat kein Recht an mich, und was ich ihr in thörichter Verblendung geschrieben, sind harmlose Schwärmereien eines jungen Herzens, nichts weiter! Sie kann die Briefe veröffentlichen, ich sehe ohne Scheu einer Publikation entgegen; wenn sie glaubt, damit ihrer Rachsucht Genüge zu thun, ich halte sie nicht davon ab."

Der Fürst hatte es vermieden, das Wort an Danilla zu richten, jetzt schaute er sie mit einem langen, ernsten Blicke an, der ihr tief in die Seele drang.

Ein seltsames Fühlen überkam mit einem Male das

rachsüchtige Weib; empfand sie Reue über ihr Vorgehen, oder war es etwas Anderes? Genug, sie senkte das trotzig erhobene Haupt und schweigend kehrte sie sich ab, um das Gemach zu verlassen.

Die Gatten sahen ihr wortlos nach; wie in Erstarrung versunken, blieben sie eine Weile regungslos stehen, dann, einem mächtigen Impulse folgend, öffneten sie Beide ihre Arme, um sich auf's Innigste zu umfangen.

„Mein — mein Weib," stammelte der Fürst, Berthilde fest an sich pressend, „bleibe bei mir, verlaß mich nicht, sei der gute Stern meines Lebens, der mich auf allen Wegen begleitet, Berthilde, mein Weib, mein theures Weib!"

Das Eis war gebrochen, der richtige Ton gefunden, um die beiden Gatten endlich zur vollkommenen Verständigung zu führen.

Jauchzend schlang Berthilde ihre Arme um den Nacken des geliebten Gatten, wie sie es noch nie gethan, und ihren freudebebenden Lippen entströmten heiße, innige Liebesworte.

Und in dieser Stunde voll Glück und süßer Liebesseligkeit fand sie auch den Muth, ihr ganzes Herz dem Gatten zu öffnen, ihm offen und vertrauensvoll Alles zu sagen. An seine Brust geschmiegt, von seinem Arm umfangen, berichtete sie mit leiser, aber fester Stimme die Geschichte ihrer ersten Liebe und deren so jähes, enttäuschendes Ende. Als sie mit ihrer Beichte fertig war, hob sie den Kopf und sah ihren Gatten fragend an.

Ueber das Gesicht des Fürsten flog ein stilles, herzerquickendes Lächeln. „Ich weiß, daß Dir die Erinnerung an diesen Mann nichts mehr ist, und daß Dein Herz jetzt

mir allein gehört," flüsterte er, ihre reine Stirn mit heißen Küssen bedeckend. „Die Schwärmereien der ersten Jugend liegen hinter uns mit ihren Täuschungen, mit ihren Schmerzen. Gereinigt und geläutert brennt jetzt in unseren Herzen die heilige Flamme der Liebe, und die soll erst mit unserem letzten Athemzuge erlöschen."

„So soll es sein, Geliebter," sagte Berthilde, mit freudig verklärten Blicken zu ihrem Gatten empor sehend; aber plötzlich erbleichte sie und stieß einen lauten Angstruf aus.

Ueber das Gesicht des Fürsten hatte sich eine fahle Blässe gebreitet und seine Augen nahmen einen eigenthümlich starren Ausdruck an.

Die Aufregungen der letzten Stunde waren für seine noch schwachen Kräfte zu viel gewesen.

Ehe noch die Fürstin um Hilfe rufen konnte, war Fürst Eugen ohnmächtig zusammengesunken.

Trübe, bange Stunden brachen nun abermals herein; Berthilde mußte für das Leben des geliebten Gatten fürchten, und heiße, leidenschaftliche Gebete stiegen aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens zu dem Schöpfer empor, er möge ihr dieses theure Leben erhalten und sie das reine Glück genießen lassen, das ihr jetzt an der Seite des geliebten Gatten bevorstand.

Und der Himmel hatte Erbarmen mit ihrem Schmerze. Nach Wochen langer sorgender Qual und Pein konnte sie wieder jubelnd ihr Dankgebet dem gütigen Schöpfer darbringen, und heißer und inbrünstiger hatte die schöne, stolze Fürstin wohl noch nie ein Dankgebet verrichtet, als

an dem Tage, da ihr die Aerzte sagten, daß das Leben ihres Gatten gerettet sei.

Als sie einige Stunden später noch ganz fassungslos vor Glück und Freude sich in ihre Gemächer begab, um der so lange entbehrten Ruhe zu pflegen, indeß der Fürst einen gesunden festen Schlaf schlief, ward ihr ein Briefpacket überreicht, welches soeben eine dicht verschleierte Dame für sie abgegeben hatte.

Als sich die Fürstin allein sah, löste sie hastig das Siegel; eine Ahnung sagte ihr, von wem die Botschaft sei.

Sie hatte sich nicht getäuscht, das Packet enthielt die Briefe, welche ihr Gatte vor Jahren an Danilla geschrieben, und einen Brief von der ehemaligen Sängerin an die Fürstin.

„Ich habe Jahre lang Haß und Groll im Herzen getragen," lautete der Anfang des Schreibens, „und ich bin nur in der Absicht hierher gekommen, den Samen der Zwietracht zwischen Ihnen und Ihrem Gatten auszusäen, aber ich entsage meiner Rache. Seien Sie glücklich, der Fürst ist ein edler Mann und seine Liebe ein kostbares Gut, deren ich nie würdig gewesen. Ich gehe, um nie mehr hierher zurückzukehren, ich scheide ohne Neid und ohne Haß, denn ich fühle, daß Sie dieses Glückes werth sind. Lesen Sie die beiliegenden Briefe, Sie werden aus denselben erkennen, wie rein, wie edel seine Liebe einst zu mir gewesen ist. Der Himmel segne Sie und ihn.

Danilla."

Die Fürstin ließ das Blatt sinken und schaute sinnend vor sich hin.

Was hatte den Sinn dieser Frau so verwandelt, daß sich ihr Haß in Freundschaft umgewandelt hatte?

Sie wußte sich keine Antwort darauf zu geben, denn sie kannte den Charakter Danilla's nicht, der sich stets in Extremen bewegte.

Als sie von der neuerlichen schweren Erkrankung des Fürsten erfahren, da hatte sich doch eine bessere Stimme in ihrem Herzen geregt. Sie hatte den Mann doch einst in ihrer Weise geliebt, und jetzt, da sie sich die Schuld an dem Rückfalle in seine Krankheit beimessen mußte, fühlte sie wieder eine weiche Regung durch ihre Seele ziehen. Sie sah ein, daß die Liebe dieses Mannes eine viel zu gute, zu reine gewesen, um ein Wesen voll wilder Leidenschaftlichkeit, wie sie es war, dauernd glücklich zu machen. Sie kannte nur heftige, stürmisch wogende Empfindungen, die brausend und schäumend die Oberfläche bedecken, aber keinen tieferen Grund haben; deshalb hatte sich ihre Liebe für ihn einst auch so rasch in Haß verwandelt.

Die Zeit, da sie unter der Botmäßigkeit eines herrischen Mannes gelebt, war doch nicht ganz ohne Nachwirkung auf ihr ganzes Sein geblieben. Sie hatte nicht mehr die eigensinnige Beharrlichkeit in sich, die unentwegt einem bestimmten Ziele zustrebt, und so entsagte sie denn ihrer Rache, die sie aus fernen Landen hierher getrieben, und als mit der Nachricht von der Genesung des Fürsten der schwere Alp des Vorwurfes von ihrer Seele fiel, da folgte sie der ersten Regung ihres Herzens und sandte die Briefe an die Fürstin zurück. Sie selbst ging nach Paris, um dort wieder ihre Kunst zu üben und den schäumenden

Becher des Genusses, den ihr das Leben bot, bis zur Neige zu leeren.

Fürstin Berthilde betrachtete lange die eng beschriebenen Blätter, die vor ihr lagen. Sollte sie die zärtlichen Worte lesen, die er vor Jahren an eine Andere geschrieben?

Nein, das war vorbei und sollte für immer vergessen sein!

Sie erhob sich mit einer raschen Bewegung, und die Briefblätter zusammenraffend, warf sie dieselben in die hell lodernde Flamme des Kamins.

Hochauf zischten die Flammen, prasselnd und knisternd bauschten sich die Papiere auf; eine kurze Weile noch, dann sanken sie jäh in sich zusammen, ein Häuflein Asche war Alles, was von ihnen zurückgeblieben war.

Die Fürstin trat langsam vom Kamin zurück.

„Möge ein neues Leben aus diesen gesunkenen Gluthen entstehen,“ sprach sie leise und innig vor sich hin.

— — — — — — — — — — — —

Die Macht des Winters war gebrochen; die linden Lüfte auf's Neue erwacht. So strahlend schön, so herrlich hatte sich der liebliche Lenz noch in keinem Jahre entfaltet.

In dem Schloßparke der kleinen Residenz grünte und blühte Alles in wahrhaft entzückender Pracht. Die Blüthenknospen hatten sich dem warmen Kusse der fröhlichen Frühlingssonne geöffnet und hauchten ihren süßesten Duft den blauen Lüften entgegen. Das junge, zarte Laub der Bäume schimmerte goldig-grün, und mit verschwenderischer Hand hatte Flora Veilchen, Hyazinthen, Krokus und Narzissen auf die zierlich geordneten Blumenbeete gestreut.

Ein geheimnißvolles Rauschen und Flüstern ging durch die hohen Bäume des Parkes, als wollte jedes Blättchen die frohe Mär verkünden, daß der Bann des Winters gebrochen und es nun Frühling geworden sei.

Der kleine Pavillon, der ehemalige Lieblingsaufenthalt der verstorbenen Fürstin Karoline, lag von hellem Sonnenlichte überfluthet da.

Durch die weit geöffnete Thüre strömte die frische, würzige Frühlingsluft in den kleinen Raum, und die übermüthig hereindringenden Sonnenstrahlen warfen helle Streiflichter auf das Paar, das mit eng verschlungenen Händen vor dem Fürsten stand.

Etwas bleich noch von der langen Krankheit, aber sonst vollkommen gekräftigt, lehnte der Fürst in einem Fauteuil, ihm zur Seite stand die Fürstin, mit seligem Lächeln auf Juliane und Schönburg blickend, die gekommen waren, um die Einwilligung des Fürsten zu ihrem Bunde zu erflehen.

Ermuthigt durch die Theilnahme, welche ihm Juliane während seiner Krankheit bewiesen, hatte Minister Schönburg es gewagt, seine so lange verborgen gehaltenen Empfindungen auszusprechen, und freudigen Herzens hatte Juliane eingewilligt, die Seinige zu werden und Freud' und Leid getreulich mit dem geliebten Manne zu theilen.

Mit wenigen schlichten Worten hatte Schönburg bei dem Fürsten um die Geliebte geworben, und tief gerührt legte dieser die Hand der Schwester in die des treuen Mannes.

Einen heißen Segenswunsch auf den Lippen, hatte er

die Beiden verabschiedet, und nun war er wieder mit seiner Gattin allein.

Berthilde neigte sich über den geliebten Mann und legte ihren Arm leise um seinen Nacken.

„Wie freue ich mich des Glückes dieser guten Beiden,“ flüsterte sie, „jetzt doppelt mehr als früher, seit ich weiß, wie selig treue Liebe machen kann. Gott hat uns reich gesegnet, theurer Gatte, ein liebliches Kind krönt unseren Herzensbund, Deine Unterthanen lieben und ehren Dich; ich kann wohl aus tiefster Seele sagen, soweit die menschliche Voraussicht reicht, ist unser Glück gesichert.“

„So lange wir uns treu und innig lieben, bleibt uns ein stilles Glück, ob schwere Wolken drohen, ob uns die Sonne lacht,“ versetzte der Fürst, sein Haupt an die Brust der schönen Frau lehnend. „Die bösen Mächte, die uns von einander fern gehalten, sind verschwunden, und rein und golden lacht jetzt die Sonne unseres Glückes hernieder.“

„Und so möge es auch immer bleiben,“ hauchte die Fürstin, das theure Haupt des Gatten fester an sich pressend.

Wie nach dräuendem Gewittersturme die ganze Natur erquickt und erfrischt aufathmet, so war in die Seelen dieser Beiden stiller, heiliger Friede gekommen.

In dieser seligen, glücklichen Stunde that ein Jedes von ihnen in seinem Herzen einen feierlichen Schwur, das Gelöbniß, das sie einst am Altare mit kalter Seele geleistet, fest und treu zu halten im Glück, wie im Leid, so lange es ihnen vergönnt war, die Bahn des Lebens mit einander zu wandeln.

Der goldene Sonnenschein stieg höher und höher und warf einen belebenden Strahl auf das nun leise geröthete Antlitz des Fürsten, das noch immer an Berthildens Busen ruhte.

Ein leiser, sanfter Wind schüttelte Blüthenschnee von den Bäumen und aus dem nahen Bosket stieg ein kleiner Vogel empor, immer höher, immer höher der Sonne entgegen, bis er sich unter lautem Jubiliren in dem blauen, duftigen Aether verlor.

Ende.

Der Teufelsmedikus.

Historischer Roman

von

L. Haidheim.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Frühling des Jahres 1516. Aus dem Walde oberhalb der berühmten Stadt Baden, deren heiße Quellen von Nah und Fern Heilbedürftige herbei zogen, kam ein kleiner Reitertrupp und verfolgte, aufmerksam den steinigen und abschüssigen Weg beobachtend, schweigend und verdrossen die Straße, welche zu Thal und jenseits der Stadt wieder bergan führte.

Nur Einer der kleinen Schaar, ihr Führer und der einzige Herr inmitten von Knechten, schaute aus tiefbraunen Augen freudig umher, als begrüße er eine altbekannte Stätte.

Es war der Junker Burkard, ältester Sohn des Freien v. Keller auf der Yburg, welche wie ein Vogelnest auf hohem Abhang klebend in der Ferne noch sichtbar gewesen wäre, hätte nicht der April, beständiger als es sonst seine Art ist, heute den ganzen Tag Ströme von Regen über das Land geschickt und den herrlichen Schwarzwald, in dessen Vorbergen die Stadt Baden liegt, in dichte kalte Nebelschleier gehüllt.

Ein vergnüglich Reiten gab's gewiß nicht bei solchem Wetter, die Knechte waren darüber ganz einer Meinung und im Stillen sagten sie einander ebenso einmüthig, ihr Junker sei freilich von klein auf anders gewesen wie andere Leute, und seit er von den Universitäten im Lande Italia und zu Heidelberg und Leipzig heimgekommen, sei es erst recht ersichtlich geworden, wie sehr der Aelteste des stolzen Hauses der Keller von der Yburg aus der Art geschlagen. Es wäre ein wahrer Jammer, daß nicht der Junker Hubert der Erstgeborene sei. So ein herrlicher Rittersmann, vom Kopf bis zu den Füßen ohne Tadel, und kein Zoll an ihm, der nicht voll Leben und Lust für das Waffenhandwerk gewesen wäre. — Aber sonderbar, wie schön, männlich und kraftvoll auch der Junker Hubert war, ganz geschaffen, eines Vaters Stolz und Augenweide zu sein — der Ritter Keller, sein Vater, war trotzdem wie vernarrt in seinen Aeltesten, gab den Wunderlichkeiten des jungen Herrn in allen Theilen nach und brüstete sich gar noch damit, daß sein Stammhalter den ganzen Tag über den Büchern saß, meist einen schwarzen, langen Doktormantel trug statt der ritterlichen Tracht, und Jahr aus Jahr ein im Laboratorium hockte, oder kranke Leute kurirte, die in Schaaren nach der Yburg wallfahrteten und nicht genug des Rühmens über den gelehrten und gütigen jungen Herrn machen konnten.

Junker Burkard Keller dachte nicht an dies Alles, als er jetzt langsam mit seinen Leuten die Stadt Baden durchritt und über die Oosbrücke, an den von wallenden Dämpfen umhüllten heißen Quellen vorüber, den Schloß-

berg hinan, auf dessen vorderem Ausläufer das sogenannte neue Schloß, die Residenz des jungen Markgrafen Philipp von Baden, des Ersten dieses Namens, sich erhob.

Ihm ging durch den Kopf, wie er als Knabe hier in Baden mit dem jetzt regierenden Herrn, dessen liebster Spielgenosse er gewesen, sich herumgetummelt und wie es schon damals ihm ein seltsames Vergnügen gewährt hatte, die vielen Kranken und ihre verschiedenen Leiden und Gebrechen zu beobachten.

Jedes Haus kannte er, hier und dort auch ein oder das andere Gesicht der flüchtig an der Hausthüre oder am Fenster erscheinenden Bürger, aber zum Anhalten und Begrüßen war, selbst wenn die Lust dazu sich geregt hätte, das Wetter zu schlimm und auch die Zeit zu kurz, denn nicht im unteren Schlosse beim regierenden Herrn durfte er heute bleiben, sondern sein Weg führte noch eine Strecke weiter den steilen Berg hinan auf die Burg Hohenbaden, das sogenannte alte Schloß, wohin seit ein paar Jahren schon Markgraf Christoph I., der geliebte, edle Landesherr sich in tiefer Schwermuth wieder zurückgezogen, nachdem er früher selbst die untere Burg, als bequemer gelegen, sich zu einem stattlichen und freundlichen Wohnsitze eingerichtet hatte.

Der Weg bis zum unteren oder neuen Schlosse war kurz, wenngleich sehr steil; Junker Burkard bog mit seinen Leuten auf den Schloßhof ein, hieß die Knechte mit den Packpferden und seinen Leibdiener Anton unter einer bedeckten Halle warten und befahl einem eifrig herbei eilenden Diener, ihn selber bei Seiner Durchlaucht zu melden.

Kaum aber war dieser im Innern des Schlosses verschwunden, so that sich im Oberstock ein Fenster auf, und an demselben wurde ein noch junger Herr sichtbar, welcher mit fröhlicher Stimme herab rief: „Bist Du's, Burkard? Ei, so komm doch herauf und sei gesegnet, daß Du gleich eiltest!"

Ein Lächeln flog über das schmale Gesicht des so Begrüßten.

„Das nenne ich einen Willkomm!" murmelte er befriedigt, schwang sich vom Pferde, warf den triefenden Regenmantel ab und begab sich eilends die Stiegen hinan in den Oberstock.

Zwei Pagen empfingen ihn dort, der Eine lief vor ihm her, riß die kunstvoll geschnitzte, schwere, aber niedrige Thüre zu des Markgrafen Zimmer auf und ließ den Junker eintreten, der seinen von schlichtem dunklen Haar bedeckten Kopf tief beugen mußte, um nicht anzustoßen.

„Das sieht den Kellers ähnlich! Auf den ersten Ruf am Platz! Sei bestens gegrüßt, hochgeehrter Herr Doktor und lieber Freund! Du bist unsere letzte Hoffnung, Burkard," rief ihm Markgraf Philipp entgegen, der kleiner als er, breiter und stämmiger war und der in seinem herrschgewohnten lebhaften Wesen einen scharfen Gegensatz bildete zu dem etwas linkischen, bescheidenen Auftreten des lang und schmal aufgeschossenen Junker Burkard.

„Sagt das nicht, durchlauchtigster Herr! Nicht letzte Hoffnung! Wenn es mir nicht gelingt, so gibt es noch viele bewährtere und erfahrenere Aerzte!" erwiederte er fast verlegen.

Der Markgraf schien nicht zu beachten, daß ihm der einstige Spielkamerad jetzt seinen fürstlichen Titel statt des gewohnten vertraulichen „Du“ gab. „Ach, geh' mir mit denen,“ rief er, „seit der Herr Vater krank ist, reisen sie bei uns zu und wieder ab, wie wenn die Burg ein Taubenhaus wäre und sie die Tauben, es ist aber noch nichts Gescheidtes dabei heraus gekommen, und wenn sie dann nicht mehr leugnen können, daß sie nichts von der unheimlichen Krankheit verstehen, so kommt Einer wie der Andere an und spricht von leidigem Exorcismus. Dann haben wir herumgeschickt und die bösen Geister beschwören lassen mit allerkräftigstem Bann, 's ist aber eben auch damit nichts, und der arme Herr ist nur geplagt und verängstet, daß er schier von all' diesem Getümmel der Helfer wohl noch kränker und menschenfeindlicher geworden, so daß die Frau Mutter, die mit der Ursula treulich bei ihm aushält, zuletzt nicht aus noch ein wußte.“

Burkard Keller nickte beistimmend, sagte aber nichts und der Markgraf fuhr fort: „Da hat nun wohl Gott selber durch den Mund des Kranken geredet! Tag und Nacht verlangte er nach seinem alten Freund Ulrich Keller, Deinem Vater, Burkard, und weil der nun just an der Gicht krumm und lahm auf der Yburg lag und nicht kommen konnte, da schickte er uns Botschaft, er selbst sei außer Stande, aber sein Sohn, der Burkard, sei zurück von Bologna und ob der versuchen solle —?“

„Ja, Herr Markgraf, und mir schrieb er's nach Heidelberg, wo ich just verweilte, ich sollte eilends kommen und ich hab's mit Freuden gethan, denn —“

„Nun, sprich aus, was Du denkst! Was zögerst Du und wirst roth wie eine Jungfer?“ rief der Markgraf.

„Ich will's Euch sagen, Herr, aber ich bitte Euch, denkt nicht, ich sei ein Prahlhans,“ erwiederte der in der That sehr roth gewordene Junker. „Ich hab' eine große Hoffnung in mir, daß ich unserem kranken Herrn helfen möge. Ich kann ihn vielleicht nicht gesund machen, denn das liegt nicht in Menschenmacht, wenn der Herrgott nicht hilft, aber ich habe nicht unfleißig gelernt; Bücher über Krankheiten und Kranke selbst, besonders solche, die im Gemüth leiden, waren von Kind auf mein liebstes Studium. Zudem aber, Herr Markgraf, hoffe ich noch auf ein Besonderes: es ist mir gegeben, daß Schmerzen still werden, wenn ich mit meinen Händen das kranke Glied bestreiche; hundertmal hab' ich's versucht, vielleicht thut es dem kranken durchlauchtigen Herrn auch gut.“

„Ja, aber wie machst Du denn das?“ rief der Markgraf ungläubig und erstaunt.

„Ich thue gar nichts dazu, ich weiß auch nicht, was es ist; schon als ich ein Kind und noch auf der Yburg war, lief mir der Schafheini, ein verrückter alter Knecht, nach wie ein treuer Hund, und wenn ich ihm erlaubte, meine Hand zu fassen, so saß er still und lachend vor Glückseligkeit bei mir, denn dann hörte das Schlagen und Zittern in seinen Knochen nach und nach auf, und meist fiel er in Schlaf und blieb viele Stunden liegen, wo er lag. Dasselbe habe ich bei anderen Kranken später gesehen, ich weiß nicht, wie es zugeht; aber da wir gehört haben, der durchlauchtige Herr läuft schlaflos Nachts durch die

Burg in großer Angst, so dachte der Vater, vielleicht geb' ich ihm Ruhe, und dann, Herr, ich denke, man kann ihm sein traurig Loos vielfach auch sonst noch erleichtern."

„Ach, Burkard, wenn Du das könntest!" rief der theilnahmsvoll aufhorchende Markgraf.

„Ich hoffe so, aber ich kann es nicht versprechen," sagte einfach der junge Arzt.

„Die Frau Mutter und ich dankten Dir's lebenslang, es ist eine wahre Qual, solche Leiden zu sehen und keine Hilfe zu wissen! Und sag' doch selbst, Burkard, wie kommt ein Mann von solcher Tugend, wie sie der Vater allezeit bewiesen, zu diesem Elend! So ein Fürst wie mein Vater, der eitel Segen in seinen Händen hielt, den alle Länder umher preisen und den seine Unterthanen liebten wie einen wahren Vater, soll der gestraft werden, wenn so mancher elende Kerl in seinen Sünden lustig dahin lebt? Nein, nein! Es muß Hilfe geben und es gibt! — Du mußt Dein Bestes thun und für jede Stunde der Ruhe, die Du ihm schaffst, danke ich Dir!"

„Mein Bestes thu' ich mit großen Freuden aus Herzensliebe!" rief Burkard Keller.

„Gut! Ich will den Grafen v. Oettingen rufen lassen; er ist der Mutter Cavalier und will heute noch wieder nach Hohenbaden hinauf; er geleitet Dich zur Mutter. Sie sinnt darauf, ihm eine reiche Frau zu geben, eine Schwestertochter, und schön und klug wie Wenige; man hofft damit Herrn Antonio zu bessern; ich will wünschen, daß der Plan gelingt. An Jahren, Stand und feiner Sitte würde er schon zu Dir passen, und lieb wäre es mir,

wenn Ihr gute Freunde würdet, denn unsere Verwandtschaft mit den Oettingen's ist eine nahe, wie Du weißt, von der Mutter her, und so übersehen wir Mancherlei; thue Du auch so, wenn anders einmal der Friede nicht zu halten wäre. — Der Antonio ist der Mutter in vielen Dingen nützlich, so zu sagen ihre rechte Hand, und nicht allein in der Burg, sondern auch nach auswärts in allerlei Geschäften, welche ihr Erbgut betreffen, denn klug auf seine Weise ist er, fast allzu schlau, mir will's nicht immer gefallen. Ich sage Dir das Alles, Freund Burkard, weil ich Dich gar gern bei uns behielte, dort oben auf der Burg oder hier unten, und weil Du bald merken würdest, daß die Schmarotzer dort oben, die prasserischen Schmerbäuche und gedankenlosen Eisenfresser mit Mißgunst und scheelen Blicken Jeden ansehen, der bei uns in Gnaden steht; so auch der feine Antonio — er ist leider nicht minder neidisch. Aber da Ihr Euch doch neben einander vertragen müßt, so ist es besser, Du weißt gleich, woran Du bist."

„An mir soll's nicht fehlen, Herr Markgraf, ich habe keine Lust am Streit, das glaubt mir," sagte Burkard mit hellem, ehrlichem Blick.

Indeß ließ der Markgraf durch einen Diener den Grafen v. Oettingen zu sich bescheiden.

„Er ist sicher in den Gemächern meiner Gemahlin und übt seine höfischen Künste," lachte der fürstliche Herr, „da ist er bei den Edelfräulein am Platz, wie keiner sonst," setzte er lachend gegen Burkard gewendet hinzu.

Dann fiel ihm Anderes ein.

„Du bist in Bologna fleißig gewesen, ich habe in Heidel-

berg sogar Deinen Ruhm von dorther klingen hören, als ich im letzten Winter beim Pfalzgrafen war."

„Ja, Herr Markgraf, ein und ein halbes Jahr habe ich zu Bologna studirt, hernach —"

„Hernach warst Du in Rom! Und ist es denn dort wirklich so gar herrlich?"

„O, Durchlaucht, keine Worte sagen, wie wundersam schön! Alles, Alles ist schöner als hier, je länger ich dort war, um so mehr fühlte ich, man lebt ein anderes, höheres Leben daselbst!" war die Antwort.

„Wie Deine Augen leuchten! Du bist wohl in Liebe zu einer schönen Römerin entbrannt, daß Dein ganzes Herz vor Entzücken bebt, wenn Du nur an sie denkst?" scherzte der Markgraf.

„Liebe? Nein, Herr, sie haben mich ausgelacht, die Kameraden, daß ich für Alles Sinn hatte, was dort schön ist, nur nicht für die Weiber mit den schwarzen Haaren und den brennenden Augen."

„Bist eben allzeit anders gewesen! Doch brav ist's, daß Du heim kamest und nicht dort hängen bliebest."

Das freudig strahlende Gesicht des Junkers überflog ein Schatten.

„Daß ich's nur gleich ehrlich gestehe, Herr, ein Streit trieb mich fort, nicht eigene Wahl," sagte er zögernd.

„Du mußtest fliehen? Was hast Du denn verbrochen, sanftmüthiger Burkard?" fragte erstaunt der Markgraf.

„Ich habe einem Schüler aus Venedig eines auf den Kopf gegeben, daß er hinstürzte wie todt; der Schuft ließ eine ehrsame Bürgersfrau, die, ihr Knäblein an der Hand,

still ihres Weges schritt, nicht in Ruhe gehen, da verbot ich's ihm, und als er mir zum Trotz der Frau mit übermüthigen Reden doch noch nachlief, da schlug ich ihn, daß er hinfiel und die Geängstete entfliehen konnte. Seine Kameraden schrien: Mord, Mord! durch die Gassen, man kannte mich, und ich kannte den langen Arm der venetianischen Herren, wollte auch dem Vater nicht gern Sorge machen und noch weniger mich einsperren lassen, so machte ich, daß ich fort kam."

„Und der Mensch war todt?" fragte ernst der Markgraf.

„Nein, nein, Herr, das weiß ich gewiß, mein Anton hat Wochen lang am Klosterthor, wo man ihn heilte, lauern müssen, derweil ich in Florenz auf Bescheid wartete, todt ist er nicht, aber meinen Denkzettel trägt er auf der Stirne."

„Daß er nicht todt, ist mir lieb, Burkard, ich kann das Raufen nicht gut leiden, und mich dünkt, das Leben hat Jeder nur einmal, das soll man um deshalb hoch und heilig halten, bei Anderen noch mehr als für sich selber, so lange man es mit Ehren kann."

„Ihr hättet selbst zugeschlagen, Herr, wenn Ihr an meiner Stelle standet," sagte Burkard Keller einfach. „Seine Züchtigung hatte er verdient; wollte Gott, ich hätte in seiner Person allen frechen Kerlen, die ohne Zucht und Scham ihren Lüsten nachlaufen, eins auf den Kopf geben können!"

„Hätte nicht gedacht, daß Du so jach im Zorn wärest!" meinte sinnend der Markgraf und blickte in das Antlitz seines Freundes. „Siehst dem Vater sehr ähnlich," setzte er dann hinzu.

„Das sagt man; bin aber leider nicht so besonnen wie er. Der Starrsinn und der heftige Zorn haben mir schon viel Reue gebracht,“ erklärte der junge Heilkünstler, und man sah ihm an, die eigene Heftigkeit bekümmerte ihn.

Das Gespräch wurde unterbrochen; ein auffallend schöner junger Mann, in farbenreiche, prächtige Stoffe nach neuester ritterlicher Mode gekleidet, trat ein. Seine dunklen Haare und Augen, sowie die gelbliche Färbung seiner Haut verriethen das südliche Blut in seinen Adern, seine Gestalt war kaum mittelgroß, aber so schlank und ebenmäßig, und jede Bewegung so frei und geschmeidig, daß er trotz seiner Kleinheit auf Jeden einen bedeutenden Eindruck machte.

„Sieh' da, Antonio! Ich gebe Euch hier einen Begleiter für den Rückweg und einen lieben Gesellschafter für Euer Leben auf der Burg! Dies ist Burkard Keller, von dem Ihr schon reden hörtet und der seine Kunst an unserem Herrn Vater versuchen will!“ rief der Markgraf dem Eintretenden entgegen.

„Will's Gott, mit besserem Erfolg, als die anderen Doktores haben aufweisen können!“ sagte der Graf und verneigte sich höflich vor Burkard Keller, aber in dem Ton seiner Stimme lag so viel ungläubiger Spott, und der forschende Blick, der wie ein Blitz, schnell und scharf aus seinen Augen über den neuen Ankömmling hinflog, war so kalt und mißtrauisch, daß dieser das freundlich sein sollende Lächeln, welches den Blick begleitete, darüber gar nicht sah, sondern schon in diesem ersten Augenblicke die Empfindung hatte, als stehe ein Feind ihm gegenüber.

„Es kann Jeder eben nur ehrlich sein Bestes thun;

wenn's mir nicht glückt bei dem durchlauchtigsten Herrn, so habe ich nicht vorher geprahlt und mich nicht angeboten, sondern komme gerufen; Bessere als ich haben dasselbe vergebens versucht!" erwiederte er, sich ebenfalls verneigend, mit ernster Miene und schroffem Ton.

Auch der Andere empfand, daß in ihnen etwas, was dem freundlichen Zusammengehen zwischen ihnen Beiden widerstrebte, vorhanden sei, wenn sie auch einander noch nie gesehen hatten.

Gewandt und lächelnd redete er von dem hohen Ruf, den der Herr Keller sich schon erworben, wie man in Heidelberg rühmend seiner Gelehrsamkeit gedacht, und damit schwächte sich bei Burkard der anfängliche Eindruck ab, denn ihm war diese Anerkennung wohlthuend, und seine Natur eine zu gerade und freundliche, als daß er nicht gern und bereitwillig sich von jeder feindseligen Empfindung hätte abwenden sollen.

Der Tag neigte sich heute früher noch, weil der Himmel mit grauen Wolken dicht verhängt war; nach einem vom Markgrafen herbei befohlenen guten Trunk mahnte dieser die Herren selbst zum Aufbruch, und friedlicher mit einander plaudernd, als sich nach dem ersten Eindruck erwarten ließ, ritten sie den steilen und steinigen Weg zur Burg Hohenbaden, die schon Jahrhunderte hindurch der Wohnsitz des fürstlichen Geschlechtes gewesen, hinan.

Graf Antonio erzählte in guter Laune, das Leben, welches sie dort jetzt führten, würde ein gar trauriges sein, wenn nicht die Frau Markgräfin Ottilie, eine geborene Gräfin v. Katzenellenbogen, eine gar kluge, verständige Dame

wäre, die, weit entfernt, den Jammer dieser hingebenden Krankenpflege widerstandslos über sich zu nehmen, es verstehe, bei eigener strengster Pflichtübung sich und ihrer Umgebung das Leben so freundlich wie möglich zu gestalten. Ein fortwährendes Kommen und Gehen von Gästen, die stete Anwesenheit heiterer junger Töchter aus den Adelshäusern der badischen und umliegenden Lande, und die Theilnahme an allen Festen, welche der junge Markgraf, Herr Philipp und seine Gemahlin auf dem neuen Schlosse gäben, bringe Abwechslung und Vergnügen in Menge, wiewohl der kranke Herr niemals irgend welchen Antheil an dem Allen nehme, sondern scheu und unruhig die Menschen fliehe. Herr Burkard werde schon sehen, es ertrage sich dort oben das Leben ganz gut, zumal auch die Verpflegung nichts zu wünschen übrig lasse. Dazwischen schilderte er dann mit lachendem Spott die Einzelnen und übte seine scharfe Zunge schonungslos an denen, welche sein Mißfallen erregt hatten. Nicht gerade was er sagte, aber wie es so lieblos, so ohne jede Spur von Güte und Wohlwollen von seinen Lippen klang, erregte dann doch wieder in Burkard Keller das Mißbehagen an dem kaltherzigen, selbstsüchtigen Manne, der so jung noch, kaum achtundzwanzig und also ein Jahr nur älter als er, nichts und Niemand auf der Welt zu lieben schien, als sich selbst.

Von der ihm bestimmten Braut redete der Graf nicht ein Wort, um so mehr aber von den Fräulein, die zu dieser Zeit auf Hohenbaden weilten, und die Art, wie er Jeder ein schlimmes Wort anhängte, oder mit einem Spottnamen ihre Schwäche kennzeichnete, mißfiel Burkard Keller ebenso,

ohne daß er doch Grund gehabt hätte, dem Grafen ernstlich zu zürnen.

Er war froh, als die Zinnen und Mauern der weitläufigen alten Burg durch die noch kahlen Buchenäste schimmerten, gleich darauf hielten sie Einlaß begehrend vor dem festen Thor, und Burkard Keller hatte nur eben Zeit, die Blicke umher schweifen zu lassen und von seinem Begleiter zu vernehmen, daß dort rechts der große Bau der neueste und der Rittersaal sei; darüber lägen die Gemächer der Frau Markgräfin und ihrer Fräulein, und jene Fenster, da oben unmittelbar über ihnen in dem hochanstrebenden Giebel, seien zu den Wohnräumen des Markgrafen gehörig.

„Ihr werdet wohl in seine Nähe quartiert werden, ich beneide Euch nicht um Euer Amt, Herr, aber wenn's Euch einmal nach lustiger Gesellschaft verlangt, dann dürft Ihr immer nach mir fragen!" sagte er gönnerhafter und hochmüthiger, als er bis jetzt zu Burkard zu sprechen gewagt. Der Ton ärgerte diesen zu guter Letzt nun doch wieder, aber zur Antwort war keine Zeit, denn der Thorwart ließ sie just eben unter die Einfahrt reiten, als heulender Sturm von Neuem einen schweren Regenschauer über die Burg und den dicht an dieselbe herantretenden Wald warf.

Drinnen empfing sie ein enger, düsterer Hof, an den sich wiederum allerlei große und kleine Gebäude mit anderen Höfen und Höfchen schlossen.

Jahrhunderte hatten diese Burg geschaffen; ihre ungeheuren Mauern schienen für die Ewigkeit gefügt, nie war es einem Feinde gelungen, sie zu erstürmen. Wie Fels,

vom Fels geboren, lag sie auf dem staffelförmigen Plateau, und dahinter stieg der felsige Berg von Neuem theils waldbewachsen, theils kahl und wild zerklüftet empor, während zu Füßen des steil abfallenden, dichten Waldwuchs tragenden Gesteins sich das Thal von Baden hinzog und nach rechts zu die weite Rheinebene lag, zur Linken aber der Schwarzwald seine zahllosen Berghäupter erhob.

In den Gebäuden, an welchem die Reiter vorüber nach den Ställen zogen, sah man ein lebhaftes Durcheinander vieler Menschen; in der Küche, deren Thüren weit offen standen, flammte ein großes Feuer; Mägde liefen hin und wieder, Knechte trugen Holz und Wasser hinein, große Töpfe und Kessel sendeten ihren Duft hinaus.

Graf Antonio wurde von beflissenen Stallknechten empfangen und befahl, den neuen Ankömmlingen die Pferde abzunehmen und die Diener unterzubringen.

„Ich werde Euch sogleich mitnehmen zu Ihrer Durchlaucht,“ sagte er dann in seinem Beschützertone, aber immerhin sehr höflich zu Burkard Keller, warf seinen Mantel über den Arm des herbeistürzenden Dieners, ließ auch den Burkard's dazu legen und führte diesen sodann in das stattlichste und größte der Gebäude.

„Hier diese Thüren leiten in den Rittersaal, den Markgraf Bernhard erbaut hat,“ sagte er, auf mächtige Steinportale deutend, in deren schweren Angeln die massiven, jetzt geschlossenen Thüren hingen.

Steinerne schmale Treppen führten in den Oberstock und auf einen langen engen Gang, an welchem die Stuben der Markgräfin lagen.

Das letzte Tageslicht erhellte diesen noch spärlich; schon begegnete ihnen ein Diener, welcher die Lampen anzuzünden ging.

Der trübe, regnerische Nachmittag war der Markgräfin Ottilie an ihrem, mit kostbarem Seidenstoff bespannten Stickrahmen rasch genug vergangen.

Ihr Wohngemach hatte nach zwei Seiten durch die vielen Fenster volles Licht und bei gutem hellen Wetter einen herrlichen Ausblick. Heute prasselten von Zeit zu Zeit Regen und Hagelschauer heftig gegen die runden, bleigefaßten Scheiben, deren Mittelstücke eine Art Mosaik aus buntem Glase bildeten und Wappen und Heiligenbilder darstellten. Das Feuer in dem übergroßen Kachelofen verbreitete behagliche Wärme, Binsenmatten und flandrische Teppiche darüber gebreitet, bedeckten den Estrich, und an den Wänden sah man zierlich mit buntem Holz ausgelegtes Getäfel, wo nicht schwere Schränke und Truhen dieselben verdeckten.

Der stille Kummer über das auf dem geliebten Gemahl ruhende Unglück sprach deutlich aus den Mienen der alternden Fürstin, und das Grübeln über dies dem Edlen, Guten auferlegte Schicksal hatte tiefe Schatten und Linien auf die breite Stirn und um den feinen Mund der Dame gezogen.

Trotz dieser sichtbaren Gedrücktheit verrieth aber dennoch die Festigkeit ihres Blickes, wie jede ihrer Bewegungen die Energie ihres Charakters. Wie es der an Stelle ihres Gemahls jetzt regierende Sohn schon Burkard Keller

angedeutet, suchte sie tapfer nach jedem Sonnenstrahl, welcher das trübe Leben ihres Gemahls wie ihr eigenes erhellen konnte, und daneben widmete sie die eifrigste Thätigkeit der Errichtung und Ausschmückung einer Schloßkapelle, um dadurch und durch eine umfassende Wohlthätigkeit die Heiligen zu eifrigster Fürbitte zu bewegen.

Es mochte die kräftige, lebenssichere Frau ein hartes Ringen gekostet haben, sich in diese ungewohnte und nie geahnte Zurückgezogenheit, welche das kranke Gemüth ihres Gemahls zur Nothwendigkeit machte, zu fügen; aber sie hatte den Kampf bestanden, jedes innere Widerstreben besiegt und gönnte nun willig dem Sohne und der jungen Schwiegertochter die Herrschaft über das schöne Land.

Ihre Blicke hatten sich ab und zu von der emsig mit Gold und bunten Seidenfäden schaffenden Hand erhoben. Das Rütteln des Sturmes an den Zweigen der uralten Tannen, welche ihre wohl an achtzig und hundert Schuh hohen Stämme dicht am Gemäuer des Schlosses empor streckten und mit ihren Wipfeln neugierig in die Fenster lugten, schien ihr nicht unangenehm, und der niederprasselnde Hagel ließ sie nur befriedigt nach dem Ofen blicken, in welchem das Holzfeuer knisternd und flackernd brannte.

Eifrig schaffte sie dann weiter und hatte eine stille, herzliche Freude daran, das Altargewand herzurichten für den neuen Beichtvater, welchen der Bischof von Freiburg ihr schicken wollte, sobald der junge, ob seiner Beredtsamkeit und Gottesfurcht hochgepriesene Pater Chrysostomus von seiner Wallfahrt zurück sein werde; sie wünschte, daß derselbe an der schön hergerichteten Kapelle und dem kunst-

vollen Meßgewand sogleich den frommen Eifer der ihm anvertrauten Burgbewohnerinnen erkennen möge.

Der Markgräfin gegenüber, welche in der dunklen schlichten Tracht blasser und zarter erschien, als sie in Wirklichkeit war, saß die Kammerfrau, jünger als sie, aber auch schon über die Vierzig hinaus, und stickte ebenso eifrig an demselben Rahmen.

Ihr war der schwierigere Theil der Arbeit zugefallen, die plastisch hervortretenden Köpfe und Hände der Heiligen zu bilden, und die Art, in welcher sie sich dieser Aufgabe zu entledigen wußte, trug ihr mit Recht hohen Ruhm ein, wo immer fromme Frauen oder eifrige Klosterschwestern zu beurtheilen vermochten, was es heißen wollte, ein sanftes Madonnenantlitz oder gar die ganze Gestalt des lieben Jesuskindleins aus Werg und Seidenflickchen, allein im Wege kunstvoller Stickerei, zu bilden.

Jetzt eben war wiederum ein Johanniskopf nach einem vor der Stickerin stehenden Bilde fertig geworden.

Sie ließ Nadel und Faden aus der Hand fallen und lehnte sich erschöpft mit vor Eifer hoch gerötheten Wangen und vor stiller Freude funkelnden Augen in ihren Stuhl zurück.

Es lag etwas wie Begeisterung in diesen regelmäßigen, edlen und noch immer schönen Zügen und doch seufzte die Arbeiterin: „Ich bring's nimmer zu Stande, wie's mir so schön und herrlich vor der Seele steht, Euer Gnaden!"

„Bist Du schon fertig, Urschel?" rief die Markgräfin aufblickend und sich eilig erhebend, um auf die andere

Seite des Rahmens zu treten. Wahrlich, schon fertig! Und so schön ist's geworden! Gott, Ursula, es ist was an dem, daß Du hexen kannst?" fuhr sie lachend fort und blickte froh und befriedigt auf den neu vollendeten Johannes.

Die Kammerfrau lachte auch; ihr schien die Bewunderung ihrer bis zur Hexerei gehenden Kunstfertigkeit durchaus nicht unlieb.

In dem weiten niederen Gemache waren die beiden Frauen allein, aber aus demselben führten drei Stufen empor in ein anderes, etwas kleineres Zimmer, und hier saßen bei geöffneter Thüre, damit man sie beaufsichtigen konnte, vier junge Fräulein verschiedenen Alters bei fleißiger Handarbeit, während ein noch weiter zurückgelegener großer Raum zum Aufenthalt für spinnende, webende und nähende Mägde diente.

Der Ausruf der Markgräfin, ihre freudige Bewunderung waren von den Fräulein gehört worden, und wie ein Schwarm Tauben kamen sie, der Abwechselung froh, herausgeflogen und stellten sich in lebhaftester Bewunderung ebenfalls um die Stickerei.

„Nein, wie schön das ist! Als wenn der liebe Heilige lebt! Als ob er sprechen wollt'! Wie habt Ihr das nur wieder angefangen, Ursula? Sagt's doch, Jungfer Wendlerin, wie machet Ihr's nur?" so redeten sie Alle zugleich und umstanden die Künstlerin mit Blicken, welche neben der Bewunderung auch eine gewisse widerwillige Scheu verriethen, waren sie ja doch hochgeborene Edelfräulein, theils im Dienst der Markgräfin, theils derselben, wie es

damals üblich war, zur Ausbildung in höfischer Sitte für ein nicht unbeträchtliches Entgeld von den Eltern oder Vormündern anvertraut, die Jungfer Wendlerin aber nur die Tochter des Burgwarts von Hohenbaden. Ursula's Eltern waren lange todt, sie aber, im Dienst der Markgräfin Ottilie stehend, seit langen Jahren schon mit der hohen Frau bald hier, bald dort auf den markgräflichen Schlössern wohnend, oder fremde Städte und Länder bereisend, hatte nach und nach eine immer einflußreichere Stellung erlangt. Als vor drei Jahren Markgraf Christoph in tiefe Schwermuth, ohne irgend welchen bekannten Grund, versank, da brachte seine betrübte Gemahlin die Ursula wieder mit nach Hohenbaden, und die Burgleute wurden bald inne, daß diese so zu sagen die rechte Hand der Herrin geworden sei. Ja, es wollten Neidische und Böswillige behaupten, die Ursula Wendlerin regiere mehr in der Burg, als die gnädige Frau selber, wie sie auch eine große Macht über den kranken Herrn zu üben verstand, der sich von Niemandem zusprechen ließ, als von ihr, und den sie allein zu unterhalten und von seinem schweigenden, finsteren Brüten abzuziehen verstand.

Aber auch sie wollte er nicht immer um sich haben. Oft schloß er sich Tage lang ein und studirte eifrig in großen, seltsame Zeichen enthaltenden Büchern, vor denen die Dienerschaft sich bekreuzend behauptete, es seien Zauberschriften.

Zur Hand sein mußte die Ursula aber immer, darum verließ sie die Gemächer der Herrin kaum, wo sie sofort der Ton der silbernen Pfeife erreichte und von wo eine

geheime Thüre in des Markgrafen Wohnung führte. Die Ursula hatte sich um das Gerede der Burgleute nicht gekümmert, wie sie weder die Herablassung, noch die Scheu der jungen Fräulein, welche sie umstanden, zu bemerken schien.

Sie sagte nicht: so und so hab' ich's gemacht, im Gegentheil, sie verstand mit großer Geschicklichkeit ihre Kunstgriffe und Fertigkeiten für sich zu behalten, aber sie war doch auch nicht karg mit allerlei Erklärung und Belehrung über die einfacheren Theile der Arbeit und gab jeder Einzelnen freundlich Auskunft, so daß die jungen Mädchen kaum merkten, daß sie ihnen die Hauptsache vorenthielt.

So waren sie Alle im eifrigen Reden, Hören, Fragen und achteten gar nicht darauf, wie abermals ein wilder Regenschauer vom grau verhängten Himmel herabprasselte, die Zweige der Tannen vor den Fenstern des „Frauensaals" heftig hin und her bog und die kleinen, buntfarbigen Scheiben in der Bleifassung klirren machte.

Der April ließ sich ungestüm genug an, und alle Abwechselung, die er in seiner bekannten Launenhaftigkeit brachte, bestand heute darin, daß er bald Hagel, bald Schnee oder Regen über Wälder und Fluren ausgoß.

Eine dieser plaudernden und lachenden Damen war eben an das Fenster getreten, und das Näschen gegen die Scheiben drückend hatte sie hinaus gesehen, wo sich ihr vorerst nur der Anblick der wie ein wogendes Kornfeld unterhalb der Fenster schwankenden Baumwipfel und der am Himmel hin jagenden Wolkenschleier bot, die, grau in grau getönt, ihrem freudesehnenden Herzen einen Seufzer auspreßten.

„Welch ein Tag! Nichts sieht man vom Thal und der Stadt, nichts von den Höhen drüben, und so geht das nun schon mehr als eine Woche," sagte sie zu der hinter ihr stehenden Gefährtin.

Plötzlich reckte sie das blonde Köpfchen vor, und die Augen hefteten sich gespannt auf etwas, was draußen vor der Burg ihre Aufmerksamkeit erregte.

„Es kommen Reiter, Euer Gnaden! Besuch! Mehrere Pferde sind schwer bepackt!" rief sie der Frau Markgräfin zu.

Diese rückte unwillkürlich die Haube gerade, während die ganze Schaar der jungen Fräulein von dem Stickrahmen weg an das Fenster stürzte.

„Einer ist's nur, die anderen Drei sind Diener, und Graf Antonio geleitet den Ersten. Naß sind sie Alle, wie aus dem Wasser gezogen, die kommen weit her," berichteten sie dann in das Zimmer hinein.

„Ach, sollte es der junge Keller sein?" sagte die Markgräfin zu ihrer Kammerfrau gewendet. - „Sein Vater hat ihn in Eile zurück berufen! Der edle Herr ist uns allzeit ein guter treuer Freund gewesen, und mich freut's, daß er es uns durch seine Bereitwilligkeit wieder fühlen läßt, er hat uns in gutem Gedenken."

Ueber das Gesicht der Jungfer Ursula flog ein Ausdruck, den die Herrin nicht gewahrte: ein freudiger Schimmer, den sie aber sofort unterdrückte.

Die Mädchen redeten alle eine Weile lebhaft durch einander. Besuch zu dieser Zeit war ein unerwarteter Trost in der Langweiligkeit der Regentage; ein neuer Ca-

valier gar, welche Aussichten! Und nun noch obendrein ein Keller von der Yburg! War es der schöne Hubert?

Ach nein, nur der gelehrte Herr Burkard, der Stubenhocker, von dem man in den letzten Jahren erzählte, er werde für klüger gehalten als seine Professoren, und sei in der Kunst, Kranke zu heilen, ein wahrer Wundermann.

Pah! er sah gewiß dafür auch aus wie eine Vogelscheuche!

So überhörten sie im eifrigen Gespräch ganz die nahenden Schritte der beiden Kommenden und waren noch im besten Zuge, über ihn ihre Vermuthungen zu machen, als der Besprochene schon im Gemach stand.

„Da bringe ich Euch den ersehnten Arzt, Frau Markgräfin, und einen schönen Gruß von Herrn Philipp's Durchlaucht!“ meldete Graf Antonio, der als Cavalier der Fürstin und als Verwandter große Freiheiten genoß und ohne Meldung überall eintreten durfte, außer in der Markgräfin Arbeits- und Betzimmer.

„Richtig, es ist der Keller!“ rief diese sehr erfreut und bot dem Junker herzlich die Hand, die er, guter Sitte kundig, unter leichter Kniebeugung küßte.

Die jungen Fräulein sahen mit angenehmem Erstaunen, daß der Bücherwurm und Stubenhocker zwar gerade kein schöner Mann, aber immerhin eine stattliche Erscheinung war. Die hageren Züge des bräunlichen Gesichts hatten einen freundlichen, offenen Ausdruck, die dunklen klugen Augen einen hellen, ehrlichen Blick, und wenn auch für Schärfersehende ein Zug von Eigenwillen und Herbheit um den Mund herum erkennbar geworden wäre, sie achteten nicht darauf

und bemerkten nur das feine Bärtchen, welches die Oberlippe des gelehrten Junkers zierte.

Den schwarzen Doktormantel, den er gern trug, hatte er bei dem Ritt mit einem eng anliegenden, fein mit Seide ausgenähten Lederwamms vertauscht, und so einfach und schmucklos auch sein übriger Anzug war, so stand ihm derselbe doch gut, und neben Graf Antonio's Kleiderpracht und selbstbewußter Sicherheit fiel die ruhige Bescheidenheit und die anspruchslose Weise des Junker Burkard um so angenehmer auf.

„Graf Antonio, ich habe Euch ein Brieflein auf Eure Stube legen lassen, die Maria hat es mir geschickt," sagte die Markgräfin lächelnd zu ihrem Cavalier, und als dieser mit eitlem Lachen das Bärtchen strich, das etwas spärlich seinen Mund umzog, setzte sie wohlwollend hinzu: „Geht nur und lest; bei der Abendtafel sollt Ihr mir vertrauen, wer es ist, der Euch solche Briefe schickt.

Seid willkommen, Junker Burkard," wandte sich die fürstliche Frau dann diesem wieder zu, „seid willkommen und habt Dank, daß Ihr unserem sehnsüchtigen Rufe gefolgt seid. Ihr findet uns in tiefer Betrübniß, Gott gebe, daß Ihr im Stande seid, uns Hilfe zu bringen. Kommt, legt Euren Hut dort auf jenen Tisch und sitzt neben mir nieder, ich habe Euch allerlei nach Eures Vaters Ergehen zu fragen und muß Euch doch auch über Euren Kranken belehren. Fort, Ihr Mädel, geht wieder an Eure Arbeit, die Thüre mögt Ihr offen stehen lassen, aber ich bitt' mir aus, daß Ihr Euch ruhig verhaltet; hernach sollt Ihr frei haben; ich hoffe, Ihr seid bis dahin still und fleißig."

Damit hatte die Markgräfin dem befangen sich umschauenden Junker einen Stuhl angewiesen; die jungen Damen machten mit neckischem Lachen Jede im Abgehen eine tiefe Reverenz, dann sah man sie alle Vier verstohlen um die Thürpfeiler gucken, und die Stille war dort so groß, daß der Gedanke, die Neugier der Fräulein bringe dies außerordentliche Ereigniß zu Wege, sehr nahe lag.

Die Markgräfin hatte inzwischen ihre Nadel wieder ergriffen und sagte, um dem jungen Manne aus der ersten Befangenheit zu helfen, freundlich: „Seht nur erst einmal, Herr Keller, wir flicken hier ein Meßgewand. Ist es nicht prächtig, und sahet Ihr schon solche Bilder, wie die Jungfer Ursula Wendlerin, meine Kammerfrau, sie hier auf die Seide zu zaubern versteht?"

„Jungfer Ursula?" rief der junge Mann überrascht und sprang höflich sich verneigend empor, „Ihr seid die Jungfer Ursula? Ei, da kann ich ja gleich einen schönen Gruß vom Vater bestellen!"

Ein helles, schönes Roth flog über das Antlitz der Angeredeten und ein Schimmer, der sie plötzlich um Jahrzehnte verjüngte, und den sie jetzt nicht hätte unterdrücken können, selbst wenn sie daran gedacht.

Der junge Mann sah sie in naiver Bewunderung an und sagte dann ebenso unbefangen weiter: „Der Vater trug mir den Gruß noch auf, als ich schon abreiten wollte. ‚Grüße mir die schöne Ursula recht von Herzen!' rief er, und ich glaube, Jungfer Wendlerin, der Vater meinte, Ihr würdet Euch seiner auch noch wohl erinnern aus der Zeit, da er hier auf der Burg beim durchlauchtigen Herrn

geweilt. Der Vater spricht von dieser Zeit aus seinen Jugendtagen als von seiner besten, Euch hätt' er damals auch oft gesehen, und Ihr müßtet seiner gewißlich noch gedenken!"

„Das thu' ich auch, Junker," sagte leise die Kammerfrau, aber sie sah bei den einfachen Worten so seltsam bewegt aus und die dunklen Augen hatten einen so wundersamen Glanz, daß selbst die Markgräfin mit einem gewissen heimlichen Erstaunen es bemerkte.

„Ich weiß es Eurem Herrn Vater Dank, Junker," sagte diese jetzt, „daß er mir so bereitwillig zusagte, als ich ihn bat, mir seinen Sohn zu schicken, Euch aber dank' ich es noch mehr, daß Ihr das schöne, freudenvolle Heidelberg aufgabet, um bei uns Einsamen, die in der Betrübniß sitzen, zu wohnen."

„O, macht Euch deshalb keine Sorge, Euer Gnaden," erwiederte der junge Mann in seiner ehrlichen Aufrichtigkeit, „der Vater war von Herzen froh, Euch und unserem durchlauchtigen Herrn zu Dienst sein zu können, und daß er nicht uns beiden Brüder am Hofe des Pfalzgrafen erhalten durfte, wo der Aufwand für Einen schon schier eines einfachen Edelmannes Kräfte übersteigt. Was mich betrifft, so habe ich kein großes Gefallen an dem Treiben dort und dann —"

„Nun, Herr Burkard Keller, und dann?" half die Markgräfin dem Stockenden nach.

„Ja, seht, Euer Gnaden, ich bin noch jung, und Erfahrung kommt mir nicht zu Hilfe, aber es ist mir so ein Gefühl, ich weiß es mir selbst nicht zu deuten, als ob ich

etwas ersinnen müßte, dieses Unglück von unserem Herrn zu wenden. — Ihr schüttelt den Kopf, Durchlaucht, ich weiß auch wohl, wie verwegen es klingt, was ich da sage, aber ich verstehe nicht um den Brei herum zu gehen."

„Und sagtet Ihr Eurem Herrn Vater Euer Hoffen?" fragte mit lebhafter Theilnahme die Jungfer Ursula.

„Ja, aber er glaubt nicht leicht an Dinge, die er nicht sieht," lachte heiter Burkard Keller, „dem Vater war's indeß daneben auch ganz lieb, daß ich hier Gelegenheit habe, mich umzusehen nach einer Herrin, wie sie für unsere Yburg paßt. Die Heidelberger Frauen sind nicht solche, sie wissen nicht viel von ehrsamer Hausfrauenpflicht, und als unsere gute Mutter verstarb, da hab' ich, als der Aelteste, ihr in die Hand geloben müssen, daß ich nur ein Weib nehmen wollte, welches in ihren Fußstapfen weiter gehe. Denn unsere Mutter, Euer Gnaden," wandte er sich der Herrin wieder zu, „hat die Yburg reich gemacht, ihr Eingebrachtes hat die alten Schulden bezahlt, und dann hat ihr sorgliches Wirthschaften unsere Kisten und Kasten gefüllt. Sie war eine so eifrige Herrin! Sie hat über den Wald und das Feld gewacht, besser als unser Vogt, und die Frohner haben sich unter ihrer wachsamen Aufsicht ganz anders geregt und auch freudiger als sonst. So sind wir vorwärts gekommen und —"

„Und hier denkt Ihr Euch also eine Hausfrau zu suchen, Junker?" fragte die Markgräfin, den jungen Mann so wieder auf den eigentlichen Ausgangspunkt seiner Rede zurücklenkend. Und dabei mußte sie heimlich lächeln über die neugierigen Blicke, welche hinter des Junkers Rücken

sich von der Fräuleinstube aus an dieser Unterhaltung betheiligten.

„Ja, Euer Gnaden, der Vater sagt, je eher die Yburg wieder eine Herrin erhält, um so besser, und mein Bruder Hubert will sich nicht dazu verstehen, mir voranzugehen, da muß ich wohl dem Vater zu Willen sein!"

„Und denkt Ihr denn schon an eine Bestimmte, Herr? Habt Ihr Eine gesehen, die Euch ganz besonders gefällt?" fragte die Markgräfin, indeß Ursula Wendlerin Stich um Stich förderte und kaum aufblickte.

„Nein, Euer Gnaden, ich bin ein wenig scheu und weiß keine Worte zu machen, da habe ich mich allezeit mehr bei Seite gehalten, wenn der Bruder der Lust und des Lachens mit den Fräulein zu Straßburg und Heidelberg schier kein Ende wußte. Der Bruder ist aber auch ein gar schöner Mann, und wenn der nur wollt', der könnte jeden Tag eine Frau haben. Mich treibt's selber nicht, ich thu's nur dem Vater zu Lieb'! Eine, die ich nach der Yburg führen möchte, um an der Mutter Stelle zu stehen, habe ich nimmer gefunden, doch der Vater hofft, unter Euren Fräulein werde die Rechte sein!"

Ein Kichern aus der Fräuleinstube trieb abermals die Röthe der Verlegenheit auf des jungen Mannes Wangen.

Er strich sich mit der Hand über das dichte, glatte Haar, das, vorn auf die Stirn niedergekämmt, am Hinterkopf lang herab hing, ohne sich freiwillig zu kräuseln.

„Sieht er seinem Vater ähnlich, Ursula?" fragte die Markgräfin.

„Das dunkle Haar und die schwarzen Augen habt Ihr

wohl von ihm, Herr, aber das schmale Gesicht und die bräunliche Farbe muß mütterlich Erbtheil sein," sagte Ursula und sah mit sinnendem Lächeln auf Burkard Keller.

„Nein, die Mutter war blond und rundlich von Gesicht, Jungfer, der Vater meint, ich arte wohl auf den Großvater, der ist hager und lang gewesen."

„Und doch ist Eure Aehnlichkeit mit dem Vater wunderbar groß," sagte Ursula nachdenklich, vergaß dabei das Sticken und blickte träumend den jungen Mann an, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Die Markgräfin hatte inzwischen bemerkt, daß ihre Zöglinge sämmtlich, angezogen von dem allzu fesselnden Heirathsthema, in der offenen Thüre die Hälse vorstreckten, und da sie die Ehre ihrer Erziehungskunst hoch halten wollte, so durfte der Junker die Unbotmäßigkeit der Mädchen nicht merken. Sie rief also in das Zimmer hinein: „Legt Eure Arbeiten zusammen, Ihr Mädel, die Augen müssen Euch ja weh thun von dem eifrigen Sticken!"

Der gutmüthige Spott in den Worten der Herrin entging dem jungen Manne, die Fräulein kümmerten sich um den leichten Tadel, den sie daneben enthielten, nicht sehr, rafften ihre Arbeiten zusammen und flatterten davon, wie befreite Vögel.

Es lag in Burkard Keller's Mienen ein gewisses stilles Vergnügen an dem heiteren Uebermuth der Fräulein, er hatte sich umgewandt und sah ihnen nach, im Wesen wie im Reden dieselbe ruhige Harmlosigkeit offenbarend.

Die Markgräfin lachte, er gefiel ihr.

„Das ist nun meine Gesellschaft, Junker, Eine noch lustiger als die Andere, und wahrlich, selbst in der Zeit der herbsten Trauer um meines theuren Herrn Krankheit habe ich mich zuweilen des Lachens nicht erwehren können über die Mädel. Da ist die Isa v. Tietenau, man muß nur in ihre frohen Augen blicken, um sich zu freuen! Sie hat Euch auch zuerst gesehen, als Ihr kamet! Vielleicht ist's ein Vorzeichen!"

„Tietenau? Ist nicht ein Tietenau markgräflicher Vogt in Kuppenheim, Euer Gnaden?"

„Das ist ihr Vater; wohlhäbige Leute, die Tietenaus, und eine fromme, ehrsame Zucht bei ihnen! Die Isa wär' eine Frau für Euch, die seht Euch einmal darauf an!" sagte die Markgräfin.

Der junge Mann nickte ernsthaft und blickte einen Augenblick nachdenklich vor sich hin.

Als er dann aufschaute, begegnete er den Augen der Jungfer Ursula, die mit einem Ausdruck auf ihm ruhten, welchen er nicht verstand und von dem er doch erkannte, daß sie es wohl mit ihm meinte.

„Ihr seid die Pflegerin des durchlauchtigen Herrn?" fragte er sie.

„Ja, Herr, so gut ich's vermag, von Euch hoffen wir bessere Tröstung, als wir seither erhielten, Ihr sollt ein großer Gelehrter sein!" sagte sie bescheiden und ohne Schmeichelei, offenbar nur von dem Wunsche beseelt, daß er wirklich sei, was sein Ruf von ihm sagte.

„Kann ich den Kranken heute noch sehen?" fragte er.

„Nein, Herr, ohne daß er selber es zugibt, dürfen wir

ihm keinen Fremden bringen, auch treibt ihm jede Aufregung den Schlaf der Nacht fort."

„Um so mehr sollt' ich ihn sehen, vielleicht, daß ich ihm Schlaf bringen könnte," sagte eifrig der junge Arzt, der jetzt ganz in seiner Begier, seine Kunst zu üben, aufging.

„Ach, welche Wohlthat wäre dem Herrn ein guter Schlaf!" meinte Ursula überredend gegen ihre Herrin.

„Versuche es, Ursula, geh' zu ihm, und wenn es Dir gelingt, bring' mir Nachricht; es ist die Zeit des Abendessens, ich will den Junker mit mir nehmen," beschied die Markgräfin.

Ursula ging gehorsam; ihre Arbeit und die der Markgräfin hatte sie zuvor sorglich mit leichten Tüchern verhüllt und Alles an den rechten Platz gestellt.

Burkard mußte der Markgräfin in die Halle folgen, zwei Pagen gingen mit Lichtern voran, die Herrin sprach auf dem Wege freundlich mit ihm.

„Habt nur guten Muth, Herr Burkard, mich dünkt, mein armer Herr muß Euch gern haben. Eure Art ist sanft und gütig, und man faßt Vertrauen zu Euch, sobald Ihr nur redet," sagte sie zu ihm.

An der langen Tafel standen einige ältere und jüngere Herren und die Fräulein, auch der Kaplan war da, ein Pater aus dem Fremersdorfer Kloster, zur Aushilfe gesandt, bis der neue Beichtvater ankomme.

Es gehörte für Junker Burkard nicht allzu viel Scharfsinn dazu, um zu erkennen, daß man ihm hier nicht viel Wohlwollen von Seiten der Männer entgegen brachte. Da war, außer drei ganz jugendlichen Herren, ein baumlanger

Junker v. Geraldstein mit einer rubinrothen Nase und einem kahlen Kopf; zu Weiterem hatte er es in dieser schlimmen Welt nie gebracht. Er redete gern davon, daß er Großes hätte thun können, wenn man ihm nur Platz und Gelegenheit dazu gegeben. Da es ihm aber nun nicht nach Verdienst ergangen war, wie er behauptete, so ließ er sich's gefallen, auf Hohenbaden das unvermeidliche Uebel zu sein, dem Jeder gern auswich und an dem Jeder seine schlechte Laune ausließ. Dafür pflegte er seinen Leib bestens, ohne je einen Dank für die Gastfreunde zu haben.

Auch ein Wolfenburg war da, ein schrecklicher Prahlhans, aber ein gutmüthiger Mensch, der nicht Lust hatte sich zu ärgern, und sich deshalb willig von den Anderen aufziehen ließ.

Ein scharfsinniger Graf Stein war der Dritte, ein echter ritterlicher Herr, der nur zum Besuch gekommen war; dann kam ein Weinheimer Patrizier, ebenfalls ein Gast der Markgräfin, ein feiner junger Herr, Garthausen genannt. Diese Beiden waren auch freundlich mit Burkard Keller, die Andern machten ernste, hochmüthige Gesichter und sprachen kaum mit ihm. Nach dem vom Pater gesprochenen Tischsegen hatte sich ein solch' lustiges Geplauder, ein solches Durcheinander von Scherz und Lachen entwickelt, daß es Burkard Keller, der sich fremd und befangen zwischen all' den fremden Menschen fühlte, im Kopfe schwirrte und summte und er immer stiller vor sich hinsah, je lauter und lustiger die Tischgenossen wurden. Die Herrin selbst nahm wenig Theil an diesen Reden, sie lehnte in ihrem Stuhl

und sprach nur ab und zu ein Wörtchen mit ihren beiden Gästen, die, wie es Burkard schien, der Fräulein wegen hier waren und die ihm auch mehrfach zutranken, und mit dem Pater, der ihr gegenüber saß; aber sie schien Gefallen zu finden an dem ungezwungenen Ausdruck der Heiterkeit um sie her, und wenn Burkard sich nicht irrte, so ruhten ihre Augen mit besonderem Wohlwollen öfter auf dem Antlitz eines der Fräulein, welches die Andern Isa nannten, und welches ein gar liebes, freundliches Antlitz und natürlich gekräuseltes, nußbraunes Haar hatte.

Sollte das die Isa v. Tietenau sein? Er sah sie nachdenklich und überlegend an. Ei, ja, die konnte ihm schon gefallen, wenn sie seinem Vater die rechte Schwiegertochter erschien!

Das Herz Burkard Keller's that nicht einen Schlag schneller bei solcher Erwägung. Er war bereit zu heirathen, denn die Herrin fehlte in der That auf der Yburg gar sehr, aber es fiel ihm nicht ein zu denken, daß ihn doch ein anderes Gefühl bei seiner Wahl leiten solle, als allein das der ruhigen Ueberlegung. Auf der Yburg hatten sich Eltern und Söhne herzlich geliebt, es war keine Rede weiter davon, aber man wußte eben, daß man einander zugethan war für Leben und Sterben, in Noth und Tod. Von einer anderen Liebe wurde nie gesprochen; in Bologna und gar in Rom gab es davon freilich desto mehr, aber was sie dort so genannt hatten, das widerstand dem Stolz des Junker Burkard Keller, er hatte sich abgewendet von dem frechen Gethu' und Gelächter, und sie hatten seinen vermeinten Tugendstolz mit bissigen Reden bezahlt.

„Sie ist ein feines, liebliches Ding," dachte Burkard Keller und dann nahm er sich vor, Acht zu haben, ob sie wohl nach seiner Mutter Weise arte.

Wie ein linder, sanfter Frühlingshauch berührte der Gedanke an die Theure jedesmal sein Herz.

Der braunen Isa gegenüber saß Graf Antonio und bemühte sich auf alle Weise, sie in ein längeres Gespräch zu ziehen. Sie gab ihm höflich, aber wortkarg Bescheid auf seine Fragen, und als er sie dann ein kaltes, herzloses Bild nannte, lachte sie tief erröthend, sah lieblicher als je dabei aus und raffte sich dann mit allerliebster Entschlossenheit auf zu der Antwort, daß sie nicht Lust habe, die Reihe der Fräulein zu verlängern, denen Graf Antonio's Schmeichelreden den Kopf verdreht hätten.

Der so Abgewiesene war sichtlich nur noch mehr entzückt von dem schönen Kinde; sie war kaum achtzehn Jahre alt, so schien es, und Burkard Keller bemerkte, ohne ein absichtlicher Beobachter zu sein, wie des Grafen Farbe wechselte und wie seine Blicke brennend auf der holden Isa ruhten.

Aber sie fühlte sich offenbar unbehaglich ihm gegenüber, ihre Augen suchten nach Hilfe umher und begegneten so dem stillen, wohlwollenden Blick des gelehrten Junkers, der ihr eine ganz besondere Art von Mann erschien, da er so ruhig und schweigsam inmitten des lebhaften Lachens und Plauderns blieb. Er war sicher viel zu gelehrt, um nicht all' diese Thorheit zu verschmähen, aber er war gewiß auch gut, und man durfte ihm vertrauen, er hatte so sanfte, stille Augen.

Graf Antonio sah die sich treffenden Blicke; er las in Isa's Mienen den Vorzug, den sie dem neuen Gaste gab, und eine Wuth, deren Ursprung er sich selbst nicht gleich klar machte, ergriff ihn, er hätte Burkard Keller niederschlagen mögen.

In seinem Aerger flüsterte er den anderen jüngeren Herren ein paar Worte zu, von denen Burkard Keller nur seinen Namen und ein einziges, spöttisches Wort vernahm.

Er würde keinen Arg darüber gehabt haben, denn sein ruhiges Selbstgefühl hätte ihn nicht daran denken lassen, der Gegenstand des Spottes zu sein, hätten nicht jene jungen Bursche ihn dabei angesehen und gelacht.

Eine heiße Röthe trat in sein Gesicht; seine Augen öffneten sich weit, der sanfte Blick derselben veränderte sich ebenso wie seine Mienen.

„Darf ich die Herren fragen, wem dies Lachen gilt?" fragte er scharf, aber höflich.

Die Jünglinge erschraken, wurden verlegen und Einer stotterte etwas wie: Der Graf Antonio habe —

„So muß ich Euch schon bitten, Graf, Eure Worte, die, wie es mir vorkam, mich sehr angingen, zu wiederholen," wandte er sich an diesen.

Graf Antonio lag mit spöttischem Lachen in seinen Stuhl zurückgelehnt und strich sich den Bart, ihm war es just recht, mit dem ihm schon widerwärtigen und von der Markgräfin so sichtlich ausgezeichneten, von Isa freundlich angesehenen Burkard Streit zu bekommen.

„Ihr habt Euch wohl verhört, Herr Doktor, ich redete nur von pfuschenden Doktoren."

Burkard Keller war leichenblaß geworden, die Markgräfin aber hatte sich von ihrem Stuhl erhoben und rief zornig: „Antonio, habt Ihr schon wieder vergessen, was Ihr Eurer Herrin schuldig seid?"

Der Getadelte war im Begriff, funkelnden Auges eine nichts weniger als demüthige Antwort zu geben, doch fuhren die Anderen begütigend dazwischen und gaben es nicht zu, daß Antonio trotzig die Tafel verließ.

Der unliebsamen Scene wurde ein plötzliches Ende gemacht durch den Eintritt Ursula's, bei deren ungewohnter Erscheinung Alle erstaunt schwiegen.

Die Jahre waren mit dem in bescheidener Dienstbarkeit einsam dahinlebenden Mädchen sanfter umgegangen, als mit der von fürstlichem Glanze umgebenen Herrin, das sah man heute mehr als je.

Die hohe Gestalt Ursula's, der aufrecht getragene, von vollen Haarflechten umgebene zierliche Kopf, das feine, kluge Gesicht und die großen tiefblauen Augen machten sie zu einer außergewöhnlich anziehenden Erscheinung, und wenn auch ihre Kleidung von dunklem Stoff und einfachem Schnitt war, so trug sie dieselbe auf eine fremdartig zierliche Weise, welche freilich nicht ihres Standes, sondern von vornehmerer Art erschien.

Lautlos kam sie durch die Halle, geschritten nicht so sehr, als geschwebt; Burkard Keller hatte sie trotz seiner Erregung nahen sehen, jetzt stand sie ihrer Herrin gegenüber auf der anderen Seite der Tafel und meldete dieser mit gedämpfter Stimme: „Der durchlauchtige Herr will den Herrn Doktor Freien v. Keller sehen!"

„Wir kommen, Ursula, wir kommen sogleich!“ hatte die Markgräfin erwiedert und dabei tauschten ihre Augen und die Ursula's rasch Frage und Antwort.

Diese nickte und wandte sich zum Gehen, indem sie Burkard winkte, ihr zu folgen.

Die Markgräfin hielt ihn aber noch zurück, gab das Zeichen zum Aufheben der Tafel und wartete dann, neben ihrem Stuhl stehend und scharfen Auges die Männer überwachend, bis der Letzte derselben sich aus dem Saal entfernt hatte.

Die Blicke, welche den so Geehrten feindselig genug trafen, konnte sie nicht hindern, so wenig sie ihm verdachte, daß er dieselben trotzig zurückgab, aber sie sagte, als sie dann Alle gegangen waren, ärgerlich: „Es ist die alte wilde Art! Wie die Väter sungen, so zwitschern die Jungen, und unser eigen verwandtes Blut ist unbändiger, als sie Alle. Ich muß den Antonio sehr scharf in die Zucht nehmen. Sein ganzer Aerger ist, daß er in Euch, wie in jedem anderen jungen Herrn, gleich einen Nebenbuhler bei der Isa v. Tietenau wittert. Jawohl, so ist's. Der Thor! Fast schon der Verlobte einer Anderen, möchte er schön thun mit Allen! Seine Hochzeit ist zum Glück nicht fern, dann mag ihm die schöne Kordula v. Jugenheim die Flügel stutzen.“

Dabei hatte sie unter dem Vortritt des leuchtenden Pagen den Weg nach ihrem Wohngemache zurück genommen. Hier öffnete sie dieselbe Thüre, durch welche Ursula gegangen, und Burkard Keller, zum Folgen aufgefordert, sah sich in einem Gange, in welchem ein wachthaltender,

weißhaariger Diener saß und eifrig an dem Tafelsilber polirte, welches auf einem Tische vor ihm aufgestellt war.

„Nun, Wendel, es steht heute gut mit meinem Herrn?“ sagte die Markgräfin im Vorbeigehen zu dem Diener.

„Ja, Gott sei Lob und Dank, Durchlaucht, so gut, wie lange nicht,“ erwiederte der Alte, eifrig weiter putzend.

„Seht, Keller,“ erklärte die Markgräfin im Weiterschreiten, „die übrigen Zugänge sind sämmtlich vermauert, denn einem Schlosse kann man nie trauen; Alles, was unser lieber Herr bedarf, geht durch mein Gemach, Keiner kann zu ihm, als dem ich es gestatte, und,“ setzte sie leiser hinzu, „hinaus kann er selbst auch auf diese Weise nicht, und er weiß ja zu Zeiten in seinen Aengsten nicht, was er thut! Denket Euch nur, wenn der liebe Gemahl in seinem unseligen Irrwahn unseren Schutz verließe! O, ich kann selbst den Gedanken nicht ertragen.“

Sie sah äußerst aufgeregt und geängstigt dabei aus; was Burkard Keller aber weiter aus ihren Worten heraus zu hören glaubte, das sprachen ihre Lippen nicht aus, nämlich, daß in der That der unglückliche Fürst in den Anfällen großer Unruhe und Seelenqual Fluchtversuche gemacht hatte.

Inzwischen waren sie durch zwei Vorgemächer geschritten, deren Thüren unverschlossen standen, da jeder ihm bemerkbar werdende Zwang den Kranken auf's Aeußerste reizte. Hoch angebrachte Lampen erhellten diese Räume nothdürftig, um so mehr Licht strömte ihnen aber aus dem ziemlich großen Gemach entgegen, das sie jetzt betraten und in welchem Burkard Keller mit unruhig klopfendem Her-

zen einen vornehm ausschauenden alten Herrn sitzen sah, dessen bleiches, abgemagertes Antlitz von einem weißen Bart umrahmt war, während weißes Haar unter dem Sammetbarett hervor wallte, welches er auf dem edel geformten Haupte trug. Ein weiter, pelzverbrämter Hausrock umhüllte ihn wie ein Mantel, und dennoch schien ihn zu frösteln, denn er saß zusammengekauert dicht am Feuer, während Ursula Schachfiguren auf einem Brett ordnete.

Alles, was den Kranken umgab, war von besonderer Pracht; die Liebe und Ehrfurcht des Sohnes wollte dem Vater alle Ehre gönnen, und doch trug das Gemach mit seinen vergitterten Fenstern nur zu sehr das Gepräge des Gefängnisses.

Auf einem großen Schreibtische lag ein schweres Buch, welches fast die halbe Fläche einnahm, und dessen feste Klammern geschlossen worden waren.

Das Geräusch der sich öffnenden Thüre ließ den kranken Fürsten aufblicken. Er hatte fast schwarze, krankhaft große Augen, in welchen eine unaussprechliche Traurigkeit lag.

„Ist das der Keller?" fragte er Ursula.

Diese bejahte; der Markgraf erhob sich, ging den Eintretenden entgegen, verneigte sich vor der Markgräfin, ihr feierlich die Hand küssend, und sah dann lange und ernsthaft in das Gesicht des jungen Mannes.

„Wie Du noch jung aussiehst, Ulrich! Ich habe weißes Haar von all' den Sorgen und dem Suchen nach — nun, Du weißt es schon — es steht in dem Buche da. Ich habe das Geheimniß festgeschlossen, so fest, daß ich es nun selbst nicht heraus bringen kann. Du sollst mir helfen,

Ulrich, auf Dich kann ich mich verlassen. Du wirst schon aufpassen, daß es uns nicht heimlich heraus schlüpft. Es ist wie eine Schlange und eine Eidechse, zuweilen, wenn ich studire, habe ich es schon beinahe, meine es zu fassen, es zu halten, und immer ist es wieder weg, und ich kann nicht selig werden, wenn ich es nicht fange!"

„Das soll uns schon gelingen, Durchlaucht, wir haben schlauere Gäste festgemacht," hatte Burkard Keller, sich sofort in die Rolle seines Vaters hinein findend, frisch geantwortet.

Ein helles Freudenlächeln flog über des greisen Herrn Gesicht.

„Sagt' ich es nicht?" rief er Ursula zu, die mit höchster Begier sah und hörte, „sagt' ich es nicht gleich? Er wird es schon herausbringen, das große, fürchterliche Räthsel! Ach, daß wir an Dich nicht längst dachten, Ulrich! — Durchlauchtige Frau," wandte er sich dann seiner Gemahlin zu, „ich vergesse Euch diese Gunst nicht! Ich bin ein armer, geschlagener Mann, Hiob ist mein Name, aber der Herr wird mir wieder geben, was er mir nahm, und dann will ich Euch Alle belohnen, wie es einem Fürsten zukommt."

Darauf lief der unglückliche Herr nach seinem Schreibtisch, schleppte mühsam, von Burkard Keller unterstützt, das Buch herbei, riß einen Schlüssel aus der Tasche und lachte, während er hastig, mit bebenden Händen aufschloß, diesen wiederum ganz glücklich an.

„Du wirst mir helfen. Wir wollen gleich anfangen, ich kann doch nicht schlafen und wir brauchen viele, viele

Nächte. Es läßt sich nicht immer sehen, Ulrich, aber es darf uns nicht entschlüpfen, Du wirst es fangen, ich bin zu alt und zu schwach, ich heiße Hiob, und meine Seele ist wund von den Schlägen des Herrn, meines Gottes."

So wechselten Freude, Hoffnung, tiefstes Leid in den wirren Reden des Kranken.

Die bleiche Markgräfin zerfloß in Thränen, Ursula machte ihr Zeichen über Zeichen sich zu beherrschen, aber diesesmal bemerkte der sonst so argwöhnische und beobachtende Herr nichts davon, er war ganz und gar hingenommen von dem Eifer, seinen vermeinten Freund und Waffenbruder einzuweihen in den Inhalt des geheimnißvollen Buches.

Selbst Ursula gelang es heute nicht wie sonst, ihren Einfluß geltend zu machen und den Kranken zu bewegen, Burkard zu entlassen und sich zur Ruhe zu begeben.

Die Kluge sah schnell ein, daß sie wohl thue, die Unzulänglichkeit ihrer so viel angestaunten Macht nicht offenbar werden zu lassen, besonders dem Patienten selber.

So flüsterte sie, während der Markgraf mit vor Eifer glühenden Wangen auf den ernst und eifrig zuhörenden Burkard einsprach, der Markgräfin zu: „Gönnet dem Herrn die Freudenstunde! Ist sie gleich nur Schein, für ihn hat sie doch die Befreiung von qualvoller Unruhe in sich, und wenn Durchlaucht die ganze Nacht studiren will, ich halte es aus und der Junker auch."

So entfernte sich denn nach einer Weile die Markgräfin, während ihr Gemahl seinem neuen Gesellschafter, den er jetzt wie stets in Zukunft für dessen Vater hielt,

in verworrenster Rede die vielfachen Methoden erklärte, nach welchen er den Sinn der kabbalistischen Zeichen, welche das Buch enthielt, zu enträthseln versucht.

Ursula Wendlerin saß indessen still in einem Winkel am Kamin und schaute mit seltsamen Blicken in des geduldig auf die wunderlichen Reden des Kranken eingehenden Burkard's Züge.

„Ulrich“ nannte ihn der Markgraf wohl hundertmal. Ihr zuckte bei dem geliebten Namen jedesmal das Herz zusammen, und eine Reihe von freundlichen Erinnerungen zog an ihrem inneren Auge vorüber.

Er hatte sie grüßen lassen, er gedachte ihrer! Welches Glück für ihr treues Herz!

Wie lange war es, ach, wie lange, endlose Jahre, seit er sie einst in seinen Armen gehalten und sie Beide in großen Schmerzen Abschied von einander genommen und von der Liebe, die zwei Jahre durch in tiefster Heimlichkeit sie glücklich gemacht hatte.

Zwei Jahre! Und die Ursula Wendlerin hatte immer gewußt, daß Ulrich, Freier v. Keller, sie nicht zu seinem Weibe machen könne, er aber hatte ihr auch niemals solche Hoffnungen vorgespiegelt. Sie liebten sich und waren selig und jung; an den kommenden Tag hatten sie nicht gedacht, bis einst der Markgraf ausziehen mußte, dem Kaiser zu Hilfe. Ritter Ulrich Keller aber, der Niemandes Vasall, sondern ein Reichsfreier war, Ulrich Keller folgte dem Markgrafen, seinem Jugendgefährten und Freunde, jetzt wie allezeit. —

Sehr lange blieben sie im Felde, lagerten zur Winter-

zeit hier und da, und als der Krieg zu Ende war und der Markgraf heimkehrte, da war Ulrich Keller nicht mit ihm, sondern hielt eben fröhliche Hochzeit und führte eine reiche Erbtochter aus der Pfalz auf seine einsame Yburg.

Ursula aber zog gleich darauf mit ihrer Herrin nach Wien zum Hoflager, und ob die Gürtelmagd bleich oder gar verweint aussah, wer bemerkte das in dem geselligen Treiben des prächtigen Turniers, welches dort den vornehmsten Adel des Reiches vereinte?

Und nun nach so langen Jahren saß dort am Tische, geduldig und freundlich zuhörend und klugen Blickes den kranken Herrn scharf, aber für diesen unbemerklich, beobachtend des Ulrich Sohn!

Es war wie ein Traum. Aber der Traum mußte ein schöner sein, denn nie war Ursula Wendlerin jenem lieblichen, jugendfrischen Schwarzwaldmädchen, welches Ulrich Keller geliebt, ähnlicher gewesen, wie heute, wo sie, den Kopf an die steife Stuhllehne gedrückt, in seligem Lächeln auf den Sohn des einst heimlich so sehr geliebten Mannes blickte.

Die Reihe der Jahre war ausgelöscht; das Einst war wieder lebendig geworden und alle Liebe in ihrem Herzen ebenso.

Bis fast zum Morgengrauen mußte Burkard Keller geduldig ausharren, und er that es mit demselben Ausdruck von Herzensgüte, welcher, wie Ursula bei sich meinte, ihn seinem Vater so ähnlich machte.

Der stetig beobachtende Blick des jungen Arztes verließ den Kranken nicht. Unvermerkt von diesem, hatte er endlich

seine Hand auf die des Markgrafen gelegt, nach einer Weile faßte dieser sie fester und sagte mit einer stillen Freude, wie Ursula sie nie an ihm bemerkt: „Du fehltest mir so sehr, Ulrich, ich habe es immer gesagt: ‚Ruft mir den Ulrich,‘ und nun Du nur da bist, fühle ich schon, wie das Leid und das Elend von mir weichen!“

Immer stiller und friedlicher wurde sein Gesichtsausdruck, seine Augen begannen zuzufallen; er litt es, daß man seinen Diener rief und ihn entkleidete. Burkard's Hand ließ er nicht los, und dieser saß mit freudigen Mienen neben dem schon fest Schlummernden. Er sah, seine geheimnißvolle Begabung blieb ihm auch hier treu.

Schon war der Morgen da, als er endlich selbst das ihm bereitete Lager suchte. Sein Gemach stieß an das des kranken Herrn.

Es war spät am anderen Morgen, als eine Hand leise den Junker aus seinem erquicklichen Schlummer aufrüttelte. Er öffnete die Augen und blickte in das beim heutigen Tageslicht viel älter und blasser aussehende Antlitz des alten Markgrafen, der ihn weckte, weil ihn die Ungeduld nicht länger ruhen ließ.

„Steh' auf, Ulrich, wir müssen uns fleißig dazu halten, daß wir's finden,“ sagte er freundlich, aber drängend, und als der Junker fremd und verwundert ihn ansah und dann im Zimmer umher, noch zu träumen glaubend, da lachte er und schlug vergnügt die Hände zusammen: „Sollte man's glauben, er ist in all' und jedem Stück derselbe geblieben! Nur ich bin alt und morsch geworden — vor

vielem Suchen und Denken," setzte er dann wehmüthig hinzu.

Wie ein Kind über ein neues Spielzeug sich freut und immer wieder läuft, es zu besehen, so war es mit dem kranken Herrn; er ließ seinem neuen Gesellschafter kaum Zeit, sich gehörig zu kleiden, sondern lief aus und ein und brachte ihm bald dies, bald jenes von seinen eigenen Sachen.

Burkard Keller sah mit unendlicher Trauer die völlige Umnachtung eines so edlen Geistes, und seine unbestimmten Hoffnungen, er werde etwas zur Heilung desselben erfinnen können, sanken heute schon trübselig zu Boden. Aber das Leid zu lindern vermochte er vielleicht doch!

Der Markgraf fand nicht eher Ruhe, als bis sie Beide wieder vor dem großen Buche saßen, und da mußte Burkard dann sehen, wie angstvoll und mühselig der edle Herr arbeitete und sinnlose Zeichen auf Zeichen, Zahlen auf Zahlen malte, bis ihm der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirn stand und eine unsägliche Mattigkeit ihn überkam, ohne daß er sich Ruhe gegönnt hätte. Dies ziellose, unnütze Mühen übte eine sehr peinvolle Wirkung auf Jeden, der gezwungen war, es anzusehen, und wie Burkard von der Jungfer Ursula erfuhr, brachte es den Leidenden zu wilden Wuthausbrüchen, wenn man ihn zwang, die qualvolle Arbeit ruhen zu lassen.

Es wurde Burkard Keller unheimlich zu Muthe. Was er auf sich genommen hatte an Selbstverleugnung, sah er jetzt erst ein, und ihm kam ein Grauen vor dem Gedanken, daß statt des fleißigen, fröhlichen Studentenlebens jeder

Tag ihm so hingehen sollte in einem thörichten Scheinfleiß, dessen einziger Nutzen in der Beruhigung eines Kranken lag.

Das Wetter war auch heute regnerisch und kalt; aber gewohnt, sich frei und nach Gutdünken zu ergehen, fiel es dem jungen Mann sehr schwer, Stunde um Stunde neben dem ruhelos sich abmühenden Markgrafen zu sitzen und anscheinend ebenso fleißig zu arbeiten.

Da gab ihm die Sorge vor einer solchen Zukunft einen Gedanken ein, den er, kaum empfangen, auch schon auszuführen begann.

Er sah, klug und einsichtig wie er war, von Anfang an klar ein, daß es zunächst galt, das Vertrauen des Kranken zu gewinnen, ehe er ihm mit Linderungsmitteln kommen durfte.

So machte er dem kranken Herrn begreiflich, daß derselbe einen großen Fehler in seinen Berechnungen gemacht habe, weil er dieselben angestellt, ohne vorher zu untersuchen, ob die Konstellation der Sterne die Arbeit gestatte, wenn sie erfolgreich sein solle.

Es war ganz wunderbar, wie das einstige Vertrauen zu seinem Zeltkameraden noch jetzt den Markgrafen beeinflußte, und wie die sanfte Ueberredung des jungen Arztes doch eine so seltsam zwingende war. Der Markgraf ging sogleich auf diesen Gedanken ein, und Burkard, sobald er sah, er werde durchdringen, baute mit erfinderischem Geiste schnell eine Methode auf, welcher zufolge es so mancherlei Umstände, in Bezug auf die Stellung der Gestirne, Vorbereitungen durch Enthaltung von aller Arbeit,

Tage nur der Betrachtung geweiht und sonstige dem Kranken nützliche Maßregeln zu beobachten gab, daß dieser, eifrig den Erklärungen Burkard's folgend und ganz und gar von deren Richtigkeit überzeugt, wo er bei jedem Anderen verächtliche Mißachtung oder zorniges Mißtrauen gehabt haben würde, freiwillig der für jetzt unnützen Arbeit entsagte und sich in aller Weise Burkard's Anordnungen gefügig unterwarf.

Stumm vor Staunen sah Ursula Wendlerin ihre Macht über den Markgrafen durch die Burkard Keller's weit übertroffen, stumm vor Bewunderung und Freude sah es die von ihr herbei gerufene Markgräfin, aber nicht minder erstaunt war über dies Alles der Wundermann heimlich selber, denn der sonst so eigenwillige Gemüthskranke folgte ihm wie ein Schüler seinem Meister.

„Es wird eine vorübergehende Laune sein!" das war der Gedanke der beiden Frauen, wie es der Burkard's war, aber selbst dieser flüchtige Lichtstrahl that Allen gut, am meisten dem Kranken selbst, der sich nun schwer erschöpft in seinen Lehnstuhl setzte und, befreit von der Hast und Angst des Suchens, jetzt plötzlich in sanften, erquickenden Schlaf fiel.

Hoch aufathmend sahen die Drei sich an. Auch der alte Martin war herzu getreten und starrte mit scheuer Ehrfurcht auf den jungen Mann, dem sein sonst so schwer zu behandelnder unlenksamer Herr so willig folgte.

„Es ist etwas in Euch, eine Kraft, ich weiß nicht was? aber allein durch die Worte habet Ihr's nicht!" flüsterte Ursula aufgeregt.

„Natürlich eine Kraft, die, daß ich meines Vaters Sohn bin und ihm so ähnlich, daß der durchlauchtige Herr in mir den alten Freund sieht,“ gab Burkard zurück.

„Das ist's nicht, das ist's nicht! Ich habe gesehen, daß der Herr immerfort seine Hand auf die Eure legte, oder daß er Euch stets bei der Hand hielt.“

Burkard Keller sah das kluge Mädchen an, als fände er es doch thöricht, so zu reden, aber er wußte ja selbst ganz gut, daß er in seiner Knabenzeit schon jenen unglücklichen Geisteskranken, mit denen zu verkehren er eine seltsame Lust hatte, Ruhe geben konnte, sowie daß ihm auch an anderen Orten dies mehrfach gelungen war.

„Laß es sein, was es will, es ist Gutes und kommt auf guten Wegen,“ entschied die Markgräfin. — —

Die Nachricht, daß der Markgraf gestern Abend den Junker Burkard gleich in seinen Gemächern behalten habe, war heute früh die erste vielbesprochene Neuigkeit in der Burg gewesen.

Dann verging der Tag, man bekam den gelehrten Doktor nicht zu Gesicht, dagegen verlautete es, er stehe in großer Gunst, und da Keiner der anderen Herren gleicher Ehre froh geworden war, wiewohl Verwandtschaft Einige von ihnen eher zu solcher „Bevorzugung“, wie sie es heute anzusehen und zu nennen beliebten, berechtigt hätte, so steckten sie die Köpfe zusammen und redeten einander in Groll und Bitterkeit hinein.

Nicht Einer dieser Männer hätte sich ohne tiefes Widerstreben einen einzigen Tag mit dem Markgrafen eingeschlossen. Jetzt aber wollte Jeder plötzlich in dem Amt

des jungen Keller eine Bevorzugung sehen und demzufolge Grund haben, sich bitter zu beklagen, zugleich aber auch, sich an dem neuen Günstling, wie sie ihn hämisch unter sich nannten, zu rächen.

Fünf Tage waren so vergangen; die Kunde, daß der junge Keller v. Yburg nicht nur in entschiedenster Weise sich der Liebe des kranken Herrn erfreute, sondern auch, daß dieser sich in einer seltsamen, durch die Aehnlichkeit mit dem Vater kaum erklärten Weise dem jungen Manne unterordnete und seitdem einer für ihn sehr wohlthätigen Gemüthsruhe genoß, hatte sich nicht nur in der Burg ausgesprochen, sondern auch schon im neuen Schlosse des regierenden Markgrafen lebhafte Neugier neben der Freude erregt.

Für Burkard Keller waren es schlimme fünf Tage gewesen. Tag und Nacht in die unmittelbare Nähe des Kranken gefesselt, und von diesem fast unausgesetzt in Anspruch genommen, fühlte er eine Ermüdung sich auf seinen Geist legen, die er zwar durch seine Willenskraft noch zu beherrschen vermochte, die aber, wie er sich sagen mußte, doch Herr über ihn werden würde. Daneben quälte ihn immer heftiger das Verlangen nach Freiheit der Bewegung, wie des Thuns und Lassens. Er hatte niemals gelernt, im Dienen sich selbst zu verleugnen, hatte sich sein Leben auf Hohenbaden nicht entfernt so gedacht, wie er es jetzt fand. Man hatte ihm auch mehr Freiheit versprochen.

Das war aber Alles ganz anders geworden, zum Theil

freilich durch ihn selbst gewünscht und veranlaßt, und wenn er auf seinem schwierigen Posten auszuharren dennoch entschlossen war, so lag der Grund dazu in dem Stolz auf seine ihm selbst unbegreifliche Macht über den sonst so widerspenstigen Herrn, und mehr noch in dem Eifer für das Studium dieser kranken Seele.

Er hatte mit Zorn und Schmerz oft sehen müssen, wie man die Unglücklichen, auf deren Geist Umnachtung ruhte, hilflos ihrem Elend anheim gab.

Seinem Herzen hatte es bitter weh gethan, selbst nicht helfen zu können. Hier, gegenüber einem Herrn, der die Verehrung und Liebe seines Landes wie seiner Zeitgenossen in gesunden Tagen sich durch Weisheit, Güte und Gerechtigkeit erworben, hier gab man ihm die Gelegenheit zu helfen, zu lindern wenigstens, und mit einer an Leidenschaft grenzenden Eile ergriff er sie.

Ohne eigenes Entsagen konnte das, was er wollte, nicht erreicht werden; auch nicht ohne Anfeindungen. Gut, er wollte beides überwinden. Die unfreundlichen, herausfordernden Blicke, die ihn am ersten Abend getroffen, hatten sein Selbstgefühl mehr als nöthig verletzt, jetzt war es ihm ein heimlicher Triumph, die Herren sehen zu lassen, wie die Markgräfin, in dankbarer Freude, ihn seinen Werth fühlen ließ, und welche Wichtigkeit er sogleich gewonnen, und dieser Triumph ließ ihn leichter ertragen, was ihm oblag.

Freilich, das Uebelwollen Jener hatte sich durch der Markgräfin Lob nicht vermindert, er fühlte es, wenn sie es auch nicht mehr so unverhohlen zu zeigen wagten, aber

es war ihm um so lieber, jetzt seinerseits heimlich den Stolzen spielen zu können und ihr vorsichtiges Entgegenkommen zu ignoriren. —

Antonio, der geschmeidige Hofmann, hatte als Angehöriger des markgräflichen Hauses und wohl infolge einer energischen Vermahnung der Markgräfin, allerdings die höflichsten Reden an Burkard Keller gerichtet und dieser sie ebenso höflich, wenn auch mit dem heimlichen Hochmuth des Siegers erwiedert, Freunde waren sie aber darum doch nicht geworden. Jeder hatte vom Anderen das Gefühl der natürlichen Gegnerschaft, und wenn im Anfang zufällig, später absichtlich, Burkard's Augen sich auf die braunlockige Isa gerichtet hatten, die ihrerseits diese Blicke nicht ungern zu sehen schien, so war bei jedem derartigen Anlaß ein solcher Ausdruck von Wuth und Eifersucht in das hübsche Gesicht Antonio's getreten, daß Burkard Keller mit boshaftem Vergnügen an seinem Zorn diesen, mehr als Recht war, reizte. —

Ursula Wendlerin war ihm in den langen, schweren Stunden dieser Tage ein großer Trost gewesen.

Der Markgraf versank oft in ein langes, tiefes Grübeln, welches ihn von der Außenwelt gänzlich abzog, und aus demselben ihn zu wecken und aufzustören, schien um so weniger rathsam, weil ihm in diesem Nachdenken mehr Ruhe zu Theil wurde, als bei seinem rastlosen Studiren.

In solchen Stunden hatte der Junker dann eine, wenn auch immer nur kurze Erholung in dem Geplauder mit Jungfer Ursula gefunden und Gelegenheit gehabt, die Klugheit derselben nach vielen Richtungen hin anzustaunen.

Sie war viel umher gekommen und doch immer einsam geblieben. Da hatte sie Erlebtes und Beobachtetes in sich durchdacht und von dem eigenen Geiste dazu gethan, auch in dem letzten Jahrzehnt die gewonnene Erfahrung durch den näheren vertrauten Verkehr mit der Markgräfin und deren Gästen vielfach bereichert. Sie war Zeugin gewesen von mancher wichtigen Berathung, von manchem Gespräch über hochgestellte Menschen, deren Thaten, Wesen und Wollen, und wenngleich ihre erprobte Verschwiegenheit sie jetzt so wenig verließ, wie sonst je, so hatte doch dies Alles fördernd und klärend auf sie eingewirkt.

Wenn Junker Burkard sich nach den Unterhaltungen mit ihr hätte fragen wollen, wer der Gewinnende, wer der Gebende gewesen, so hätte er Ursula zu danken gehabt.

Doch er ließ sich von der eigenthümlichen Anziehung, welche Ursula auf ihn ausübte, mit Behagen beeinflussen, denn noch ein Anderes war in ihr, welches in ihm einen starken Widerhall fand, das war große Freude an allem Schönen und eine Art geheimnißvollen Wissens aus alter, längst vergangener Zeit.

Ursula's Voreltern hatten seit Menschengedenken auf der Burg gehaust. Eine alte Urahne war, da sie selbst schon ein Mägdlein von vierzehn Jahren gewesen, noch an ihrem Stocke in der Burg umhergegangen, und später hatte Ursula die hilfloser Werdende zur Sommerzeit sachte den Berg hinter der Burg hinan geführt; dort zwischen den Felsblöcken des Battert gab es windstille, sonnige Plätzchen; dahin trug sie dann der Alten einen Federpfühl, und auf dem ruhte die Urahne viele Stunden, schaute mit

ihren noch immer großen schwarzen Augen freudig in das sonnige Thal hinab und auf die Waldespracht zu ihren Füßen, auf die Berge und die fernen Burgen weit und breit, und dann erzählte sie ihrer jungen Pflegerin von jenen alten Tagen, da der Rauschebart von Stuttgart seine Fehden mit den Städten und Burgen führte, und wie lange, lange vorher die Heiden im Lande gehauset, welche noch nichts von Gott und seinen Heiligen gewußt. Die bauten auch die Burg Hohenbaden, erzählte ihr die Ahne. Das waren gar grausame Heiden gewesen, die hatten viel Krieg gehabt und viele Götter, und den einen Gott hatten sie Merkur genannt, und dem hatten sie weiter hin im Land einen Tempel gebaut, so hatte die Urahne wiederum von ihrer Ahne gehört, woher jene es wußte, darüber hatte die Urahne keine Kunde.

Die Ahne der Urahne hatte auch einen Schatz hinterlassen, den hatte die Urahne dann später der Ursel vererbt, aber die Leute wollten schon damals sagen, es thue nicht gut, heidnischen Greuel unter dem Hausrath zu bergen. Ursula hatte sich aber nicht daran gekehrt, sie hatte den Hort der Elternmütter noch heute in der gut verschlossenen Truhe, und geheimnißvoll setzte sie hinzu, sie habe selber Allerlei dazu gesammelt, denn man finde zuweilen zwischen dem Gesteingefüge des Burgfrieds, welcher der älteste Theil der Burg sei, und in der Erde vergraben Dies und Jenes, was dort vielleicht einer der römischen Heiden versteckt haben mochte, und sie wolle ihm Alles später einmal zeigen.

Auch daß Ursula von der Urahne die heilsamen Kräfte

vieler Pflanzen und Steine erfahren, daß sie Wundpflaster bereitete und einen Segen darüber zu sprechen wußte, der sehr wirksam war, weshalb auch von Nah und Fern viel wunde Leute kamen, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, Alles dies und mancherlei noch erfuhr Burkard, wenn auch öfter nur in andeutender Weise, von ihr, die mit sichtlichem Wohlgefallen zu ihm sprach und ihrerseits viele Fragen nach seinem Vater, der Mutter und dem Bruder und dem Leben auf der Yburg stellte.

Bei alledem war selbst durch die Unterhaltung mit Ursula die tödtliche Langeweile dieser halb gezwungenen, halb freiwilligen Gefangenschaft nicht ganz gebannt worden, und frohen Muthes stieg endlich gegen die Abendstunde des fünften Tages der Junker hinter der Burg den Berg hinan, nach den Felsen des Battert hinauf, von denen Ursula ihm erzählt, daß man von da bis Straßburg sehen, und ganz deutlich die Yburg erblicken könne.

Das Wetter war hell und warm geworden, die Sonne sank noch nicht unter, als er oben anlangte, aber sie schwebte dicht über dem Horizont.

Es war ein arges Klettern gewesen, denn er hatte des schmalen Fußpfades nicht Acht gehabt, der sich zwischen dem zerklüfteten Gestein emporwand und hier und da über eine Anzahl Stufen lief, bei welchen die rohe Kunst der Burgleute der Natur nachgeholfen hatte.

Aufathmend stand er still und blickte sich um nach der väterlichen Burg, welche heute stattlich und kühn und wie ein Raubvogelnest auf dem Gipfel des Berges klebend, in der Ferne sichtbar wurde. Von da hatten die Ahnherrn

in die Ebene eine treffliche Ausschau gehabt und, wie man sagte, manch' guten Fang gemacht, den die Straßburger ihnen dann mit schwerem Lösegeld bezahlten; Burkard's Vater hatte aber den Landfrieden beschworen und hielt an seinem Wort, gottlob hatten's die Yburger auch nicht nöthig, sich an ungerechtem Gut zu erlaben!

Und mit dem Stolz auf die Ehre, ein Keller v. Yburg zu sein, kam wieder dies heimliche, triumphirende Frohlocken in ihm auf wegen seiner Macht über den Markgrafen.

Da hörte er leises Kichern und Lachen und aufblickend sah er eben noch, wie hastig das Lockenköpfchen der braunen Isa v. Tietenau zurückfuhr. Auch ein anderes weibliches Wesen schien noch da zu sein; sie standen um etwa zwei Manneshöhen über ihm, auf einem anderen Felsvorsprung.

In wenigen Sätzen war er oben. Hier war es noch schöner, ein ziemlich breiter, flacher Fels schob sich wie ein Altan vor und bot nach drei Seiten eine weite, offene Aussicht, während Kiefern und Tannen die vierte, nach dem Wald gelegene, mit sammt dem herauf führenden Fußpfad bedeckten.

Zwei der Fräulein aus der Burg saßen jetzt dort, ganz arglos thuend, auf einem großen Steine, der gut zu einem Ruheplatze für wohl zehn Personen gereicht hätte, ziemlich nahe am Abhang lag und gestattete, senkrecht hinab auf den thurmtief unter ihnen liegenden Wald zu sehen.

Die Sonne war eben unter den Horizont gesunken; goldrothes Licht überfluthete wie mit Zauberschnelle die Gipfel aller der vielen Berghäupter rings umher, die

Wipfel der Bäume und die Felsen des Battert, ja die beiden Fräulein selbst, während die Fenster des Rittersaales unten eitel Gluth schienen, und selbst der Rheinstrom, den man hier und dort in der weiten Ebene aufblinken sah, hatle eitel Feuerfluthen in seinem Bette fortzuführen.

Es war ein wundervoller Anblick, und doch gaben die beiden Mädchen dessen nicht Acht, sondern blickten, sich sehr erstaunt stellend, nach dem Junker um, der seinerseits hier, wo er sich ihnen allein gegenüber fand, sich durchaus nicht so linkisch und befangen fühlte, wie es inmitten größerer Gesellschaft zu seinem Aerger leicht der Fall war.

Dazu kam nun auch heute jener heimliche Stolz auf die Bedeutung, die er in der Burg so schnell gewonnen; er trat keck, wie er sich nie zuvor gefühlt, zu den Beiden und sagte: „Es sollte nicht erlaubt sein, Ihr Fräulein, daß Ihr so allein diese Felsen erklettert; Ihr brauchtet eher eines starken Armes, der Euch vor dem Herabstürzen bewahrt.“

„Darum hatten die Heiligen auch sicher ein Einsehen, Junker, und sandten Euch!“ erwiederte in ihrer schelmischen Art Isa v. Tietenau, welche in dem rosigen Abendlicht, von dem sie übergossen war, sehr hübsch aussah.

„Ihr seid ohne Zweifel herauf gekommen, Euer Retteramt an uns zu üben; man wird Euch zuverläßlich nach Eurem Tode selig sprechen!“ fügte mit Lachen die Andere, Bona v. Eberstein, hinzu.

„Versprecht mir das, Fräulein, es soll mich freuen,

wenn Ihr, so jung noch, Euch von so viel Einsicht erweiset," lachte er und setzte dann hinzu: „Ich kam indeß nicht herauf, Euch zu retten, was ich jedoch, sobald sich eine gute Gelegenheit darbietet, nicht unterlassen werde, sondern es verlangte mich, einmal recht tief aufzuathmen und mich an Gottes Welt zu freuen. Seit fünf Tagen trat ich kaum aus der engen Stube, und mir ist, als wären es eben so viel Wochen gewesen. Doch seht nur, wie herrlich, wie wunderschön!"

„Was? Wo?" riefen beide jungen Mädchen zugleich.

„Nun — Alles! Seht Euch doch nur um, es ist ja fast zu schön!"

Die Mädchen lachten lustig.

„Er meint die Abendröthe," sagten sie zu einander und guckten lachend auf den Junker, der wie verzückt schweigend auf das wundervolle Bild starrte, welches sich seinen Blicken bot. Jetzt waren auch die Häuser der Stadt Baden, die Thürme, das neue Schloß in eitel Rosenlicht getaucht.

„Ja, freut Euch denn nicht diese Pracht?" fragte er träumerisch, ohne seine Augen davon abzuwenden.

„Nun freilich, denn wir werden gut Wetter haben, das kündet das Abendroth," erwiederte Isa.

„Nein, ich meine, freut Euch nicht die Schönheit, die Ihr ringsum sehet?" fragte er wieder.

„Die ist was Altes für uns, Junker, ich stecke schon seit einem Jahr auf der Burg, bin in Kuppenheim zu Haus, ein Stündchen von hier, dort in der Ecke könntet Ihr's sehen, wenn nicht die Bäume es verdeckten, und ich sollte meinen, Ihr auf der Yburg hättet Gelegenheit

genug haben können, die Sonne untergehen zu sehen," sagte Isa.

„Freilich hab' ich! Aber nimmer sah ich mich müde daran, Isa. Ihr scherzt auch nur, denn ich meine, Ihr könnt doch nicht blind sein auf Euren schönen Augen."

Sie lachte erfreut, es gefiel ihr, daß er ihre Augen lobte.

„Blind bin ich nicht, aber was gibt's denn zu verwundern? Einen Tag geht die Sonne roth unter, den anderen lichtgelb und den dritten gibt's gar nichts zu sehen, das ist mir Eins so gar langweilig wie das Andere. Erzählt uns lieber von Rom, oder besser noch von Heidelberg und von dem Leben dort, denn das ist uns nahe und geht uns mehr an, als römische Moden."

„Und von dem schönen Schloß des Pfalzgrafen Ruprecht? Ach, es ist gar herrlich und manch' wundersames Kunstwerk d'rin und d'ran zu sehen," sagte er.

„Aber ich meine, von den Festen sollt Ihr uns erzählen, Junker, was geht das Schloß uns an, es ist von Stein."

„Ihr habt es nicht gesehen, Isa, das Schloß des Pfalzgrafen, gar herrlich ist es von Meisterhänden erbaut! Die Feste im Schloß? Ei, sie waren so lärmend, und Essen und Trinken, Lachen und Zanken, das war Alles; dazwischen spielten die Musikanten, die Frauen und Herren tanzten oder lustwandelten aus und ein, und der Pfalzgraf und die Pfalzgräfin redeten freundlich zu ihren Gästen."

„Ach, wie muß das schön sein!" rief das Fräulein v. Eberstein, und Isa v. Tietenau setzte hinzu: „Seht,

Junker, das ist nun, was wir schön finden, davon erzählet weiter."

„Was für Kleider und Hauben hatte die Pfalzgräfin an, und trug sie eine Schleppe, wie die französischen Damen?"

„Ja, Fräulein, das weiß ich nicht zu sagen," bekannte belustigt Burkard Keller und setzte dann hinzu: „Aber traun, es ist Euer Ernst nicht, Ihr wollt mich zum Narren haben und meint, ich soll in die Falle gehen. Ihr habet sicher doch auch Eure Herzensfreude an der schönen Gotteswelt, am Himmel und den Sternen, am Wald und weiten Gefild, an dem Blümlein dort und dem Käfer, der im Kelche desselben sich des Lebens freut? Oder solltet Ihr keine Augen haben für all' die Schönheit und Harmonie in dieser Welt, Ihr, die Ihr selbst so lieblich anzusehen seid? Und Ihr, Fräulein," wandte er sich an Bona, „geht Ihr auch einher und denket, wenn Ihr Euch umschauet in diesem Garten Gottes: ‚Es ist mir dies Alles etwas Altes?' O, es kann nicht sein, Ihr wollt Euch nur einen Spaß mit mir machen!"

Aber die beiden Fräulein hatten sich während des Junkers Reden nur immer verwunderter angesehen, und als er geendet, fingen sie wieder an zu lachen mit jenem überlegenen Spott, der ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Nun, was lacht Ihr denn? Blicket dort hin, ist denn mein Wort eitel Narrheit? Sehet die Wolken dort, die golden und purpurn, violett und blau schimmern, ist das nicht schön?"

„O freilich, Junker Burkard, und ich hab' schon tausend-

mal gedacht, ich wollt', daß ich Kleider hätt' in solchen Farben und von schillernder Seide, wie müßte das köstlich aussehen! Und Euch wollt' ich eine Feldbinde sticken von der Rosenfarbe, wie sie dort hoch oben die Lämmerwölkchen haben."

Der Nachsatz that dem Junker sehr wohl und bannte seinen Aerger.

„Ja, so sind die Weiber," sagte er heiter, „die Sonne möchten sie sich als Busennadel anstecken, die Mondsichel auf den Kopf setzen als Diadem und vom Himmelszelt schneiderten sie sich am liebsten ein Kleid."

Sie lachten wieder sehr vergnügt. Von den Thürmen der Stadt klang das Abendläuten feierlich durch die stille Luft zu ihnen herauf, und von der Burg antwortete das Kapellenglöcklein mit silbernem, feinem Klange.

Alle Drei hatten andächtig mitten in ihrer Lust die Hände gefaltet, sprachen eilig das Ave und lachten dann unter allerlei Scherzen weiter.

Da sprang etwas die letzten Felsen hinan und fuhr um die Ecke herum.

„Hab' ich Euch endlich!" rief Antonio v. Oettingen.

Doch er blieb wie angewurzelt stehen, und sein hübsches, fröhlich lachendes Gesicht wurde ganz gelb und verzerrt, als er Burkard Keller hier oben fand.

„Vor Euch ist man eben nirgends sicher!" hatte Isa v. Tietenau ärgerlich herausgestoßen, als sie Antonio erkannte.

Das machte die Sache nicht besser. Aber wie auch Verdruß und Aufregung in Antonio's Mienen zucken moch=

ten, er hatte sich schon gefaßt und sagte mit falscher Freundlichkeit zu Burkard: „Man sieht Euch fast nimmer, Herr, Euer wichtiges Amt bei Seiner Durchlaucht nimmt Euch jede Gelegenheit, Euch uns Anderen zuzugesellen.“

„Was mir am meisten Schaden bringt, Herr Graf, und wofür mich nur der Nutzen entschädigt, den ich unserem kranken Herrn zu leisten vermag.“

„Ich hörte davon, Ihr habt besondere Heilmittel in Eurem Besitz. Sympathie gebraucht Ihr wohl?“

„Nichts dergleichen, Graf; es ist, ich weiß nicht was, Gnade Gottes eben! Doch gelingt mir's, den Kranken zu beruhigen.“

„Aber wenn Ihr ihn verlaßt, fällt er der Angst und Unruhe wieder anheim?“

„Ich weiß es nicht, er hat mich selber gehen heißen, nachdem die Ursula ihm vorgestellt, daß ich mich ein wenig ausruhen solle. Man muß eine Weile beobachten, welchen Gang diese Wandelung nimmt und wie lange sie anhält.“

„Hm, hm! Es ist wie ein Zauber! Was sagt denn die Jungfer Ursula, daß sie an Euch ihren Meister gefunden?“ fragte Antonio wieder.

„Es ist nicht an dem; die Ursula wartet der leiblichen Pflege des kranken Herrn mit großer Geschicklichkeit und Treue, ich aber habe zumeist mit der geistigen Pflege zu thun,“ sagte voll Selbstgefühl Burkard Keller.

„Seht einmal, Graf Antonio,“ mischte sich Bona v. Eberstein, die bisher schweigsam geblieben war, in das Gespräch, „der Junker v. Keller hat uns ausgescholten, daß wir nichts Schönes dort finden können. Seht Ihr

da etwas?" Sie zeigte mit dem ausgestreckten Arm auf das sacht verglühende Abendroth.

„Ich sehe, daß es dunkelt und daß wir vom Battert herunter müssen, wenn anders Ihr nicht wollt, daß der Junker und ich Euch auf unserem Rücken in Sicherheit bringen," sagte Antonio, nahm rasch die sich sträubende Isa an der Hand und überließ Burkard, Bona v. Eberstein herab zu leiten; aber Isa schien mit dieser gewaltsamen Anordnung so wenig zufrieden, daß sie schon nach wenig Augenblicken ihren Cavalier durch schnippische, abweisende Antworten in hellen Aerger brachte, worauf sich zwischen Beiden ein Zank entspann, der beim Eintritt in die Burg noch nicht beendet war.

„Ihr scheint nicht auf unsern durchlauchtigen Herrn allein Euren zauberhaften Einfluß zu üben," sagte bei der Trennung Antonio wüthend zu Burkard Keller, und dieser gab mit hochmüthiger Abwehr zurück:

„Klagt mich nicht an, Graf, wenn Euch nicht gelingt, was Ihr erstrebt."

Auf seiner Stube fand er seinen alten Anton, der ihm mit ernstem Gesichte sagte: „Sie gönnen Euch das Weiße im Auge nicht, Herr! Ueberall in der Burg muß ich's hören, daß sie scheelsehend reden von des durchlauchtigen Herrn absonderlicher Gunst zu Euch und von Eurer Freundschaft mit der Ursel, von der sie sagen, daß sie wie ihre Urahne allerlei Zauberei und teuflisch Wesen kenne."

„Sie beneiden mich, Anton, das ist gewiß, aber ich will den Neid lieber tragen als das Mitleid," erwiederte stolz Burkard Keller.

Der Markgraf hatte ihn schon wieder vermißt und Boten waren ausgesandt, ihn zu suchen. Ursula rief ihm entgegen: „Wisset Ihr schon, daß Graf Antonio in Straßburg war, um einen berühmten alten Arzt von dort zu holen, welcher der Leibarzt des in Gott ruhenden Königs Ludwig von Frankreich gewesen ist? Er liegt der Frau Markgräfin die ganze Zeit schon an, Ihr wäret nicht im rechten Glauben, Ihr könntet unserem armen Herrn mit Euren zauberischen Mitteln an der Seele schaden. Der französische Doktor soll, so hat er es durchgesetzt, nun Eure Kunst betrachten, und wenn er gottloses Wesen darin findet, Euch den Weg aus der Burg weisen. Die Markgräfin ist still und läßt ihn gewähren, denn sie weiß, was sie an Euch hat, und daß der Graf nur darum so eifrig ist, Euch den Paß zu schreiben, weil die Fräulein Euch gut gesinnt sind, und weil er wie ein Narr hinter der Isa herläuft, die ihn nicht leiden kann und die auch gar wohl weiß, welche Absichten die Markgräfin mit ihm hat, dem leichtsinnigen Patron."

„So lassen wir sie auch gewähren, ich brauche keines Menschen Aufsicht und Beobachtung meiner geringen Kunst zu scheuen," gab Burkard Keller sehr ruhig zurück. Ihn ärgerte Antonio's Zudringlichkeit nicht, im Gegentheil, er freute sich seines Neides.

Es dauerte aber bis zum anderen Tage, ehe er weiter davon hörte. Ein Diener meldete ihm dann, ein berühmter Heilkünstler, von einem befreundeten Fürsten gesandt, wünsche den gelehrten Herrn Doktor Keller, den „heilsamen" Arzt des kranken Herrn, kennen zu lernen und dessen Methode zu erfahren.

Auf dem Wege traf er Ursula, die ihn in dem schmalen Gange erwartete, welcher aus der Markgräfin Zimmer in die des Markgrafen führte.

„Habt keine Sorge, aber sagt dem Doktor auch nichts," flüsterte Ursula, und Burkard Keller hörte aus diesen Worten, daß auch sie ihm irgend welches geheime Wissen zutraute.

Das befriedigende Gefühl seiner ihm selbst so überraschenden Macht und Wichtigkeit wuchs als eitel Trotz in ihm empor wie ein Pilz im feuchten Waldboden, seit er sich angefeindet fühlte. Er, der vor einer Woche noch ein einfacher, bescheidener junger Mann von fast kindlicher Offenheit gewesen, fand jetzt plötzlich Vergnügen an dem Versteckspielen und der Mummerei, die man ihm aufnöthigte.

Es belustigte ihn, dem gelehrten Manne gegenüber eine geheimnißvolle Zurückhaltung zur Schau zu tragen, und die Wahrheit, daß er selbst nicht wisse, wie dieses Alles zu erklären sei, mit einer Miene zu sagen, welche genau auf das Gegentheil schließen ließ. Noch mehr aber reizte es seinen heimlichen Uebermuth, als der berühmte Arzt dann mit wichtiger Miene und vielen gelehrten Floskeln, seine eigene Hilflosigkeit verdeckend, der Markgräfin die Versicherung gab, er erkenne ganz wohl die geheimnißvolle Macht des Herrn v. Keller, wie deren Ursache, und leite dieselbe ab aus einer großen Uebereinstimmung der jeden Menschen erfüllenden und führenden Kraft der Gestirne, wie er auch glaube, daß die Heilung des durchlauchtigen Herrn durch den Einfluß solcher besänftigenden ars sympathetica, deren Wissenschaft dem jungen Manne ob seines bekanntermaßen höchst fleißigen Studiums ganz und gar

zu eigen sei, wohl mit Gottes und der Heiligen Hilfe gelingen könne. Im Uebrigen aber habe er hier einen edlen Stein von besonderer Wirksamkeit, und gebe anheim, den Markgrafen das Kleinod auf der bloßen Haut tragen zu lassen, was die Wirkung der Keller'schen Heilmethode wesentlich beschleunigen werde.

Die Markgräfin nahm dankbar das so segensreiche Juwel, einen großen Smaragd, auf dessen Oberfläche allerlei seltsame Zeichen geschnitten waren, und überlegte schon mit Ursula, wie sie ihren Gemahl, dessen Eigenwillen sich bei jeder Gelegenheit zeigte, überreden könne, es zu tragen, indem sie Burkard Keller bitte, ihn dazu zu bestimmen.

Dieser mußte wohl fühlen, daß ohne ihn nichts mehr zu thun sei, und höher noch wuchs sein Stolz, als in der That der Markgraf in zorniger Aufregung dem berühmten Manne erklärte, er wolle nichts von ihm wissen, er sei nicht krank, er sei nur der arme unglückliche Hiob, und habe seine Hoffnung nicht auf menschliches Wissen gesetzt, sondern auf Ergründung der Wahrheit, die in seinem Buche stehe; sein lieber Freund Keller aber sei der einzige Mensch, der ihm helfen könne. Und dann wandte er sich an Burkard, liebkoste ihn, nannte ihn seinen Schutzengel und klagte, er habe ihn so gar lange allein gelassen, er leide, sobald er nicht da sei.

In dem Herzen des so hoch gehaltenen jungen Mannes regte sich neben dem unedlen Stolz ein reines, edleres Gefühl und wuchs über diesen hin, das war die erbarmende Liebe für den kranken Herrn und der heiße Wunsch, ihm wohlzuthun.

Sollte es denn nicht möglich sein, daß es ihm gelänge, den Patienten zu heilen? Sollte er nicht vielleicht das Werkzeug Gottes sein? War nicht das ahnungsvolle Hoffen, das ihn bei seinem Kommen erfüllte, ein Wink des Himmels gewesen?

Mit liebevoller Ruhe und Festigkeit sprach er zu dem Markgrafen, beredete ihn, dem von seinem Freunde in treuer Liebe gesandten berühmten Doktor seine Leiden zu offenbaren und guten Rath anzunehmen, und der Markgraf erwiederte zufrieden und fügsam wie ein beruhigtes Kind, aber mit der rücksichtslosen Aufrichtigkeit seiner Krankheit: „Ich will Alles thun, was Du willst, mein Freund, aber er versteht ja doch nichts, es ist Alles blauer Dunst, was er da spricht."

Und so brachte denn dieser Versuch nun wiederum klar zu Tage, daß Burkard Keller auf eine schier unbegreifliche Art, sei es durch Blicke, Handauflegen oder geheimen Zauber, des störrischen Kranken ganze Liebe gewonnen, daß er ihn lenke wie ein Kind, und daß obendrein oder vielmehr zum klärlichen Beweise zauberischer Gewalt der kranke Herr seinen jungen Doktor keine Minute missen wolle und seiner Gegenwart froh sei, gleichsam wie ein Bräutigam der Braut.

Monate waren vergangen, ein Sommertag folgte dem andern, die Wälder grünten, Thal und Gefild prangte in wachsender und reifender Ernte; in den Gärten der Bürger drunten in der Stadt blühten Rosen, Lilien, Rittersporn und tausend andere Blumen in einer sonst nirgend in

diesen Gegenden gesehenen Fülle, um jeden Baumstamm schlang sich rankendes Gaisblalt, Epheu und Winde, und in den Weingärten, an der Sommerseite der Hügel, schwoll eine reiche Ernte dem Herbste entgegen. Zur Zeit des Heumonates trug der linde Lufthauch ganze Wogen von Heu- und Lindenblüthenduft hinauf nach der alten Burg, und hinab von ihr die kräftige, stärkende Würze der in Sonnengluth daliegenden Tannenwälder. Ab und zu fielen starke, wohlthuende Regenschauer, dann rauschte die Oos, die allezeit eilige, mit vollen Fluthen durch das Thal hin, zu anderen Zeiten rieselte sie über die bunten Kiesel ihres breiten Bettes mit wenigem Wasser flach zum Durchwaten; sie kam auf dem Wege aus ihren dunklen Schwarzwaldbergen durch die tiefgrüne, stille Schlucht von Geroldsau, wo sie unbeachtet ihr Müthchen kühlte und lärmend und tosend die Felsstufen herabsprang. Ueberall war ein Wachsen und Gedeihen, eine üppige grüne Fülle der Bäume und Kräuter wie sonst nirgend. Man sagte, dieselbe Gluth, welche die heißen Wasser, die in Baden der Erde entströmten und vielen Kranken Linderung oder gar Heilung brachten, zu solch' hohen Wärmegraden erhitzte, diese selbe Gluth wärme auch das Gestein und den darauf ruhenden fruchtbaren Erdboden zu solch' besonderer Kraftentfaltung.

Der junge Markgraf hatte diese Zeit zu einem Aufenthalt in einem seiner anderen Schlösser benutzt; er ließ den steilen, unregelmäßigen Abhang des Felsens, auf welchem das neuerdings stattlich heraus geputzte untere Schloß ruhte, durch festes Mauerwerk und reichlich angefahrenes gutes Erdreich zu einer großen, schönen Terrasse herrichten,

kam nur ab und zu, die fortschreitenden Arbeiten zu überwachen und besonders, um selbst nach des leidenden Vaters und der Mutter Ergehen zu sehen.

Auf der uns bekannten Platte des Battert saßen Burkard Keller und Isa v. Tietenau, blickten weder herab, die Gegend zu bewundern, noch lenkte der Sonnenuntergang, wie damals bei ihrem ersten Zusammentreffen, die Aufmerksamkeit des jungen Mannes von dem Gegenstande ab, der sie heute fesselte, und das war das belebte Mienenspiel der jungen Gefährtin.

Es war ein gar sonderbarer Zufall, daß sie sich hier öfter trafen, sie selbst wunderten sich anfangs mit großer Lebhaftigkeit darüber, aber dieser merkwürdige Zufall hatte sich nun schon so oft wiederholt, daß sie es heute kaum mehr nöthig fanden, sich darüber auszusprechen, ja, im Gegentheil, neulich hatte Burkard Isa tüchtig gescholten, daß er Tags vorher vergebens gewartet. Sie hatte wirklich auch diesmal gut aufgepaßt, denn sie trafen sich nicht hier oben, wie sonst, sondern schon vor dem Burgthor, welches im ältesten Theil unter dem Burgfried gelegen, nur wenig benutzt wurde, da es eben lediglich nach dem höher gelegenen Theil des Berges führte.

Dann waren sie unbehelligt und in großem Vergnügen hinauf gestiegen, und wie immer verging ihnen die Zeit im Fluge.

„Wisset Ihr denn schon, Burkard, daß Graf Antonio in Bälde wiederkehrt?“ fragte Isa eben. „Er ist beim Freiburger Bischof und bringt den neuen Beichtvater mit nach hier!“

„Mag er," sagte Burkard leichthin, „sein Kommen und Gehen soll mir nichts bedeuten; er weiß gar wohl, daß er nichts ausrichtet mit seinen wüthenden Geberden, aber gar zu gern hätte ich dem Burschen eine zukömmliche Lektion ertheilt, wenn nicht die Frau Markgräfin uns so scharf aufpaßte. Sie hat sich von uns Beiden Frieden versprechen lassen, und wir mußten ihn ihr geloben, wiewohl wir ganz genau wissen, daß zwischen uns nur Krieg sein kann."

„Ich weiß nicht, warum Ihr einander so feind seid!" meinte Isa; aber als Burkard Keller sie fast erstaunt ob solcher Unwissenheit ansah, schlug sie die Augen vor seinem Blick nieder, wurde roth und verlegen und zupfte an ihrem Aermel. Daß sie dabei so hübsch wie möglich aussah, wußte sie nicht, aber er bemerkte es mit Wohlgefallen.

Dann sagte sie: „Antonio kommt mit seines Bruders Frau und deren Schwester, und die Kordula v. Jugenheim soll eine Weile bei der Frau Markgräfin zum Besuch bleiben, sie tritt in meine Stelle, und meine Stube soll für sie hergerichtet werden —"

Die sonst so lustige Isa seufzte und machte ein sehr melancholisches Gesichtchen.

„Freut Ihr Euch denn nicht, heim zu kommen? Ihr scheltet sonst viel auf die Langweiligkeit in der Burg, Fräulein Isa!" fragte Burkard Keller und sah sie mit lachender Ueberlegenheit an.

„Ja, sonst!" erwiederte sie gedehnt, dann fuhr sie aber fort: „Was meint Ihr denn, was ich in Kuppenheim bei

den Eltern habe? Das Städtchen ist zum Erbarmen still, und gar keine Freude und Lustigkeit für mich dort! Allein bin ich dort auch, die Mutter hat in der Wirthschaft zu thun, der Vater geht fast alle Tage im Jahre jagen, oder zum Besuch der Nachbarschaft, und ich mag dann allein sitzen, denn die Brüder sind fort, haben sich den eigenen Herd gegründet, und eine Schwester hab' ich nicht."

„Ich will kommen, Euch zu besuchen, Fräulein Isa!"

„Wollt Ihr, Herr Burkard?" fragte sie, wie in freudigem Schrecken, und ein tiefes Roth wurde wiederum auf ihren Wangen sichtbar.

„Gewiß will ich, mir wird's auch einsam genug sein, wenn Ihr geht; Ihr seid die Einzige, die mir hier freundlich gesinnt ist, außer dem durchlauchtigen Herrn und der Frau Markgräfin," sagte er, und woran er all' diese Zeit her nicht mehr gedacht hatte, daß die Isa eine gute Frau für ihn geben würde, wie die Markgräfin gemeint, das fiel ihm plötzlich wieder ein und machte, daß er sie im Reden forschend und fest darauf ansah.

Sie wurde von Neuem roth und gefiel ihm mehr als je.

„Ihr vergeßt die Jungfer Ursula, Herr Burkard, wenn Ihr von denen redet, die Euch freundlich gesinnt sind," hatte Isa inzwischen schnell erwiedert, und ihr Ton war ein gereizter.

„Was Ihr doch immer auf die Ursula habt, Isa! Sie thut wie eine Mutter an mir; mein Gemach hat sie mir fein hergerichtet mit Polstern und Decken und bunten Behängen, wie es ein Prinz nicht besser haben kann; meine

Kleider hält sie mir in gutem Stand, und ich wundere mich, wie viel Bänderzier und Seidenbesatz sie mir auf mein bestes Wamms gebracht hat. Auch liegt in meiner Lade plötzlich ein Vorrath von feinem Linnenzeug mit ausgenähter Borde, und wenn ich mich bei ihr bedanke, sagt sie, die Frau Markgräfin habe es so befohlen; geh' ich dann zur Durchlaucht, mich für die Verehrung zu bedanken, so lacht dieselbe und sagt: ‚Ja, an der Ursel habt Ihr schier eine mütterliche Freundin, ich gebe ihr wohl Stoffe, aber die feine künstliche Herrichtung ist nicht mein Verdienst!‘ Und wie mit diesem Einen, ist es mit Allem, ich bin der Ursula alle Tage zu Dank verpflichtet."

„Sie sollte sich schämen, die alte Hutzel, auf die Fünfzig geht sie und thut noch schön mit Euch!" sagte Isa heftig und mit blitzenden Augen.

Burkard Keller lachte laut auf, so herzlich, so frisch und unbefangen, daß Isa v. Tietenau selbst mitlachen mußte.

Dann, als er sie spottend ansah, gar wohl ihre Eifersucht erkennend, sagte sie eifrig: „Junker Burkard, Ihr seid so arglos wie ein Kind, die Ursel will Euch an sich locken, sie kann zaubern, und denkt doch nur, wie hübsch sie noch ist, trotz ihrer Jahre, das geht doch nicht mit rechten Dingen zu!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Vase der Cäcilia Metella.

Novelle

von

F. v. Zobeltitz.

1. (Nachdruck verboten.)

Man wußte nicht recht, ob Herr Franz Joachim Mannungen, der Besitzer von Siegeneck, in der That nicht ganz zurechnungsfähig, oder ob er nur ein Original war. Seine Beamten und seine Leute behaupteten das Erstere, seine Verwandten das Letztere.

Franz Joachim Mannungen war der einzige Sohn — eine verheirathete Schwester war bereits gestorben — eines Champagnerfabrikanten, der als armer Schlucker sein Heimathland Schlesien verlassen hatte, um nach Frankreich auszuwandern, und der als Millionär gestorben war.

Franz Joachim, sein Sohn, besaß nicht den praktischen Sinn seines Vaters. Entgegen dem Willen des alten Mannungen, der ihn zum Nachfolger in seinem gewinnbringenden Geschäfte heranziehen wollte, besuchte er in Heidelberg die Universität und ging dann zur Vervollständigung seiner Kenntnisse auf Reisen. Franz Joachim studirte Kunstgeschichte und hielt sich am liebsten in Italien und im Oriente auf.

Bereits zum Mann gereift, kehrte er in die Heimath zurück. Die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode seines Vaters hatte ihn von seinen archäologischen Untersuchungen auf den ionischen Inseln abberufen; es wurde ihm schwer genug, die gelehrte Arbeit unterbrechen zu müssen, aber er sah doch ein, daß seine Rückreise eine Nothwendigkeit sei.

Da Franz Mannungen eine durch und durch unpraktische Natur war, so verkaufte er die Schaumweinfabrik seines Vaters zu einem wahren Schleuderpreise, der freilich noch immer ein recht stattliches Kapital repräsentirte, an eine Aktiengesellschaft und brachte sich dadurch um eine Jahresrente von erheblicher Bedeutung. Dann kaufte er — der vorsichtigen testamentarischen Bestimmung des alten Mannungen, das hinterlassene Baarvermögen sei zu einem bestimmten Theile in festem Grundbesitz anzulegen, folgend — ein großes Gut in Niederschlesien, verpachtete es auf eine Reihe von Jahren hinaus und kehrte, nachdem all' diese Angelegenheiten geordnet, ohne Säumen nach den ionischen Inseln zurück.

Lange Zeit hörten selbst die nächsten Verwandten Franz Joachim's nichts mehr von dem jungen Gelehrten. Hie und da tauchte sein Name in wissenschaftlichen Notizen über neue Ausgrabungen, archäologische Entdeckungen und dergleichen in Tagesblättern und Fachzeitschriften auf, aber im Allgemeinen blieb Mannungen auch der Gelehrtenwelt unbekannt, denn er verstand es nicht, seine Persönlichkeit in die Oeffentlichkeit zu bringen oder mit seinem Wissen zu prahlen. Dazu kam, daß er die akademische Carrière

vollkommen aufgegeben hatte, und demgemäß seinem Namen weder den Professor- noch Doktortitel anfügen konnte. In engeren Gelehrtenkreisen, die auf ihn aufmerksam geworden waren, betrachtete man ihn nur als einen reichen Kunstmäcen, der sich aus Passion selbst mit archäologischen Studien befaßte.

Erst vierzehn Jahre nach dem Tode des alten Mannungen traf bei den Verwandten des Letzteren auf Umwegen die Nachricht ein, daß Franz Joachim nun für immer nach Deutschland zurückkehren und seine Besitzung Siegeneck selbst übernehmen wolle. Auch der Grund dieser plötzlichen Sinnesänderung des stillen Privatgelehrten wurde angegeben.

Zu Nymphäa, einer italienischen Stadt unweit jener gefährlichen Niederungen, die schon im Alterthum unter dem Namen der pontinischen Sümpfe sich einer traurigen Berühmtheit erfreuten, hatte die tückische Fieberkrankheit der Malaria Franz Joachim ergriffen und auf das Krankenlager geworfen. Der körperlich nicht besonders rüstige und widerstandsfähige Mann schwebte Monate hindurch am Rande des Grabes, als er endlich wieder genesen war, erklärte ihm der Arzt, daß ein Klimawechsel für seine Rekonvalescenz dringend erforderlich sei und daß er den Süden verlassen müsse. Da gerade zu dieser Zeit der Kontrakt mit den Pächtern von Siegeneck seinem Ablauf nahe war, so hatte sich Franz Joachim denn entschlossen, gänzlich nach seinem schlesischen Heim, das er kaum kannte, überzusiedeln.

Siegeneck, früher einem Grafen Moor gehörig, war ein großes und schönes Gut mit trefflichem Boden, fetten

Wiesen und ausgedehntem Forstbestande. Inmitten eines wohl gepflegten Parkes lag das Herrenhaus. So schlicht und unscheinbar dasselbe sich auch von außen präsentirte, innen zeigte es eine Reihe von Prachtgemächern, hohe, große und helle Räumlichkeiten, die Franz Joachim mit einer stattlichen Anzahl von Kunstgegenständen, Antiken, Bronzen und dergleichen — Resultate seiner Forschungen und Ausgrabungen — einem Museum gleich hatte füllen lassen.

Franz Joachim selbst war eine seltsame Erscheinung. Die schlanke, magere Gestalt, die der dunkelfarbige Anzug in zahllosen Falten umschlotterte, war vornüber geneigt und stützte sich auf einen Krückstock von Olivenholz, den die pergamentfarbenen Finger zitternd umspannten. Das Gesicht machte fast den Eindruck einer Todtenlarve, so elend, grau und verfallen war es, nur die tief in ihren Höhlen liegenden Augen glühten hin und wieder in erwachendem Feuer auf. Die Malaria mußte den armen Mann schwer heimgesucht haben — er glich mehr einem Schatten, als einem lebendigen Menschen.

In der Nachbarschaft, mit der Mannungen gar keinen Verkehr hatte, verbreitete sich bald die Nachricht, der Besitzer von Siegeneck sei nicht recht zurechnungsfähig. Ein verdrehter Kauz war er jedenfalls — man hatte seine Beweise für diese Behauptung. Um die Bewirthschaftung des Gutes, die er in die Hände zweier, allerdings sehr tüchtiger Inspektoren gelegt, kümmerte er sich gar nicht, er lebte wie ein Maulwurf in seinem Bau und verließ sein Haus den Eulen gleich nur zu nächtlicher Stunde. Allmorgendlich empfing er seine beiden Inspektoren, die

ihm Rapport erstatteten, sein sonstiges Personal bekam ihn selten zu Gesicht. Nur der Parkhüter sah zeitweise in dunkler Nacht seine schwanke Gestalt die Gartenwege hinab und hinauf wandern, und eines Morgens fand er ihn mit blutender Stirn und ohnmächtig neben einer riesigen Eiche liegen. Herr Mannungen war auf seinen geheimnißvollen Promenaden in der Dunkelheit gegen den Stamm des Baumes gelaufen und besinnungslos zusammengebrochen.

2.

Es war an einem Maimorgen, als der Beiwagen der Siegeneck täglich passirenden Personenpost vor dem Herrenhause hielt. Ein junger, höchst elegant gekleideter Mann mit frischem Studentengesicht, keckem Schnurrbärtchen und einem Kneifer auf der Nase sprang aus dem Fond, ließ sich vom Postillon sein Köfferchen vom Verdecke reichen, wünschte dem Schwager eine fröhliche Weiterreise und zog dann die neben der Hausthüre angebrachte Klingel.

Der alte Diener Mannungen's öffnete und fragte etwas erstaunt nach des Fremden Begehr, der sich als Fritz Wild, Neffe des Herrn Franz Joachim vorstellte und den Letzteren zu sprechen wünschte.

Das war ein etwas kühnes Verlangen, denn der Diener wußte wohl, daß sein Herr nie einen Besuch anzunehmen pflegte; da der Ankömmling sich indessen für einen Verwandten Mannungen's ausgab, so glaubte der Alte eine Ausnahme machen zu müssen und beschloß, Herrn Fritz Wild anzumelden, der nach Verlauf weniger Minuten denn auch wirklich vorgelassen wurde.

Franz Joachim saß in einem Schlafrock aus grauem Tuch, in Büchern vergraben, vor seinem Schreibtische, als der Angemeldete mit einem freundlichen, etwas burschikos klingenden „Guten Tag, Onkel“ in das Zimmer trat.

Mannungen nickte nur kurz mit dem Kopfe, ließ sein brennendes und doch seltsam verglastes Auge forschend auf der Gestalt des jungen Herrn ruhen und entgegnete dann mit leiser, trockener, sich schwer aus der Brust hervorringender Stimme: „Bist Du der Sohn des Bankiers Anton Wild, meines verstorbenen Schwagers?“

„Derselbe, theurer Onkel,“ erwiederte Fritz mit einer Verbeugung. „Du weißt, daß Papa nicht in den besten Verhältnissen starb, und daß auch meine Mutter, Deine Schwester, Oheim, seinen Tod nicht lange überlebte. Das geringe, mir hinterlassene Vermögen reichte kaum aus, die Kosten meiner ersten Studienjahre zu bestreiten; es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als den Versuch zu machen, mein theoretisches Wissen in die Praxis zu übersetzen, das heißt, den Studenten der Nationalökonomie an den Nagel zu hängen und in einer größeren Gutswirthschaft als Volontär oder Inspektor einzutreten. Leider wollte Herr v. Ramin, bei dem ich ein halbes Jahr lang angestellt war, meine ökonomischen Fähigkeiten nicht so recht anerkennen; ich gab meine Position auf und frage nun Dich, Oheim, ob Du geneigt sein würdest, es mit mir zu probiren, notabene nur zu probiren, denn wenn ich auch Dir nicht gefalle, ziehe ich mit Vergnügen weiter. Irgendwo in der Welt wird sich ja wohl Jemand finden, der sich mit mir zufrieden erklärt.“

Also sprach Herr Fritz Wild, nicht etwa, dem Ernste des Augenblicks angemessen, voll ruhiger Würde, sondern heiter lächelnd, als handle es sich um eine Bagatelle, nicht um seine Zukunft. Franz Joachim zog auch die Stirne gewaltig in Falten; dieser junge Mann, der sein Neffe war, gefiel ihm durchaus nicht, indessen hielt er es für seine Pflicht, einen Versuch mit ihm zu machen.

„Es ist gut, Fritz Wild," entgegnete er, „Du sollst bei mir bleiben und magst meinen Inspektoren zur Assistenz dienen. Auf Eines jedoch mache ich Dich aufmerksam: ich liebe die Ruhe und Einsamkeit und wünsche den Frieden meines Hauses durch Dich in keiner Weise gestört zu sehen. Mein kranker Körper und meine Studien machen es nothwendig für mich, absolut abgeschieden zu leben — ich möchte daher nicht, daß Du ohne vorherige Anfrage den Theil des Schlosses betrittst, den ich bewohne. Man wird Dir im Westflügel Zimmer anweisen. Und nun, adieu!"

Damit war die Sache abgemacht. Fritz Wild trat als Volontär in die Dienste seines Oheims und bezog drei hübsch und behaglich eingerichtete Wohnräume im Herrenhause. Ein sorgenloseres und bequemeres Leben, als jetzt, konnte der junge Mann sich kaum wünschen. Aber Fritz Wild war, ruhte auch ein guter und tüchtiger Fond in ihm, eine Natur, die sich nicht leicht begnügte und stets ihren leichtsinnigen Wallungen nachgab. Der plötzliche Tod seines Vaters und das kurze Zeit darnach erfolgte Hinscheiden seiner von ihm innig geliebten Mutter hatten ihn zwar in tiefe Verzweiflung gestürzt, doch auch diese Stim-

mung hielt nicht lange genug an, um ihn endgiltig von seinen leichtsinnigen Passionen zu kuriren.

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Siegeneck schien Fritz sich allerdings Mühe geben zu wollen, sein flatterhaftes Wesen abzulegen, und die Inspektoren konnten nur Gutes über ihn an Mannungen berichten. Dann aber fand er hie und da mit jüngeren Herren aus der Nachbarschaft Anknüpfungspunkte, und dieser Verkehr genügte, ihn wieder in den Strudel hinabzuziehen. Er hielt sich viel in der eine halbe Meile von Siegeneck gelegenen Kreisstadt auf und pokulirte dort mit Gesinnungsgenossen die halbe Nacht hindurch, so daß er oft erst spät am Morgen wieder zurückkehrte. Der eine der Siegenecker Inspektoren, Fehlbeck mit Namen, dem Fritz einmal in übermüthiger Weise mitgespielt hatte, nahm die Gelegenheit wahr und machte Mannungen von dem Bummelleben des neuen Volontärs Mittheilung.

Es kam zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen Onkel und Neffe, die ihren Zweck, den Letzteren zu bessern, freilich gründlich verfehlten. Ein tiefgehendes Zerwürfniß zwischen den Beiden aber trat ein, als Mannungen eines Nachts mit Fritz zusammenstieß, der in stark angeheiterter Stimmung aus der Stadt zurückkehrte und den Oheim mit einigen nicht gerade sehr respektvollen studentischen Redensarten traktirte.

Um diese Zeit fand sich in Siegeneck ein neuer Besuch ein: Professor Dietrich Boysen, ein entfernter Vetter Mannungen's. Professor Boysen, eine Autorität auf dem Gebiete der Alterthumskunde, hatte von den archäologischen

Schätzen gehört, die Franz Joachim in Siegeneck aufgestapelt, und wollte diese Wunderwerke selbst einmal in Augenschein nehmen. Mannungen und Boysen waren verwandte Naturen und befreundeten sich deshalb ebenso rasch mit einander, wie der Professor und Fritz Wild sich verfeindeten. Der Erstere hatte sich schon am dritten Tage seines Besuches Fritz gegenüber über dessen ungenirtes Wesen mißfällig und tadelnd ausgesprochen, Fritz war ihm eine kecke Antwort nicht schuldig geblieben, und somit war auch zwischen diesen Beiden die Kriegsaxt in aller Form ausgegraben worden.

Professor Boysen und Mannungen arbeiteten viel zusammen, drei Tage in der Woche gab es jedoch, in denen auch Boysen die Zimmer Franz Joachim's nicht betreten durfte. Was der seltsame Mann in diesen Tagen in tiefer Abgeschlossenheit trieb, das war ein Geheimniß, mit dessen Lösung sich die Insassen des Herrenhauses vergeblich beschäftigten. Fritz behauptete, der Onkel habe seine Seele dem Teufel verschrieben und konferire an den bewußten Tagen mit dem Herrn mit dem Pferdefuße über die Prolongation des höllischen Kontraktes — Professor Boysen meinte dagegen, Mannungen lege in aller Stille die letzte Feile an das größte Werk seines Lebens: Eine Untersuchung über die griechischen Ausgrabungen in den Jahren 1858 bis 1868. Wie dem auch sein mochte: Thatsächliches über die geheime Thätigkeit des Gelehrten erfuhr keiner der Hausgenossen.

Mit der körperlichen Rüstigkeit Mannungen's ging es inzwischen immer weiter zurück. Seltsamer Weise wehrte

er sich, obwohl er oft Tage lang das Bett hüten mußte, mit aller Energie dagegen, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Alle Bitten Boysen's, mit dem der alte Herr sonst auf einem sehr vertrauten Fuße stand, waren in dieser Beziehung nutzlos; Mannungen behauptete, die Krankheit, wohl eine Nachwirkung seines Aufenthalts in den pontinischen Sümpfen und eine Folge der dort überstandenen Malaria, liege ihm so tief in den Gliedern, daß ärztliche Kunst ihn nur noch mehr quälen, ihm aber keine Linderung bringen könne.

Mit Beginn des Sommers nahm das Leiden Mannungen's einen so eigenthümlichen Charakter an, daß man auf die Vermuthung kommen konnte, es handle sich um eine Krankheit des Gehirns. Das ganze Wesen Mannungen's wurde immer wunderlicher, zerstreuter und zerfahrener; er sprach nur noch in abgerissenen Sätzen, genoß fast nichts anderes als schweren griechischen Wein, saß aber trotzdem fleißiger und emsiger denn je hinter seinen Büchern.

Einige Tage vor der festgesetzten Abreise des Professors Boysen aus Siegeneck, unternahm dieser in Begleitung Mannungen's einen Rundgang durch die Zimmer des Schlosses, in denen der Archäologe seine Kunstschätze untergebracht hatte. Boysen wollte auf die Bitten seines Vetters einen Katalog der vorhandenen Alterthümer anlegen und bedurfte zu diesem Zwecke noch einiger speziellen Erläuterungen, zu denen Mannungen sich auch willig bereit erklärte.

In einem kleinen Kabinet mit vorspringendem Erker, dem letzten Gemach der Zimmerflucht auf diesem Schloß-

flügel, machten die beiden vom Rundgang ermüdeten Herren eine kurze Rast und ließen sich auf dem Divan nieder. Diesem Platze gerade gegenüber, im Erker, stand eine über einen Meter hohe Vase von gebranntem Thon, die mit außerordentlich schönen, sehr gut erhaltenen Malereien bedeckt war. Um die Mitte der Vase zog sich ein schwerer Ring aus hellpolirtem Erz, einen Bacchuszug darstellend, ein köstliches Stück anscheinend etrurischer Kunst.

„Das ist mein Lieblingsplatz," sagte Boysen, zu Mannungen gewendet; „Stunden lang kann ich vor diesem herrlichen Werke sitzen und mich an seiner Schönheit erquicken und erfreuen! Du hast einen trefflichen Kauf in dieser Vase gemacht, Franz!"

„Das will ich meinen," entgegnete der Angeredete kopfnickend, „es hat mich auch Mühe genug gekostet, das Kunstwerk dem Fürsten Torloni, der sich gleichfalls darum bewarb, streitig zu machen. Man hat die Vase in einem Tumulus in der Nähe des Grabdenkmals der Cäcilia Metella auf der Via Appia in Rom gefunden; daher auch der nicht ganz zutreffende Name, unter dem das Schmuckstück seiner Zeit in der Kunstwelt bekannt war. Also Dir gefällt die Vase?"

„Gefallen? Ich bin begeistert bei ihrem Anblick! Hast Du je Schöneres in getriebener Arbeit gesehen, als diesen Triumphzug des Dionys?"

Mannungen lachte leise vor sich hin, dann ergriff er plötzlich die Hand Boysen's.

„Ich will Dir die Vase schenken," sagte er, und sein Kopf mit den spärlichen Haaren wiegte sich auf den Schul-

tern hin und her. „Ich will sie Dir schenken — zum Danke dafür, daß Du mich auf meiner einsamen Scholle nicht ganz vergessen hast. Weißt Du was, Vetter: ich werde Dir meine ganze Sammlung schenken — Alles, Alles, denn der nichtsnutzige Strick, der Fritz, er hat ja doch keine Ahnung von dem Werth dieser Kunstschätze! Ich schenke Dir noch viel mehr — ich werde heute Abend mein Testament machen und dann — und dann —"

Leichenblaß erhob sich Boysen; einer jener Anfälle von offenbarer Geistesstörung, an denen Mannungen in letzter Zeit häufiger litt, war eingetreten. Das aber war's nicht, was dem Professor die Farbe aus den Wangen getrieben: die Worte, die Mannungen gesprochen, hatten ihn erbleichen lassen, ihn im höchsten Grade erregt. Wie oft hatte er nicht in schlaflosen Nächten die Möglichkeit erwogen, daß er — er, der arme Professor, Universalerbe des Millionärs werden könne, daß er dann mit einem Schlage von all' den trostlosen Sorgen befreit sei, die ihn in seiner geistigen Kraft und Arbeit so oft hatten erlahmen lassen, daß er dann auch wegen der Zukunft seines einzigen Töchterchens nicht weiter in beständiger Angst zu leben brauche. Ein verlotterter Student stand zwischen ihm und den Millionen Mannungen's ... ein einziger Schriftzug aber genügte, dies Hinderniß zu beseitigen.

Boysen faßte den kranken Vetter unter den Arm.

„Laß uns in Dein Zimmer gehen, Franz," sagte er mit zitternder Stimme; „ich habe mit Dir zu sprechen, und dazu ist hier nicht der geeignete Ort."

Mannungen starrte den Professor mit blödem Auge an und lachte dann wieder vor sich hin.

„Du hast Recht, Vetter, Du hast Recht,“ stammelte er. „Cäcilia Metella braucht nicht zu hören, was wir zu verhandeln haben.“

— — — — — — — — — — — —

Es war in der fünften Nacht nach diesem Gespräche Boysen's mit Mannungen, als der Erstere plötzlich aus tiefem Schlafe empor fuhr. Sein Zimmer lag im ersten Stock, über den Gemächern des Hausherrn, und gerade unter sich hatte Boysen einen schrillen, gellenden Schrei gehört.

Boysen sprang aus dem Bette, warf den Schlafrock über und entzündete ein Licht. Die auf dem Nachttische liegende Uhr wies auf halb Drei, draußen herrschte noch tiefe Finsterniß. Den Leuchter in der Hand eilte der Professor die in das Parterregeschoß führende Treppe hinab und öffnete die Thüre zum Vorgemach. In demselben Moment hörte er eine zweite Thüre heftig zuschlagen, dann stürzte Fritz Wild mit bleichem, verzerrtem Gesicht und entsetzt umher irrendem Auge in das Zimmer — Boysen geradeswegs in die Arme.

„Er ist todt, Professor!“ schrie er auf und in dem großen Raume tönte seine Stimme hohl zurück, „der Onkel ist todt!“

3.

Im Schlosse zu Siegeneck herrschte eine hochgradige Aufregung. Der plötzliche Tod des alten Mannungen, obgleich man in weiteren Kreisen nur wußte, daß der

Sonderling von einem Schlagfluß betroffen worden war, hatte eine allgemeine Bewegung hervorgerufen, in die eigenartigen Umstände, die seinen Tod begleiteten, war außer Fritz Wild und Boysen vorläufig Niemand eingeweiht.

Eigenartige Umstände waren dies in der That! Fritz war — wie er dem Vetter erzählte — am Abend des vorigen Tages ziemlich spät in die Stadt geritten, wo er sich mit einigen jungen Offizieren ein Rendez-vous gegeben hatte. Wie immer bei derartigen Gelegenheiten, hatte sich auch gestern die Rückkehr bis in die Morgenstunden verzögert. Es war halb drei Uhr gewesen, als Fritz heim gekommen war und das Pferd in den Stall gebracht hatte. Soeben im Begriffe, das Haus zu betreten, war er durch denselben Schrei, der Boysen erweckt hatte, aufmerksam geworden und hatte, dem Hilferuf folgend, den Onkel auf der Schwelle seines Arbeitsgemaches im Sterben gefunden.

Der Anblick des Unglücklichen war ein grauenvoller gewesen. Schaum vor dem Munde, die Augen weit aufgerissen, zuckend in jeder Fiber — so hatte er auf der Erde gelegen. Im Zimmer brannte die Hängelampe über dem Schreibtisch, Mannungen schien also noch bis zum Morgen gearbeitet zu haben. Ein eigenthümlicher Duft zog durch den ganzen Raum, ein süßlicher, leicht betäubender, doch nicht unangenehmer Geruch, dessen Entstehung sich Fritz und Boysen anfänglich nicht zu erklären vermochten. Fritz hatte versucht, den Onkel auf die Ottomane zu legen, aber der Sterbende hatte in furchtbarem Krampfe mit Händen und Füßen um sich geschlagen, so daß eine Hilfeleistung unmöglich gewesen war. Trotz des grausigen Anblicks, den

der Schäumende gewährte, hatte Fritz sich vor ihm niedergelassen, um ihm den Kopf zu stützen — da aber war die Agonie so schnell und so plötzlich und unter so schrecklichen äußeren Erscheinungen eingetreten, daß der junge Mann, von unbeschreiblichem Entsetzen gepackt, geflohen war.

Der Professor war eine bedeutend ruhigere und kaltblütigere Natur, als Fritz. Das tiefe Schweigen der Nacht, unter deren Schleier sich die tragische Scene abgespielt, hatte nichts Beängstigendes für ihn. Gleichmüthig und gemessen waren die ersten Anordnungen, die er traf. Der Diener Mannungen's, sowie der im Schlosse wohnende zweite Inspektor Fehlbeck wurden geweckt, dann durchsuchte man — nachdem der starre Körper des Entseelten im Schlafgemach aufgebahrt worden — gemeinsam das Arbeitszimmer des Gelehrten. Die Möglichkeit, daß irgend ein äußerer Grund die Todesursache Mannungen's gewesen, war ja keineswegs ausgeschlossen. Bei dieser flüchtigen Inspizirung im falben, durch das Fenster schimmernden Morgenlichte machte man nun eine seltsame Entdeckung. Einer der großen Bücherschränke, die an den Wänden standen, war halb geöffnet und durch die Spalte drang jener eigenthümliche Duft, der Fritz schon beim ersten Betreten des Zimmers aufgefallen war. Der Schrank war eine verdeckte Thüre, die in ein kleines, fensterloses Kabinet führte, das in diesem Augenblicke nur von einer rosafarbenen Ampel erleuchtet wurde. Persische und indische Teppiche hingen an den Wänden dieses kleinen Gemaches, das im Uebrigen kein weiteres Möbelstück aufwies, als einen riesigen Divan, der in der Mitte des Raumes stand und unter den eine

Anzahl flacher Kisten geschoben worden war. Auf dem Fußboden vor dem Divan lag ein umgefallenes Nargileh, eine türkische Wasserpfeife, die indessen eine von der gewöhnlichen Art abweichende Konstruktion zeigte. In dem durchbrochenen Silbergefäß, das den Tabak enthielt, glühte noch eine verglimmende Kohle, und in zartblauen Ringen stieg daraus ein duftiger Rauch empor.

Mit ernstem Gesicht hatte Professor Boysen den Schlauch des Nargileh's aufgehoben und das Mundstück desselben an die Nase geführt.

„Meine Ahnung, meine Ahnung," sagte er, nachdem er sich von dem eigenartigen Geruch des Tabaks überzeugt, „Mannungen hat sich durch das Rauchen narkotischen Giftes — wahrscheinlich Haschisch — zu Grunde gerichtet. Ich fürchtete längst etwas Derartiges. Sein aufgeregtes, zerstreutes Wesen, das von einem stark angegriffenen Nervensystem Zeugniß ablegte, seine Neigung zu krampfartigen Anfällen, der Trieb, sich Tage lang vor Jedermann abzuschließen — all' das hatte mich schon seit Wochen stutzig gemacht. Ich vermuthe, daß Mannungen sich das Haschischrauchen im Orient — vielleicht als Beruhigungsmittel gegen die nervösen Kopfschmerzen, an denen er früher litt — angewöhnt haben wird; die geringen Dosen, unschädlich bei vorsichtigem Gebrauch, mögen ihm späterhin nicht mehr genügt haben — so fiel er diesem schrecklichen Gifte zum Opfer."

Reitende Boten benachrichtigten am Vormittage das Gericht und den Kreisphysikus von dem Vorgefallenen. In Gegenwart des Ersteren, sowie Boysen's und des Inspek-

tors Fehlbeck nahm der Arzt — ein älterer Herr, der das Geschäft nach der Schablone betrieb — die Todtenschau ab. Nach flüchtiger Untersuchung erklärte er, daß Mannungen an einer Art Blutvergiftung, wie sie häufig bei starken Trinkern, im Orient aber auch bei Opium- und Haschischrauchern zu beobachten wäre, gestorben sei; ein Gehirnschlag habe den Tod beschleunigt. Ein kleines, doch aber in die Augen fallendes, lichtblau umrändertes Mal am Pulse der linken Hand, nach dessen Ursache der anwesende Kreisgerichtsrath nebenbei fragte, wurde für ganz bedeutungslos erklärt.

Nach Erledigung der gewöhnlichen Formalitäten begab der Arzt sich auf die Bitte Adam's, des alten Dieners, in das Zimmer Fritz Wild's, der von der vorhergehenden wilden Kneiperei und der darauf folgenden heftigen Gemüthsbewegung erkrankt war. Während dessen begann die Gerichtsbehörde ihre Thätigkeit zu entfalten: man suchte nach dem Testamente, das der alte Mannungen hinterlassen haben sollte.

Dank seiner jugendlich kräftigen Konstitution überwand der junge Mann den Fieberanfall schnell und konnte schon nach Ablauf von acht Tagen das Bett wieder verlassen. Als er, noch etwas bleich, doch aber festen Schrittes, zum ersten Male nach überstandener Krisis am Arme Adam's die Allee im Parke hinab wandelte, wunderte er sich über die Festtagsstimmung, die über Schloß und Garten lag. Von der Erkerzinne des Herrenhauses wehte eine Fahne herab, auch der Pavillon war mit Wimpeln geschmückt und die Leute, die am Thore vorüberzogen, waren sonntäglich gekleidet.

Fritz schüttelte erstaunt den Kopf. „Ist heute irgend ein Feiertag, Adam?“ fragte er den Alten an seiner Seite.

„Gewiß, junger Herr,“ antwortete Adam, „wir feiern den Tag Ihrer Genesung, der Genesung unseres neuen Gebieters.“

Fritz blieb stehen und schaute den Diener großen Auges an. Eine heiße Gluth war ihm in's Gesicht gestiegen und gut war's, daß sein Arm fest in dem Adam's lag, denn unwillkürlich schwankte seine Gestalt.

„Was soll das heißen, Adam?“

„Du meine Güte, junger Herr, begreifen Sie das denn nicht? Unser verstorbener Herr hat kein Testament hinterlassen, und da er weder Kinder noch Geschwister hat, so sind Sie, der Sohn seiner einzigen Schwester, der Erbe seines Vermögens und der Besitzer von Siegeneck geworden.“

Fritz mußte an sich halten, um nicht einen Schrei auszustoßen. Er war es gewohnt, nur für die Gegenwart zu leben und nie den Blick in die Zukunft zu richten. So hatte er auch niemals ernstlich die Möglichkeit erwogen, daß der Onkel, der ihm keineswegs günstig gesonnen war, ihn, den ungerathenen Neffen, zum Universalerben einsetzen könne. Sein lebhafter Geist beschäftigte sich nicht gern mit Fragen, die doch erst in weiter liegender Zeit ihre Lösung finden konnten.

Nun freilich war die Lösung urplötzlich eingetreten. Er war ein reicher Mann und wußte selbst kaum, wie er es geworden war. Trotzdem Fritz sich noch ziemlich angegriffen fühlte, konnte er es sich doch nicht versagen, einen Rundgang durch jenen Theil des Schlosses zu unternehmen,

den er früher nur selten betreten hatte: durch die Wohnräume seines Oheims. In dem kleinen Erkerzimmer, in dem die Vase der Cäcilia Metella stand, trat ihm der Professor Boysen entgegen. Der gelehrte Herr sah auffallend bleich aus.

„Ah — Herr Professor," sagte Fritz liebenswürdig und streckte dem Vetter die Hand entgegen, „ich wußte gar nicht, daß Sie noch in Siegeneck weilten, sonst hätte mein erster Besuch als Rekonvaleszent Ihnen gegolten."

„Ich wollte nicht eher abreisen, als bis ich über Ihren Zustand beruhigt sein konnte, lieber Fritz," erwiederte Boysen, aber der Ton, in dem er dies sagte, klang nicht so herzlich, wie er es wohl selbst gewünscht hätte. „Zudem mochte ich es mir nicht nehmen lassen, Ihnen persönlich Glück zu wünschen zu dem außerordentlichen Schicksalswechsel, der Sie betroffen hat."

„Ich danke Ihnen aufrichtig, bester Professor," gab Fritz harmlos zurück und wies auf den Divan, auf dem er selbst Platz nahm. „Offen gestanden, ist mir die Erbschaft des Oheims recht unerwartet in den Schoß gefallen; ich war zwar der nächste Anverwandte Mannungen's, mußte aber, da mir der Onkel im Grunde genommen stets nur wenig Zuneigung entgegen gebracht hat, darauf gefaßt sein, mit einer kleinen Rente abgespeist zu werden."

Boysen räusperte sich verlegen.

„Sie bringen selbst das Gespräch auf den Gegenstand, über den ich mit Ihnen noch einmal verhandeln wollte," sagte er langsam und stockend. „In diesem Zimmer, auf diesem selben Platze versicherte mir Mannungen wenige

Tage vor seinem Tode, daß er die Absicht habe, noch an dem gleichen Abend ein Testament zu entwerfen. Er theilte mir mit — und ich gebe Ihnen mein Wort als Ehrenmann, Fritz, daß ich die Wahrheit spreche — er wolle mir außer der Vase der Cäcilia Metella und seinen sämmtlichen Kunstschätzen einen bedeutenden Theil seines Vermögens hinterlassen. Ich für meine Person habe nie Anspruch auf das Erbe Mannungen's erhoben, aber ich bin nur ein armer Gelehrter, und so können Sie sich denken, daß das Versprechen des Vetters mich — schon um meiner Tochter willen — mit großer Freude erfüllt hat. Das Testament hat sich indessen nicht vorgefunden und so —"

„Halt, Herr Professor!" Fritz war aufgesprungen und hatte die Hand auf Boysen's Schulter gelegt, „es ist selbstverständlich, daß ich einen Verwandten meines Onkels nicht darben lassen werde, während ich mich selbst im Besitze großer Glücksgüter befinde. Ich bitte Sie, sich aus der Kunstsammlung des Verstorbenen das auszuwählen, was Ihnen gefällt; im Uebrigen werde ich dafür Sorge tragen, daß Sie und Ihre Tochter künftighin ein sorgenloses Leben führen können. Ich bin noch nicht eingehender über die finanziellen Verhältnisse des Verewigten orientirt, da ich aber weiß, daß der Onkel ein reicher Mann gewesen ist, so wird auch das Kapital, das ich Ihnen zur Verfügung stellen kann, kein unbedeutendes sein. Und nun lassen Sie uns über dieses Thema schweigen."

„Nicht eher, bis ich Ihnen meinen wärmsten und innigsten Dank gesagt habe!" rief der Professor bewegt. „Ich wußte, daß Sie ein großmüthiges und edles Herz besitzen,

und daß Sie die kleinen Zwistigkeiten, die dann und wann zwischen uns vorgekommen sind, mir nicht nachtragen würden."

Fritz wehrte mit Entschiedenheit jede weitere Danksagung ab, Boysen aber kehrte glücklich in sein Zimmer zurück, um sich sofort an eine eingehende Prüfung seines Katalogs zu machen, den er über die Antiquitäten, Skulpturen und Bilder Mannungen's angefertigt hatte. Die edle Handlungsweise des neuen Besitzers von Siegeneck hatte ihm einen Alp von der Brust genommen. Er war in Wahrheit der Verzweiflung nahe gewesen, als er hatte erfahren müssen, daß sich kein Testament vorgefunden, daß die kühnen Hoffnungen, mit denen er sich getragen, in Nichts zerronnen wären. Im ersten Augenblicke hatte er daran gedacht, das Gericht darauf aufmerksam zu machen, daß das Testament möglicher Weise entwendet sein könne, da Mannungen ihm fest versichert habe, er wolle ein solches anfertigen; aber er sagte sich, daß er mit dieser Denunziation immer noch hervortreten könne, wenn Fritz sich ihm gegenüber nicht aus eigener Initiative anständig erweise.

Ein langes, an Sorgen und Entbehrungen reiches Leben hatte Boysen verbittert und egoistisch gemacht. Im ersten Moment hatte das bereitwillige Entgegenkommen des jungen Erben allerdings Saiten in seinem Herzen getroffen, die selten berührt wurden und selten erklangen, aber schon jetzt, wo er mit aufmerksamer Sichtung die kostbarsten und seltensten Kunstschätze aus der Sammlung Mannungen's für sich auswählte, hielt er die Noblesse des jungen Mannes für selbstverständlich, für Pflicht.

4.

Professor Boysen hatte seine kleine und ziemlich ärmliche Wohnung in der Residenz mit einer größeren vertauscht, die ihm das Aufstellen der aus Siegeneck mitgebrachten Antiquitäten ermöglichte. Boysen war nicht wenig stolz auf seine erbeuteten Schätze, die sich in den neuen schönen Räumen auch stattlich genug ausnahmen. Das Prachtstück der Sammlung, die Vase der Cäcilia Metella, hatte einen bevorzugten Platz im Studierzimmer des Gelehrten gefunden, gegenüber seinem Arbeitstische, so daß sein Auge sich beständig an der Schönheit dieses herrlichen Kunstwerkes laben konnte.

Frohen Herzens war Boysen aus Siegeneck zurückgekehrt. Der Erbschaftsantheil, den Fritz in verwandtschaftlicher Großmuth ihm überlassen, war in der That bedeutend genug, um sorgenlos in die Zukunft schauen zu können. Boysen aber dachte noch weiter. Mit dem kleinen Vermögen, das ihm ein seltener Glücksfall zugeworfen, war die Lust am Weitererwerb in ihm erwacht.

Das Dienstmädchen hatte die Lampe auf dem mit Büchern und Papieren dicht bedeckten Arbeitstische angesteckt und der Professor nach kurzer, unruhiger Wanderung durch das Zimmer wieder Platz genommen, um einen wichtigen Artikel für die „Archäologischen Vierteljahrsberichte“ zu vollenden. Julie, die Tochter Boysen's, war bei einer befreundeten Familie eingeladen.

Der Professor hatte soeben die Feder in das Tintenfaß versenkt und das Papier zurecht gelegt, als draußen die Glocke anschlug und gleich darauf das Dienstmädchen einen

fremden Herrn meldete, der den Herrn Professor in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Boysen zog ärgerlich die Stirne in Falten. „Er soll morgen früh wieder kommen, ich habe zu arbeiten!“ rief er dem Mädchen zu, aber schon erklang in der offenen Zimmerthüre die Stimme des Fremden.

„Ich halte Sie nicht lange auf, Herr Professor, nur fünf Minuten! Meine Sache ist vielleicht nicht minder drängend, als Ihre Arbeit ...“

Erschrocken wich das Dienstmädchen mit einem mißtrauischen Blick auf den Eintretenden zurück und ließ die Stubenthüre geräuschvoll in's Schloß fallen.

Der Fremde legte seinen runden Filzhut auf einen Stuhl und trat näher. Es war eine große, plumpe und breitschulterige Erscheinung mit einem groben Plebejergesicht, in dem sich eine interessante Mischung von Intelligenz, Rohheit, List und Verschlagenheit ausprägte. Der lange, dunkelbraune Tuchrock war bis zum Kinn zugeknöpft und zeigte bäuerischen Schnitt, den muskulösen Hals umschlang ein baumwollenes Tuch.

„Kennen Sie mich nicht wieder, Herr Professor?“ fragte der Fremde und ein breites Lächeln trat auf sein Gesicht.

Boysen schob mit nervöser Bewegung die Brille auf die Stirn und warf einen unruhigen Blick auf den vor ihm Stehenden.

„Ich wüßte nicht, mein Herr — wahrhaftig, ich wüßte nicht —“

„So will ich Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen, obwohl es noch nicht lange her ist, daß wir uns zum letzten

Male gesehen haben. Ich bin Fehlbeck, bisher Unterinspektor in Siegeneck, seit Kurzem indessen außer Stellung."

„Fehlbeck — ah! nun entsinne ich mich! Ja, wie kommen Sie denn aber nach der Residenz?"

„Sehr einfach. Herr Wild hat mir die Thüre gewiesen, und zwar in recht energischer Weise. Er hat mich nie leiden können, weil ich über sein Lotterleben hin und wieder an Herrn Mannungen berichtet hatte. Ich beantragte eine Erhöhung meines Gehaltes, Herr Wild verweigerte mir dieselbe, so kam es zu heftigen Worten und das Ende war, daß ich aus Siegeneck hinauskomplimentirt wurde."

Boysen griff wieder zur Feder. „Kurz und gut also," sagte er brummend, „Sie wünschen eine Unterstützung meinerseits, respektive meine Fürsprache behufs Ihrer Wiederanstellung. Letzteres kann geschehen, zu Ersterem bin ich nicht bemittelt genug."

„Aber Sie könnten es sein," erwiederte bedeutungsvoll der Inspektor. „Herr Professor, ich bitte um Beantwortung nur einer einzigen Frage: hat es Sie nicht in Erstaunen versetzt, daß der verstorbene Besitzer Siegenecks kein Testament hinterließ?"

Boysen schnellte auf seinem Stuhle herum. „Was soll diese Frage?"

Fehlbeck zog sich einen Stuhl heran und ließ sich ungenirt nieder. „Sie auf das Nachfolgende vorbereiten," entgegnete er gleichmüthig. „Ich für mein Theil war auf das Höchste überrascht, als ich erfuhr, Herr Mannungen sei so unvorsichtig gewesen, ohne Testament zu sterben.

Herr Mannungen mußte wissen, daß in diesem Falle sein ganzes Vermögen dem leichtsinnigen Neffen zufiel, und ich sowohl wie der Oberinspektor können bezeugen, daß dies Letztere thatsächlich nicht in der Absicht des Herrn Mannungen gelegen hat. Herr Mannungen pflegte gerade uns, seinen Gutsverwaltern gegenüber, meist sehr offenherzig zu sein, und hat zu verschiedenen Malen, wenn wir Grund fanden, uns über den Volontär zu beklagen, sich in aufgebrachter Weise dahin geäußert, daß er seinen Neffen gänzlich enterben wolle. Herr Fritz Wild hat das auch recht gut gewußt; ich selbst hatte sogar einmal Gelegenheit, ihm diese Worte Mannungen's mahnend in das Gedächtniß zu rufen, als er mir in übermüthiger Laune bös mitgespielt hatte. Nach alledem muß es also doch höchst sonderbar erscheinen, daß sich kein Testament vorgefunden hat."

Fehlbeck richtete seine stechenden grauen Augen scharf und fragend auf Boysen, der stillschweigend, aber dennoch mit wachsendem Interesse den Worten des Inspektors gelauscht hatte. Was der Mann da sagte, klang ihm nicht fremd. Mit ganz ähnlichen Gedanken hatte er selbst sich getragen, als das Gericht vergeblich nach dem Testamente Mannungen's gesucht hatte, und er sich von der Höhe seiner Hoffnungen herabgeschleudert sah. In der That, damals hatte auch er es schier für unmöglich gehalten, daß Mannungen sein Versprechen nicht erfüllt haben könne, und sehr wohl entsann er sich der bösen Kombinationen, die er in jenen Stunden heißer Erregung an das unbegreifliche Faktum geknüpft hatte.

Fehlbeck rückte mit seinem Stuhle näher an den Pro-

fessor heran und dämpfte seine Stimme zu flüsternden Lauten herab, als er fortfuhr: „Ich verstehe, daß Sie auf eine Antwort verzichten, Herr Professor, ehe ich mich nicht völlig erklärt habe. Das aber soll rückhaltlos geschehen, ich habe keine Ursache mehr, zu schweigen. Als wir in jener Schreckensnacht die Leiche Mannungen's von der Erde aufhoben, um sie auf das Bett zu legen, bemerkte ich auf den Dielen des Zimmers ein kleines Messerchen von eigenthümlicher Form, wie ich vermuthe, eine malayische Waffe. Ich nahm das Messer stillschweigend an mich; ein seltsamer Gedanke durchkreuzte in jenem Augenblick meinen Kopf, aber ich scheute mich, ihm Ausdruck zu geben, ehe ich nicht Gewißheit hatte. Am folgenden Tage fand die Untersuchung der Leiche durch den Kreisphysikus statt, und ich wohnte dieser Prozedur bei. Vielleicht entsinnen Sie sich, Herr Professor, daß einer der Gerichtsbeamten den Arzt auf ein kleines Mal am linken Unterarm der Leiche aufmerksam machte. Der Physikus legte demselben keinerlei Bedeutung bei, auf mich aber machte die Entdeckung einen im höchsten Grade überraschenden Eindruck. In fieberhafter Eile stürzte ich auf mein Zimmer, verschloß mich und nahm dann ein Experiment vor, dessen Resultat ganz meinen Erwartungen entsprach. Ich schor meinem Hunde das Gelenk einer Vorderpfote haarfrei und ritzte ihn an dieser Stelle mit dem malayischen Messer leicht in die Haut. Die Wirkung war eine äußerst schnelle, das Thier stürzte nach wenigen Minuten zu Boden, bekam Krämpfe und starb; die Wunde aber, die das Messer gemacht, zeigte genau dieselbe Form und Färbung, wie das

anscheinende Mal am Arme Mannungen's. Nun war kein Zweifel mehr: das Messer war in eines jener schrecklichen vegetabilischen Gifte getaucht worden, durch die viele asiatische Völker ihre Kriegswaffen absolut todbringend zu machen wissen, und Mannungen war diesem Gifte erlegen. Es fragte sich nur noch: war diese Verwundung durch eigene Hand, durch Unvorsichtigkeit oder durch eine fremde Hand erfolgt, lag ein Selbstmord oder — ein Mord vor."

Der Professor athmete schwer. Sein Gesicht war blaß, aber seine weit geöffneten Augen hingen mit angstvoller Spannung an den Lippen des Erzählers.

„Gegen eine Selbsttödtung infolge unvorsichtiger Handhabung der vergifteten Waffe," fuhr Fehlbeck fort, „spricht vieles. In erster Linie läßt sich wohl mit Gewißheit annehmen, daß Herr Mannungen die tödtliche Wirkung der Waffe gekannt hat. Aber auch ein Selbstmord scheint mir bei dem Charakter des Verstorbenen ausgeschlossen; hätte Herr Mannungen indessen einen solchen geplant, so würde er vorher jedenfalls seine Hinterlassenschaft geordnet haben. Es bleibt demnach nur noch die Annahme übrig, daß er ermordet wurde, und zwar bin ich nach reiflichen Erwägungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß niemand Anderes als Herr Fritz Wild der Mörder seines Oheims gewesen ist!"

Schwankend und mit leisem Aufschrei erhob sich Boysen. „Gehen Sie — gehen Sie!" stöhnte er und streckte die Hand abwehrend gegen Fehlbeck aus, „wie können Sie eine so furchtbare Beschuldigung aussprechen!"

Der Andere lachte heiser. „Hören Sie mich nur weiter, Verehrtester; ich bin begierig, was Sie sagen werden, wenn ich zu Ende gekommen bin. Mannungen's Absicht war, seinen eigenen Worten nach, Wild zu enterben, ihn jedenfalls nicht in den Vollbesitz seiner Hinterlassenschaft zu setzen. Es steht fest, daß Wild von dieser Absicht seines Onkels Kenntniß hatte, sein Plan ging infolge dessen dahin, Mannungen am Testiren zu hindern, oder aber das bereits entworfene Testament aufzuspüren und zu vernichten. In der Nacht vom 17. zum 18. September kehrte Wild um $^{3}/_{4}$2 Uhr aus der Stadt nach Siegeneck zurück. Der im Stalle schlafende Reitknecht erwachte, als Wild sein Pferd in den Stand stellte, und kann, da er nach der Uhr gesehen, beschwören, daß es nicht später gewesen ist. Um $^{1}/_{2}$3 Uhr aber erst fanden Sie, Herr Professor, Mannungen im Sterben — wo hat sich Wild nun während der dazwischen liegenden Dreiviertelstunden aufgehalten? — Die Antwort ist folgende, Herr Professor. Wild sah das Licht im Arbeitszimmer Mannungen's brennen; vom Weine erregt, beschloß er, die Gelegenheit zu benutzen und in der Stille der Nacht mit dem Onkel Rücksprache bezüglich des Testamentes zu nehmen. Mannungen arbeitete, als Wild zu ihm in das Zimmer trat, gerade an seinen Nachlaßbestimmungen — vielleicht holte er das schon fertige Testament im Laufe der Unterredung auch erst hervor. Es gibt heiße Worte — Wild reißt das Dokument vom Schreibtisch — daher die vorgefundene Unordnung auf demselben — Mannungen widersetzt sich. Außer sich vor Grimm greift Wild nach dem malayischen Messer, das unter anderen

Kuriositäten auf dem Nebentische liegt, und zieht es aus der Scheide. Mannungen will es ihm entwinden, da trifft ihn die Spitze leicht am Handgelenk. Er stößt einen Schrei des Entsetzens aus, den Sie ja gehört haben. Wild aber flieht, nachdem er hastig das Testament in der Brusttasche geborgen, während Mannungen unter der Einwirkung des Giftes in Krämpfen zu Boden stürzt. Im Vorgemache treten Sie dem Mörder entgegen, ein Zeuge seiner furchtbaren Erregung, infolge deren er auch vergessen hat, jenes Messer wieder auf seinen alten Platz zu bringen. Auf seinem Zimmer angekommen, ist sein Erstes, das verhängnißvolle Testament zu vernichten oder zu verstecken. Dann tritt die Reaktion ein; geistig und körperlich erschöpft bricht der jugendliche Verbrecher auf seinem Bette zusammen, um nach achttägiger Krankheit das Arbeitszimmer Mannungen's als Besitzer von Siegeneck wieder zu betreten."

Schon bei den letzten Worten Fehlbeck's hatte der Professor sich erhoben und war mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gegangen. Von Zeit zu Zeit hob sich seine Brust, als ringe er nach Luft, und als sei ihm das Athemholen beschwerlich. Endlich blieb er vor Fehlbeck stehen, aber er vermied es, ihn anzusehen.

„Weshalb sagen Sie *mir* das Alles?" fragte er mit gepreßter Stimme.

„Weil ich mir nicht denken kann, daß Sie, Herr Professor, sich durch ein Verbrechen eine Erbschaft, Millionen an Werth, entreißen lassen wollen."

„Millionen an Werth," wiederholte Boysen leise. Dann

schüttelte er sich plötzlich, wie wenn eisige Kälte ihn überriesele, und ließ sich von Neuem im Sessel nieder.

Eine geraume Zeit verstrich, ohne daß einer der beiden Männer ein Wort gesprochen hätte. Stumm saßen sie sich gegenüber, anscheinend in eigene Gedanken vertieft und doch Jeder bemüht, die Gedanken des Anderen zu enträthseln.

Fehlbeck griff in die Tasche seines Ueberrocks und zog ein in Zeitungspapier eingeschlagenes Packet hervor, dem er ein kleines, von einer festen Lederscheide umschlossenes Dolchmesser entnahm.

„Kennen Sie diese Waffe, Herr Professor?“ fragte er und legte es auf den Tisch.

„Allerdings, ich kenne sie genau. Sie lag gewöhnlich auf der kleinen Etagère, rechts vom Schreibtische Mannungen's, und befand sich in einer schön ciselirten Silberscheide, die sich nur durch einen Fingerdruck auf eine geheime Feder abstreifen ließ. Mannungen zeigte und erklärte einst mir und — und — Herrn Wild den Mechanismus, der den Dolch vor unvorsichtiger Handhabung schützen sollte.“

„Vergessen Sie nicht,“ fiel Fehlbeck mit Betonung ein, „daß Wild bei dieser Erklärung zugegen war; es ist das ein Zufall, der Beachtung verdient. Herr Wild war in großer Aufregung, als er nach seiner Genesung die Wahrnehmung machen mußte, daß das Messer auf unerklärliche Weise verschwunden war; es muß ihm viel an diesem vergifteten Instrument gelegen haben!“

„Lassen Sie den ironischen Ton, Herr Fehlbeck,“ entgegnete Boysen ernst, „er paßt nicht zu dieser Angelegen-

heit. Und nun, ehe wir weiter verhandeln, noch einige Fragen, von deren Beantwortung mein — mein Interesse an der schwebenden Angelegenheit abhängt. Weiß Wild bereits etwas von Ihren Beobachtungen?"

„Nein. Ich verrieth mein Geheimniß nicht, denn ich hoffte durch dasselbe nach und nach einen für mich lebenslang vortheilhaften Einfluß auf meinen Gutsherrn auszuüben zu können. Die Behandlung, die er mir zu Theil werden ließ, hat meinen Entschluß geändert. Ich will mich rächen!"

Boysen nickte, er hatte diese Antwort erwartet, und doch klang ein leiser Zweifel aus seiner nächsten Frage hervor.

„Ist die Rache das einzige Motiv gewesen, das Sie bewog, sich nicht direkt an Wild zu wenden?"

„Ich will offen sein, Herr Professor, noch ein zweiter Grund veranlaßte mich dazu, mich zunächst Ihnen anzuvertrauen. Hätte ich die Angelegenheit ohne Weiteres den Gerichten übergeben, so würde sie mir keinen persönlichen Vortheil gebracht haben. Aber ich bin ein armer Schlucker, der Weib und Kind zu ernähren und sich schwer durch das Leben zu schlagen hat. Ein Zufall hat mich in den Besitz eines Geheimnisses gesetzt, dessen Tragweite unberechenbar ist. Da wär' ich ein Thor, wollte ich dies Geheimniß nicht auch zu meinen Gunsten ausnützen! Sie werden mich verstehen, Herr Professor, und ich denke auch, daß Sie sich mir gern dankbar erweisen werden, wenn ich es zu Wege bringe, an Stelle des Unberechtigten Sie in das Erbe Mannungen's einzusetzen."

„Das sind schöne Worte, mein lieber Fehlbeck, schöne Worte, aber Sie haben den Rechenfehler übersehen, der sich in Ihr Exempel eingeschlichen hat. Angenommen selbst, es wäre so, wie Sie sagen, was nützt mir das, wenn das Testament Mannungen's durch Wild vernichtet worden ist?“

Ein häßliches Lachen verzerrte Fehlbeck's Züge. Er wandte Boysen für einen kurzen Moment den Rücken, so daß der Professor nicht sehen konnte, mit welch' diabolisch hohnvollem Ausdruck sich sein Blick auf einen bestimmten Gegenstand im Zimmer heftete.

„Die Frage ist natürlich,“ entgegnete er, sich zurückwendend, „und ihre Beantwortung kurz. Ich sprach vorhin Vermuthungen aus, Herr Professor, jetzt aber sage ich die nackte Wahrheit: das Testament, das Sie zum Erben des Verstorbenen einsetzt, ist nicht vernichtet worden, es existirt noch. Ich weiß, wo es verborgen liegt, ich auch bin die einzige Persönlichkeit, die eine willkürliche Zerstörung desselben durch fremde Hand verhindern kann!“

Boysen zuckte empor. War der Mann vor ihm ein Wahnsinniger oder ein Betrüger?

Fehlbeck mochte den Gedankengang des Professors errathen, denn wieder glitt jenes fatale Lächeln um seinen Mund.

„Ich wiederhole Ihnen: es existirt noch. Wild hat das Dokument nicht verbrannt, sondern nur versteckt, an einem Orte versteckt, den ich genau kenne, und der es mir ermöglicht, eine eventuell geplante nachträgliche Vernichtung des Schriftstückes zu verhindern. Dieses Testament

selbst würde Ihnen, obwohl Sie durch dasselbe zum Erben Mannungen's ernannt werden, jedoch wenig nützen, da es ohne Zeugen verfaßt worden ist, also keine Rechtsgiltigkeit besitzt — wenigstens nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes. Erst die eigenthümliche Gruppirung der Umstände kann das Dokument gesetzlich giltig machen."

„Wie soll ich das verstehen? Wollen Sie sich nicht deutlicher ausdrücken!"

„Sehr gern, die Sache liegt einfach genug. Mannungen wollte vermeiden, daß der Inhalt seines Testaments fremden Personen bekannt wurde; er verzichtete demgemäß auf das Rechtsmittel der Zeugenschaft und wählte einen anderen, gleichfalls gesetzmäßigen Weg: den der persönlichen Deponirung des Schriftstückes auf dem Gerichte. Am 17. September Nachmittags ließ Mannungen den Kutscher Karge zu sich kommen, beauftragte ihn, sich danach zu erkundigen, zu welcher Stunde der Vorsitzende des Kreisgerichts zu P. am sichersten zu sprechen sei, und gab ihm sodann den Befehl, sich in der Frühe des folgenden Tages bereit zu halten, ihn — Mannungen — im geschlossenen Wagen nach P. zu fahren. Der brave Karge, etwas konsternirt über diesen Befehl, da er zum ersten Male in seinem Leben in die Lage kommen sollte, seinen menschenscheuen Gebieter auszufahren, wandte sich mit der Bitte um Auskunft direkt an Fritz Wild. Herr Wild verkehrte ja so viel in P., so viel speziell mit den Herren vom Gericht, daß er am besten über die besagten Sprechstunden orientirt sein mußte. Mit dieser Ansicht hatte Karge auch nicht Unrecht, trotzdem konnte er seinen Herrn nicht nach

P. fahren, denn am Morgen des festgesetzten Tages war Mannungen — eine Leiche, oder, um noch deutlicher zu reden: in der Nacht zum 18. wurde Mannungen ermordet, und infolge dieses unvorhergesehenen Umstandes erbten nicht Sie, Herr Professor, sondern Monsieur Wild das Besitzthum Mannungen's."

Fehlbeck ließ Boysen, der bewegungslos, wie im Banne einer dämonischen Gewalt, auf seinem Stuhle saß, nicht Zeit zu einer Zwischenbemerkung; er räusperte sich kurz und begann dann von Neuem:

„Lassen Sie mich noch einmal das Thatsächliche meiner Mittheilungen zusammenfassen, Herr Professor, so wie es der Lauf der Untersuchung im Verfolge der verschiedenen Zeugenaussagen ergeben muß: Wild wußte, daß Mannungen in der Hauptsache zu Ihren, nicht zu seinen Gunsten testiren würde; er wußte, daß Mannungen am 18. September das Testament auf dem Gerichte niederlegen wollte, er wußte ferner, daß die Erbschaft nur dann für ihn gerettet werden konnte, wenn ein plötzlicher Tod seinen Onkel noch vor Deponirung des Dokuments ereilte. Fritz Wild ermordete Mannungen. Das Testament aber fand er nicht und mußte bei Ihrer Annäherung unverrichteter Sache fliehen. Mannungen hatte das Dokument an einem Orte versteckt, der nur mir, und auch mir nur durch einen Zufall bekannt geworden ist. So, wie die Sachen liegen, ist kaum daran zu zweifeln, daß Wild Seitens des Gerichts des Mordes seines Ohms für schuldig erklärt wird — dann aber, Herr Professor, dürfte in Anbetracht der klar zu Tage liegenden Verhältnisse es Ihnen mit Hilfe tüchtiger

Rechtskundigen nicht schwer fallen, die Erbschaft Mannungen's, den Bestimmungen des Todten entsprechend, an sich zu bringen. Der Beweis dafür, daß Mannungen gewillt gewesen ist, seinem Testament gesetzliche Kraft zu geben, liegt dann ja allein schon in der überführten Schuld Wild's! Und nun, Herr Professor, noch ein Wort rein kaufmännischen Inhalts, ehe ich mit meinen Eröffnungen fortfahre. Die Gelder, die ich für den Augenblick benöthige, sind unbedeutende Summen, die Sie mir nach Lage der Sache nicht abschlagen werden. Aber ich will auch für die Zukunft gesichert sein, und deshalb proponire ich Ihnen, mir zwei Schuldscheine je über zehntausend Thaler auszustellen, der erste nach Anerkennung des Mannungen'schen Testaments, der zweite an jenem Tage fällig, an dem Ihnen gesetzlich das Erbe zugesprochen werden wird. Sind Sie einverstanden?"

Einige Minuten hindurch blieb Boysen stumm auf seinem Platze sitzen, den Kopf in die Hand gestützt und starren Blickes vor sich hinschauend. Er kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. Endlich erhob er sich, schritt zur Thüre, öffnete dieselbe, um nachzusehen, ob die Neugier das Dienstmädchen nicht an das Schlüsselloch getrieben, verriegelte sie dann und kehrte starken Schrittes auf seinen Platz zurück.

— — — — — — — — — — — —

In später Abendstunde kehrte Julie aus der Gesellschaft heim. Sie steckte den krauslockigen blonden Kopf in das Arbeitszimmer des Professors und lächelte, als sie den Vater tief über den Schreibtisch gebeugt sah.

„Noch so fleißig, Väterchen?“ fragte sie lustig. „Darf ich eintreten oder störe ich?“

„Du störst mich nie, mein Liebling,“ gab der Professor zurück und warf die Feder hin. „Komm' nur näher, Kind, und erzähle mir, wie es bei der Geheimräthin war? Hast Du Dich amüsirt?“

„Prächtig — o, prächtig!“ Julie warf das Tuch ab, das ihr niedliches Köpfchen umhüllte, sprang heran und küßte den Vater auf die Stirn. Diese Stirn war kalt, so kalt, daß Julie erschrak.

„Mein Gott, Papa, bist Du krank? Wie bleich siehst Du aus und wie eisig ist Deine Hand! Du hast Dich erkältet — soll ich Dir Thee machen, das wird Dich erwärmen!“

„Danke, mein Herz, danke! Ich bin ganz gesund, ein wenig übermüdet, aber auch diese Mattigkeit ist geschwunden, nun ich Dich wieder habe. Also — Du wolltest erzählen.“

Julie rückte den Stuhl näher, schlug die Decke vorsorglich fester um die Füße des Vaters, schob ihm das Halstuch gerade und begann dann: „Wie gesagt, es war reizend, Väterchen! Wir haben musizirt, gesungen und getanzt und uns schließlich an Gesellschaftsspielen ergötzt. Weißt Du übrigens, wer auch da war? Unser Vetter Fritz Wild, der den Winter über in der Residenz verleben will und uns natürlich auch besuchen wird. Das ist ein allerliebster Mensch, Papa — vornehm und wohlerzogen, klug und liebenswürdig. Du sagst immer, er tauge nichts, aber ich finde nicht, daß er einen derartigen Eindruck macht.“

„Der erste Eindruck ist nicht immer der maßgebende,

mein Kind," erwiederte Boysen, und seine Stirne runzelte sich. „Wild ist eine schwer zu bändigende Natur, ein lebelustiger Heißsporn, und deshalb ist es mir nicht erwünscht, daß er bei uns verkehrt."

„Aber, Papa, ich bitte Dich! Wir haben ihm doch so viel zu danken —"

„Wir haben ihm nichts zu danken, mein Herz! Vergiß nicht, daß Mannungen's bestimmte Absicht war, ihn ganz zu enterben, und daß er es nur einem eigenthümlichen Zufalle zu danken hat, Herr von Siegeneck geworden zu sein. Daß er mich schadlos halten mußte, war seine Pflicht, aber dieser Pflicht ist er in der That nur in beschränktem Maße nachgekommen. Verlieren wir kein Wort mehr über diese Sache; Fritz Wild ist kein Verkehr für uns, ich werde mich daher bestreben, ihn fern zu halten."

Der Ton, in dem der Professor das sagte, klang so gereizt und so streng, daß Julie keine Erwiederung wagte. Ihr Vater hatte sich zwar immer unsympathisch über Fritz Wild geäußert, doch nie in so schroffer Weise als jetzt, und gerade jetzt empfand Julie dies harte Urtheil am schmerzlichsten.

5.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß verschwenderische Lebemenschen sehr häufig zu Geizhälsen werden, wenn sie unerwartet in den Besitz eines großen Vermögens kommen, und daß jugendliche Taugenichtse sich urplötzlich in klug rechnende Leute verwandeln, sobald sie vom eigenen Gelde zu zehren haben. Auch mit Fritz Wild war eine ähnliche Metamorphose vorgegangen. Das Interesse, das Fritz an

der Verwaltung seines Besitzes nahm, nöthigte ihn von selbst dazu, sich mit Ernst und Eifer auf die Landwirthschaft zu werfen, und damit wurde dem Bummelleben, das er bisher geführt, mit einem Schlage ein Ende gemacht. Seine Freunde in dem unweit Siegeneck gelegenen Provinzialstädtchen beklagten sich bitter darüber, daß Fritz so „philiströs" geworden war, bis dieser ihnen durch ein Diner, das er im Herrenhause gab, das Gegentheil bewies. In der That — philiströs war Fritz keineswegs geworden, aber es war ein Lebensernst über ihn gekommen, der die guten Elemente in ihm erweckt hatte.

Die Hinterlassenschaft Mannungen's war eine noch bedeutendere, als Fritz erwartet hatte. Da die Erträgnisse Siegenecks allein genügten, den Hausstand zu bestreiten, so hatte Mannungen von seinen bei der Reichsbank deponirten Kapitalien auch die Zinsen stehen lassen; sein Vermögen war demgemäß im Laufe der Jahre erheblich gewachsen. Bei der Ordnung des Nachlasses war ein benachbarter Gutsbesitzer, ein Herr v. Krüger, dem Erben eine unschätzbare Hilfe gewesen. Nach Ansicht des Herrn v. Krüger war Siegeneck bisher nur sehr mäßig verwaltet worden, er gab Fritz daher den Rath, vor Allem unter dem Beamtenpersonal aufzuräumen und sich tüchtigere Inspektoren zu engagiren. Nur ungern ging Fritz auf diesen Vorschlag ein; es war ihm peinlich, sich durch Kündigungen Feinde zu schaffen, die Nothwendigkeit, geordnete Zustände herzustellen, gebot es indessen. Die einzige Persönlichkeit, die Fritz in seiner näheren Umgebung mit Freuden entbehrte, war Fehlbeck, dessen lauerndes, anmaßendes und freches

Wesen ihn schon zu Lebzeiten Mannungen's in hohem Grade widerwärtig berührt hatte.

Nach der anstrengenden Thätigkeit der ersten Wochen, die Fritz als neuer Gutsherr auf Siegeneck verlebt hatte, fand er die Idee, für einige Monate nach der Residenz überzusiedeln, durchaus angebracht. Abgesehen davon, daß er sich nach geistigen Genüssen sehnte, die er lange hatte entbehren müssen, trug er sich auch mit der Absicht, in Berlin noch verschiedene neue Engagements abzuschließen, sowie Maschinen zu kaufen. Da Fritz kein Freund des Hotellebens war, so hatte er sich in einer der neu angelegten vornehmen Straßen des Potsdamer Viertels eine kleine Wohnung gemiethet. Dann machte er bei einer ihm bekannten Familie Visite und wurde durch deren Vermittlung auch in weitere Kreise eingeführt. Bei der Geheimräthin Boddien traf er zum ersten Male mit Julie Boysen zusammen.

Die Tochter des Professors war eine jener frischen und duftigen Mädchenerscheinungen, die eben entfalteten Blüthen gleichen. Sie war neunzehn Jahre alt, aber erst vor einigen Monaten aus dem Pensionate entlassen worden, das ihr die leitende Hand der früh verstorbenen Mutter ersetzen sollte. Da ihr Vater zu viel von seinen Studien in Anspruch genommen war, zudem eine ausgesprochene Antipathie gegen jedes gesellige Leben hegte, so war die Geheimräthin Boddien, die der Familie des Professors einst nahe gestanden hatte, von diesem gebeten worden, die Tochter in die Gesellschaft einzuführen. Die alte Dame übernahm diese Aufgabe gern; sie war selbst kinderlos, liebte Julie

wie eine Mutter und ergötzte sich an den kleinen Triumphen, die das junge Mädchen allerorts feierte. Mit naiver Lebensfreude ließ Julie sich umschwärmen; in ihrem ganzen Wesen lag noch so viel ausgesprochene Kindlichkeit, daß sie es gar nicht verbarg, mit welchem Stolze sie diese Huldigungen erfüllte. Neiderinnen erwuchsen ihr indessen erst, als Fritz Wild, der, vom goldigen Nimbus seiner ererbten Million umgeben, eine hervorragende Rolle in den Salons spielte, sich ihr zu nähern begann.

Julie Boysen hatte schon bei ihrem ersten Zusammentreffen mit ihm einen nachhaltigen Eindruck auf ihn ausgeübt.

Wenige Tage nach der Gesellschaft bei Frau Boddien machte Fritz seinen Besuch bei Professor Boysen, wurde indessen abgewiesen, da Boysen angeblich ausgegangen war. Ebenso erging es ihm ein zweites Mal, das dritte Mal aber öffnete Julie ihm selbst. Das junge Mädchen sah erhitzt und verweint aus und kämpfte mit einer sichtlichen Verlegenheit.

„Sie treffen es unglücklich, Vetter,“ sagte sie. „Papa ist nicht wohl und kann Niemand empfangen. Es thut mir so leid, daß Sie nun schon zum dritten Male vergeblich bei uns gewesen sind. — Besuchen Sie morgen Abend auch den Ball beim Professor Wehring? — Ja? Das ist schön. Ich bin dort, und werde Ihnen mancherlei erzählen.“

Julie schüttete Fritz am anderen Tage während des Balles denn auch wirklich ihr Herz aus. Sie erzählte ihm, daß ihr Vater ihm aus irgend welchen Gründen nicht ge-

wogen sei, daß er seinen Verkehr im Hause nicht wünsche. Ihr sei das um so unbegreiflicher, da der Vater ihm so viel zu danken habe und da sie doch immerhin — wenn auch nur weitläufig — mit einander verwandt seien. Die Art und Weise, in der Julie das hervorbrachte, war so rührend zaghaft und wehmüthig, daß sich des jungen Mannes eine eigenthümliche Stimmung bemächtigte. Von diesem Moment an wußte er, daß das angstvoll pochende Herz des Kindes an seiner Seite ihm gehörte.

Die schroffe Abweisung des Professors beunruhigte ihn nicht sonderlich. Er kannte den herben Charakter des Gelehrten und dachte, daß dieser ihm seine leichtsinnige Vergangenheit noch immer nicht vergeben habe. Dazu mochte bei dem alten Herrn der Grimm darüber, daß er von Mannungen gar nicht bedacht worden war, auch noch mitsprechen. Fritz beschloß daher, dem Professor, um ihn zu versöhnen, aus dem Nachlasse Mannungen's noch eine zweite Kollektion von Kunstwerken zu schenken.

Fritz und Julie sahen in der nächsten Zeit sich häufiger am dritten Orte, und immer fester schlang der Liebesgott seine bindenden Fesseln um die Beiden. Noch hatte Fritz sich nicht erklärt, und noch hatte Julie kein Wort fallen lassen, auf das er definitiv hätte seine Hoffnungen gründen können, und doch kannte Jedes des Anderen Herz.

— — — — — — — — — — — —

Professor Boysen befand sich seit einigen Tagen in großer Aufregung. Unpraktisch und unerfahren in Geldangelegenheiten, hatte er sich mit einem kleinen Winkelbankier in Verbindung gesetzt, um durch dessen Vermitt-

lung seine Gelder möglichst gewinnbringend anlegen zu können. Der betreffende Bankier, froh, daß ein glücklicher Zufall ihm einmal größere Summen in die Finger gespielt, hatte schleunigst das Weite gesucht, und es war fraglich, ob Bohsen wieder in den Besitz seiner Kapitalien kam. Die Erregung, in welcher er sich dieserhalb befand, wuchs noch dadurch, daß Fehlbeck sich seit längerer Zeit nicht hatte sehen lassen. Der Professor wußte infolge dessen nicht, wie weit der gegen Fritz Wild gerichtete Coup vorgeschritten war, und auch diese Ungewißheit bereitete ihm allerhand Sorgen.

Heute endlich war, vorsichtig von doppelten Enveloppen umgeben, ein Brief Fehlbeck's eingetroffen, aber auch dieser war keineswegs geeignet, die innere Unruhe Bohsen's zu dämpfen. Fehlbeck schrieb nämlich:

„Ich habe mir lange das Vergnügen versagen müssen, bei Ihnen vorzusprechen, mein verehrter Herr Professor, allein die Verfolgung meines Planes nahm mich vollständig in Anspruch. Die Angelegenheit ist nunmehr bis zu ihrem letzten Stadium gediehen, die Frucht ist reif. Um Wild nicht vor der Entscheidung stutzig zu machen, hat man ihn bisher auf freiem Fuß belassen und sich darauf beschränkt, ihn durch eine Anzahl zuverlässiger Polizisten im Geheimen beobachten zu lassen. In aller Stille sind währenddessen die nothwendigen Nachforschungen eingeleitet worden. Die Exhumirung der Leiche Mannungen's, und die Secirung derselben durch einen gewissenhaften Arzt hat das Verbrechen Wild's zur Evidenz nachgewiesen; auch der Kreisphysikus, dessen oberflächliche Untersuchung des

Todten die Veranlassung war, daß der verübte Mord nicht sofort entdeckt wurde, ist infolge dessen verhaftet worden. Bei aller Vorsicht, mit der man zu Werke gegangen, konnte natürlich doch nicht vermieden werden, daß die auffallende Exhumirung in Siegeneck bekannt wurde; das Telegramm und die Briefe, die der Oberinspektor aus diesem Grunde an Wild absandte, sind aber glücklich aufgefangen worden, und ich zweifle nicht, daß Wild sich bei Empfange dieses Schreibens an Sie bereits hinter Schloß und Riegel befindet."

Grade bis zu dieser Stelle war Professor Boysen mit der Lektüre des Briefes vorgeschritten, als die Thürklingel in Bewegung gesetzt wurde. Gleich darauf steckte Julie den Kopf in das Arbeitszimmer.

„Herr Wild, Väterchen," sagte sie lächelnd und mit so lauter Stimme, daß auch der draußen Stehende es hören mußte. „Willst Du ihn heute empfangen? Er wiederholt zum vierten Male seinen Besuch."

„Ich glaube, es ist schon das sechste Mal," fiel vom Korridor her eine lachende Stimme ein. „Ueben Sie Milde, Herr Professor, und gestatten Sie mir, Sie zu begrüßen."

Boysen wurde bleich wie das Papier, das auf seinem Schreibtische lag. Hastig warf er den Brief Fehlbeck's in einen offen stehenden Schubkasten und verschloß diesen.

Fritz trat in das Zimmer; ein leuchtender Blick Julie's war ihm gefolgt, dann hatte das junge Mädchen sich klopfenden Herzens zurückgezogen. Die Ueberrumpelung war geglückt.

Mit rascher Bewegung ergriff Fritz die Hand des Professors.

„Sind Sie mir böse darüber, daß ich die Festung stürmte?“ fragte er, und sein ehrliches Auge suchte den Blick Boysen's. „Es hat mich lange geschmerzt, daß wir, die wir einander verwandt, uns kühl und schroff wie Fremde gegenüber stehen sollen. Können Sie dem ehemaligen leichtsinnigen Studenten seine tollen Streiche noch immer nicht verzeihen? Etwas von der alten Trotzköpfigkeit habe ich auch in das neue Leben mit hinüber genommen, und ich gestehe offen, Herr Professor, daß es mir nicht leicht geworden ist, abermals Eingang in Ihr Haus zu suchen, wo ich so oft vergebens angepocht habe. Durch Zufall habe ich aber erfahren, welches Unglück Ihnen zugestoßen ist, und das gab den Ausschlag. Herr Professor, ich besitze Niemanden auf der Welt, der mir so nahe steht wie Sie und Ihre Tochter, und deshalb bitte ich Sie herzlich und dringend: verfügen Sie ganz über mich und über mein Vermögen — aber seien Sie mir ein Freund ein treuer, väterlicher Freund!“

Boysen hatte sich mit dem Rücken gegen den Schreibtisch gelehnt, ihm wirbelte der Kopf. Was sollte er thun?

Fritz erwartete vergeblich eine Antwort; als er aber sah, daß der Professor sich mit einer verlegenen Bewegung zur Seite wandte, um der Entgegnung auszuweichen, trat er noch einen Schritt näher an ihn heran und fuhr leidenschaftlich fort: „Soll ich dies Schweigen zu meinen Gunsten deuten, Herr Professor? Wie gern möchte ich es, wie würde ich jubeln darüber! Mein Gott, Herr Professor,

können Sie denn nicht verstehen, daß mein junges Herz sich verwaist und vereinsamt fühlt, daß es sich nach verwandtschaftlicher Liebe sehnt? Ich suche nach Worten, Ihnen Alles das zu sagen, was ich fühle; ich bin nie ein großer Redner gewesen, es wird mir schwer, meine Gedanken in passende Worte zu kleiden, aber ich habe mir einmal vorgenommen, zu sprechen und — und so sei es auch! Ich liebe Julie, Herr Professor, und sie liebt mich wieder. Geben Sie mir Ihr Kind zum Weibe, ich will es glücklich machen, so glücklich ich es nur vermag! Wir ziehen gemeinsam nach Siegeneck, und wir wollen Ihnen dort ein behagliches Heim schaffen, in dem Sie, entrückt allen kleinlichen Sorgen, ganz Ihrer Arbeit und Ihren Neigungen leben können. Auch Sie werden sich wohl bei uns fühlen."

„Halten Sie ein, Fritz!"

Unwillkürlich war der vertrauliche Vorname über Boysen's bebende Lippen gedrungen. Sein ganzer Körper flog, das Blut war ihm plötzlich in siedenden Wogen zum Kopfe gestiegen, er befand sich in unbeschreibbarer Erregung. War es nicht Wahnwitz, daß dieser Mensch, der so edel zu handeln, so offenherzig zu sprechen wußte, ein Mörder sein sollte? Wenn der Verdacht falsch wäre, der auf ihn gefallen, wenn Fehlbeck ein Schuft, der aus wilder Rachgier eine Reihe belastender Momente zusammen gestellt, die seinen Freund verderben mußten? Aber nein, das war unmöglich! Die stattgefundene Exhumirung mußte die Wahrheit an den Tag bringen, die Untersuchung Seitens

des Gerichts auch das letzte Dunkel in dieser furchtbaren Angelegenheit lichten.

Widerstrebend und mit einer gewissen Scheu ließ der Professor den Blick über das Gesicht seines Gegenüber gleiten. Das blaue Auge des jungen Mannes schaute ihn so ernst und so forschend an, daß er auf's Neue in Verwirrung gerieth.

„Halten Sie ein, sprechen Sie nicht weiter," wiederholte er mit bewegter Stimme. „Es geschah in wohlüberlegter Absicht, daß ich Ihre Besuche abweisen ließ. Ich danke Ihnen für Ihre Anerbietungen, die ich nicht annehmen kann, so lange die eigenthümlichen Gerüchte nicht zerstreut sind, die über Sie kursiren. Aus dem gleichen Grunde muß ich Ihnen die Hand Julie's verweigern. Das ist meine Antwort!"

Voll maßlosen Erstaunens war Fritz einen Schritt zurückgetreten.

„Beim Himmel, Herr Professor," rief er. „Von welchen Gerüchten sprechen Sie?"

Boysen schwankte einen Augenblick, dann richtete er sich straff empor und versuchte, seinen Blick mit durchdringendem Ausdruck auf Fritz zu richten.

„Fragen Sie mich nicht," gab er zurück, „ich müßte Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Als Dank für die bereitwillige Hilfe, die Sie mir in meiner finanziellen Bedrängniß angeboten, will ich Ihnen jedoch einen Rath auf den Weg geben. Das Verhängniß schwebt über Ihnen, dicht über Ihnen — fliehen Sie, wenn Ihnen Ihre Freiheit lieb ist, denn nur schleunige Flucht kann Sie retten!"

Mit raschen Schritten verließ der Professor das Zimmer. Fritz blieb eine geraume Weile auf derselben Stelle stehen, regungslos, förmlich erstarrt. Das Benehmen Boysen's war ihm völlig unerklärlich, völlig räthselhaft. Was sollte diese geheimnißvolle Warnung bedeuten?

Kopfschüttelnd stieg er die Treppe hinab, nachdem er auf dem Korridor noch einmal vergeblich nach Julie's blondem Kopf gespäht hatte.

Als er auf die Straße trat und sich nach einer Droschke umsah, kam ihm ein elegant gekleideter Herr entgegen, der sich mit höflichem Gruße zu ihm gesellte und leise fragte: „Herr Rittergutsbesitzer Fritz Wild?“

Fritz musterte den Fremden ärgerlich. „So ist mein Name — mit wem habe ich die Ehre?“

„Kriminalkommissär v. Rodeneck. Ich bin beauftragt, Sie zu verhaften und ersuche Sie, mit mir die Droschke zu besteigen, die an der nächsten Ecke hält. Widersetzen Sie sich nicht, wenn ich bitten darf. Ihnen selbst muß es zweifellos gelegener sein, wenn die fatale Affaire unauffällig vor sich geht. Wollen Sie also die Güte haben, mir zu folgen, Herr Wild!“

6.

Die Verhaftung des Besitzers von Siegeneck wirbelte in den interessirten Kreisen viel Staub auf. Seltsamer Weise fanden sich sofort einige Stimmen, die auf das Entschiedenste gegen ihn Partei nahmen. Nur die Geheimräthin Boddien und der dieser nahe stehende Kreis nahmen sich mit großer Wärme des Unglücklichen an.

So lange die Voruntersuchung währte, war Fritz in einer erträglichen Haft gehalten worden. Auch die Behandlung, die ihm zu Theil wurde, war anständig, trotzdem litt der junge Mann unsäglich. In leidenschaftlichen Worten hatte er im ersten Verhör den grauenvollen Verdacht, der auf ihm ruhte, abzuweisen versucht und sich dabei zu Aeußerungen hinreißen lassen, die zwar bei seiner Seelenstimmung erklärlich erscheinen konnten, von seinen Richtern jedoch als unberechtigte Schmähungen ihrer Autorität aufgefaßt wurden. Dadurch verschlimmerte sich seine Situation um so mehr, als die ihn belastenden Verdachtsmomente schon durch die ersten Zeugenverhöre eher verstärkt als verringert wurden.

Als besonders gravirend fiel selbstverständlich das Ergebniß der Leichensektion in die Wagschale. Es war konstatirt worden, daß der Tod Mannungen's lediglich durch die schnell eingetretene, durch die Verwundung mit dem malayischen Messer verursachte Blutvergiftung erfolgt sei. Entgegen der Ansicht des Kreisphysikus — der übrigens sofort seiner Stellung enthoben worden war — erklärte der gerichtliche Sachverständige, daß Mannungen trotz seines zerrütteten Nervensystems noch hätte Jahre lang leben können. In Bezug auf die malayische Waffe sprach der betreffende Sachverständige nach genauer Untersuchung und Experimenten mancherlei Art sich dahin aus, daß der Dolch bis zu seiner halben Länge in eines der furchtbarsten und stets absolut tödtlichen flüssigen Pflanzengifte getaucht worden sei; zur Entschuldigung des Kreisphysikus müsse übrigens angeführt werden, daß die durch einen Stich mit

einer solchen vergifteten Waffe verursachte Wunde in der That stets den Eindruck eines schon in der Vernarbung begriffenen Mals gewähre, daß man sich demgemäß leicht über den Charakter derselben täuschen könne. Jedenfalls sei die Wunde am Unterarm Mannungen's derart beschaffen, daß sie nicht von einem heftig geführten Stoße herrühren könne; entweder müsse der Mörder also gewußt haben, daß eine einfache Hautritzung mit dem gefährlichen Dolche genüge, den Tod binnen wenigen Minuten herbeizuführen, oder aber — es handle sich überhaupt um keinen Mord, sondern nur um eine Verwundung durch Unachtsamkeit.

Die Zeugenvernehmung des Professors Boysen vor dem Untersuchungsrichter, die auf Fehlbeck's Veranlassung erfolgte, fiel bei dieser noch offenen Frage schwer in's Gewicht. Boysen sagte aus, daß Mannungen bei derselben Gelegenheit, bei der er ihm und Fritz erklärt, auf welche Weise man den Dolch aus der Scheide ziehe, gleichzeitig auch ausführlich die Giftwirkung der malayischen Waffe erläutert habe. Bei einem späteren alleinigen Verhör gab Fritz dies zu, ohne indessen von seiner Behauptung, Mannungen müsse sich in einem Anfall von Geistesstörung selbst mit dem Dolche verwundet haben — anders sei ihm die Sache nicht erklärlich — abzuweichen. Er habe beim Betreten des Arbeitszimmers Mannungen bereits im Todeskrampfe gefunden und in seiner eigenen Aufregung das an der Erde liegende Messer übersehen. Erst später sei ihm das Fehlen desselben aufgefallen; um Unglück zu verhüten, habe er eifrig darnach forschen lassen, ahnungslos, daß die Mordwaffe sich in den Händen Fehlbeck's befände.

Bezüglich eines zweiten, noch unklaren Punktes, wo er in jener verhängnißvollen Nacht die Zeit von ³/₄2 bis ½3 Uhr zugebracht habe, führte Fritz Folgendes aus. Er habe sein Pferd in den Stall gebracht und dann, da er erhitzt und die Mondnacht schön gewesen sei, seiner Gewohnheit nach einen Spaziergang durch den Park unternommen. Er sei soeben im Begriffe gewesen, das Haus zu betreten, als der Angstschrei Mannungen's ihn in das Parterregeschoß gerufen habe.

Schon für das Vorverhör waren verschiedene der Siegenecker Beamten, deren Aussagen dem Staatsanwalt von Belang erschienen, nach der Residenz citirt worden. Unter diesen Zeugen befand sich auch der Kutscher Karge, ein alter Mann, der durchaus den Eindruck der Ehrlichkeit machte, und dessen Angaben den Angeklagten besonders schwer belasteten. Karge gab zu Protokoll, daß Fritz bei der Mittheilung, Mannungen wolle am Vormittage des 18. September nach dem Gerichte fahren, in eine merkwürdige Erregung gerathen sei und die Aeußerung: „So, so — der Onkel will wohl sein Testament machen?“ gethan habe. Fritz entsann sich dieser Bemerkung nicht mehr, hielt sie auch für unwahrscheinlich, da er sich niemals Gedanken über das Testament Mannungen's gemacht habe; indessen sei es wohl möglich, daß er über den plötzlichen Entschluß seines Oheims, nach P. zu fahren, erstaunt gewesen sei. Im Uebrigen habe er der betreffenden Mittheilung Karge's nicht das geringste Interesse geschenkt, sie sei ihm durchaus gleichgiltig gewesen.

Der Hauptzeuge im ganzen Prozesse war natürlich der

Denunziant selbst. Es verging selten ein Tag, an dem Fehlbeck nicht im Gerichtsgebäude anwesend sein mußte, und immer war er mit größter Pünktlichkeit zur Stelle und gab mit überraschender Klarheit auf alle an ihn gestellten Fragen Antwort. Sein ruhiges und leidenschaftsloses Wesen, sowie die schlichte und überzeugende Art seiner Darstellung hatte die Richter von vorn herein für ihn eingenommen.

Die Voruntersuchung war bis auf geringfügige Details abgeschlossen, als ein eigenthümlicher Zwischenfall eintrat. Bei dem die Verhöre leitenden Richter erschien eines Morgens ein bleiches Weib mit thränenrothen Augen, das einen Brief folgenden Inhalts abgab:

„Ich liege schwer krank darnieder und möchte vor meinem voraussichtlich und hoffentlich in Bälde eintretenden Tode noch ein wichtiges, den Prozeß gegen Wild entscheidendes Geständniß zu Protokoll geben, bitte daher um schleunige gerichtliche Beihilfe.

Fehlbeck."

7.

Für Julie Boysen waren bange Tage gekommen. Als sie die erste Nachricht von der Verhaftung des Geliebten und die Gründe derselben erfahren, war sie lautlos zu Boden gesunken. Nach dem Erwachen aus der Ohnmacht war das lustige, frohmüthige Kind kaum wieder zu erkennen. Julie war auffallend still geworden, mied die Gesellschaft, sprach wenig und kam nur selten aus ihrem Zimmer heraus. Obwohl sie äußerlich durchaus ruhig und gefaßt erschien, sah man der durchsichtigen Blässe ihrer

Wangen, der fiebernden Gluth ihrer Augen doch an, welche Stürme ihr Inneres durchtobten.

Der Professor war auf das Höchste beunruhigt über das seltsame Wesen seiner Tochter und versuchte sie bei jeder Gelegenheit damit zu trösten, daß Fritz schon in den nächsten Tagen aus dem Gefängniß entlassen werden müsse, daß es zu einem Prozesse gar nicht kommen würde. Diese Behauptung hatte natürlich keinen anderen Zweck als den, das Mädchen über die thatsächlichen Vorgänge zu täuschen.

Es war in später Abendstunde an einem der letzten Januartage, als Fehlbeck sich, reisemäßig gekleidet und einen kleinen Handkoffer in der Rechten, bei Boysen einfand und um Quartier für die Nacht bat. Er erzählte, daß er einige freie Tage benutzt habe, um nach Siegeneck zu fahren und dort auf eigene Hand und in größter Heimlichkeit noch mehrere nothwendige Recherchen vorzunehmen. Da er früher zurückgekehrt sei, als er erwartet, und seine Frau krank liege, so wolle er diese mitten in der Nacht nicht stören, zu einem Hotellogis reichten aber die Mittel, die er bei sich trage, nicht aus.

Boysen war das familiäre Wesen, das Fehlbeck in letzter Zeit angenommen, im höchsten Grade zuwider; er hatte sich indessen selbst zum Bundesgenossen dieses Menschen gemacht und mußte die Fessel tragen, bis die Verhältnisse es ermöglichten, sie abzustreifen. Am liebsten hätte er Fehlbeck eine Summe Geldes gegeben und ihn ersucht, sich noch nachträglich in einem Gasthause einzulogiren; Fehlbeck beugte indessen vor, indem er bemerkte, er wolle — anneh-

mend, daß Fräulein Julie bereits schlafe — keinerlei Unruhe im Hausstand verursachen, er sei zufrieden, wenn er sich auf dem Sopha des Professors für einige Stunden ausstrecken dürfe. Er müsse so wie so in aller Frühe das Haus wieder verlassen, werde also Niemand stören.

Das Schlafzimmer Julie's war von dem Arbeitsgemache des Professors nur durch ein kleines Kabinet getrennt, in welchem die Beiden gewöhnlich das gemeinsame Frühstück einzunehmen pflegten. Zwischen zwei und drei Uhr in der Nacht schreckte Julie plötzlich aus dem Schlummer empor; ihr war, als lasse sich ein eigenthümliches Geräusch im Studierzimmer ihres Vaters hören. Anfänglich vermuthete sie, der Professor habe noch bis spät in die Nacht hinein gearbeitet und schicke sich jetzt erst an, das Bett aufzusuchen, da sie aber keine Thüre schlagen hörte und das Geräusch, das vorsichtig schlurfenden Schritten und dem leisen Rücken von Stühlen glich, auch nach einigen Minuten nicht verstummte, so war diese Annahme jedenfalls ein Irrthum. Julie wurde ängstlich. Sollten Diebe in die Wohnung eingebrochen sein? Sie zündete das Licht auf ihrem Nachttische an, richtete sich im Bette auf und lauschte.

Einige Minuten verflossen, es war still geworden. Dann aber ertönte plötzlich ein gewaltiges Krachen, als stürze im Nebenzimmer ein Stück der Decke ein, und zwischen hindurch ein gellender Schrei, ein Schrei der Angst, des Schreckens und des Schmerzes.

Entsetzt sprang Julie aus dem Bette und warf mit zitternder Hand einige Kleidungsstücke über. An der Thüre pochte es — sie hörte die Stimme ihres Vaters:

„Julie — Julie! Was war das für ein Geräusch? War es bei Dir?

Das junge Mädchen flog an die Thüre, die in das angrenzende Schlafgemach ihres Vaters führte, und drehte den Riegel auf. Im Schlafrock, ein Licht in der Hand, stand der Professor vor ihr.

„Um Gottes willen, Vater," flüsterte Julie, tödtlich erschreckt und am ganzen Körper zitternd, „ich glaube, man bricht bei uns ein — in Deinem Zimmer war's."

Der Professor lief in die Küche und kehrte mit einem Beil in der Rechten wieder zurück. Sein erster Gedanke war die Erinnerung an den unliebsamen Gast gewesen, den er beherbergte, und fast instinktiv hatte er sich der Waffe versichert.

„Bleib' zurück — oder wenigstens hinter mir!" raunte er Julie zu, dann durchschritt er, das Beil fester fassend, den Leuchter in der erhobenen Hand, rasch das Kabinet und öffnete die Thüre zu seinem Studierzimmer.

Der Anblick, der hier sich ihm bot, war ein grauenhafter.

Die mächtige Vase der Cäcilia Metella war von ihrem Postament gestürzt. Die Trümmer des herrlichen Kunstwerkes bedeckten den Boden, zwischen ihnen aber lag lang ausgestreckt ein Mann. Der einzig unversehrt gebliebene Theil der Vase, das Erzband, das den Bacchantenzug darstellte, hatte den Unglücklichen an die Schläfe getroffen, und dunkle Blutwellen rieselten über die ergrauten Haare herab. Die Augen waren geschlossen, erdfahl, fast weiß leuchtete das Gesicht.

Mit wankenden Knieen trat der Professor näher. Aber nicht der gräßliche Anblick des Erschlagenen war's, der

sein Auge verglasen ließ und der ihm auch den letzten Blutstropfen aus den eingefallenen Wangen trieb — sein starrer Blick war auf ein weißes Couvert gerichtet, das neben dem ausgestreckten rechten Arme des Verunglückten lag. „Mein Testament“ stand da als Aufschrift mit den großen, krausen Buchstaben des verstorbenen Franz Joachim Mannungen geschrieben.

8.

Der Gerichtsschreiber hatte vor das Bett Fehlbeck's, auf dem der Schwerverwundete leise röchelnd lag, ein kleines Tischchen geschoben; Fehlbeck konnte sich nur durch flüsternde Laute verständlich machen, seine Angaben waren aber von so eminenter Wichtigkeit, daß nicht ein Wort aus dem Protokoll fortbleiben durfte. Der untersuchungsführende Richter saß am Kopfende des Bettes und hinter ihm standen die vereidigten Zeugen. Im Nebenzimmer aber hockte, umringt von ihren Kindern, das unglückliche Weib Fehlbeck's und klagte schluchzend den Himmel an, daß er so unermeßliches Leid über sie gebracht hatte.

Der Richter winkte dem Schreiber, das zu Protokoll gebrachte Geständniß des Sterbenden noch einmal zu verlesen, und der Beamte hub nach den einleitenden Worten also an:

„... Da ich im Schlosse zu Siegeneck selbst wohnte, so war ich der Erste, den der Professor Boysen in jener Nacht weckte. Ich fand Herrn Mannungen bereits todt vor, und zwar lag er zusammengekrümmt und mit schmerzverzogenem Gesicht in der Nähe der Thüre, die aus seinem Ar-

beitszimmer in das erste Vorgemach, das sogenannte grüne Kabinet führte. Auf Anordnung des Professors machte Herr Wild und ich mich daran, den Todten aufzuheben und auf das Bett zu legen. Bei dieser Gelegenheit sah ich unter dem rechten Arm der Leiche das bewußte malayische Dolchmesser liegen, das ich — ohne mir eigentlich im ersten Moment etwas dabei zu denken — stillschweigend in meine Tasche gleiten ließ. Eine weitere Entdeckung machte ich indessen beim Entkleiden des Todten. In einer Seitentasche seines Schlafrockes fand ich einen couvertirten Brief, der die Adresse ‚Professor Boysen' trug, und dessen halb verwischter Aufschrift man es ansah, daß sie erst vor Kurzem niedergeschrieben sein konnte. Auch diesen Fund nahm ich an mich, aber vor Gott und Menschen kann ich schwören, daß ich noch in jenem Augenblick die Absicht hatte, Brief und Messer dem Professor zu übergeben, und daß nur der aufregende Eindruck, den die Entdeckung des geheimen Rauchkabinets auf mich ausübte, mich meine Absicht für's Erste vergessen ließ. Wenige Stunden später traf das Gericht und der Kreisphysikus in Siegeneck ein. Nun aber, bei Untersuchung der Leiche, wurde ich stutzig! Ein Experiment mit dem malayischen Dolche an meinem Hunde überzeugte mich davon, daß die Waffe vergiftet und daß Mannungen infolge eines Stiches mit derselben am Handgelenk seinen Tod gefunden hatte. Ich gestehe ein, daß der sofortige Verdacht, der in meiner Seele sich regte, sich gegen Wild richtete; ich haßte den jungen Menschen, von dem ich wußte, daß er auch mich nicht leiden könne. Mein erster Gedanke nach dem resultat-

reichen Experiment mit dem Dolchmesser war der, mich über den Inhalt jenes letzten Briefes Mannungen's an Boysen zu informiren. Ich hatte diesen Brief gleichfalls in eine Tasche meines Rockes gesteckt — aber der Brief fehlte, als ich nach ihm suchte. Ich mußte ihn verloren haben, und ich war in Verzweiflung, daß ich ihn auch nach genauen Nachforschungen in den Zimmern Mannungen's, auf dem Hofe und in meiner eigenen Wohnung nicht fand. Die Annahme, daß ich den Brief daneben gesteckt, daß er im Arbeitskabinet meines verstorbenen Herrn liegen geblieben, und daß der Professor als rechtmäßiger Besitzer ihn an sich genommen, lag nahe, und dennoch hielt eine gewisse Scheu mich davon ab, Boysen darnach zu fragen. Ich schwieg, schwieg auch über das gefundene Messer, schwieg über die Vermuthungen, die ich hegte, selbst als der verwunderliche Umstand, daß Mannungen kein Testament hinterlassen habe, bekannt wurde — ich wollte zunächst Gewißheit haben, und deshalb mußte ich einige Zeit hindurch den neuen Besitzer von Siegeneck beobachten. Mir lag im Grunde genommen, vorläufig wenigstens, gar nichts daran, Wild als Mörder Mannungen's an den Pranger zu stellen; ich wollte aus der ganzen Angelegenheit für mich selbst Kapital schlagen und mußte demgemäß vorsichtig sein. Erst als Wild mir gekündigt, mich brodlos gemacht hatte, erwachte ein tobender Grimm in mir, und erst jetzt faßte ich den Entschluß, ihn der Staatsanwaltschaft zu denunziren.

Ein unerwartetes Ereigniß trat dazwischen. Am letzten Tage meines Aufenthalts in Siegeneck fand meine Frau

beim Zusammenpacken unserer Sachen jenen Brief Mannungen's an Professor Boysen wieder, den ich so lange gesucht hatte und der durch einen Zufall verloren gegangen war. Ich mußte ihn mit dem Sacktuch aus der Tasche gezogen haben; mein kleiner Sohn hatte sich des hübschen dreieckigen Couverts, das auf der Erde lag, bemächtigt und es unter seinem Spielzeug verkramt. Der Inhalt des Briefes, den ich sofort öffnete und den ich nunmehr in die Hände eines hohen Gerichts lege, stieß alle meine Entschlüsse um; er lautete nämlich, flüchtig und mit zitternder Hand geschrieben:

„Mein lieber Professor! Besser ein schneller Tod, als ein langsames Sterben. Ich ertrage das qualvolle Leiden, das mir das Leben verbittert, nicht länger, und ziehe es vor, mit eigener Hand über dies elende Dasein zu quittiren. Da es nicht nöthig ist, daß alle Welt die Ursache meines Todes erfährt, so wähle ich für den entscheidenden Augenblick jenes malayische Messer, das — wie ich Dir kürzlich erzählte — so furchtbare und äußerlich doch so harmlose Wunden zu schlagen im Stande ist. Laß mich in aller Stille beerdigen, verheimliche auch der Neugier jenes kleine Gemach, in dem ich im Haschischgenuß wenigstens Stunden des Vergessens fand. Lebe wohl, Alter! Du bist mir geistig näher getreten als jeder Andere, und ich möchte Dir deshalb gern einen Beweis meines Dankes geben. Erinnerst Du Dich der Unterredung, die wir kürzlich pflegten? Sie begann vor der Vase der Cäcilia Metella, wurde in meinem Arbeitszimmer fortgesetzt und drehte sich um ein eigenthümliches Thema: um meine Hinter-

lassenschaft. Es ist immer fatal für einen Lebenden, an den Zustand nach seinem Tode denken zu müssen, aber wir sind ja Philosophen, und das war wohl auch der Grund, daß Du Dich nicht scheutest, mir aus einander zu setzen, um wie Vieles vernünftiger es wäre, ich vermachte Dir nicht nur meine Sammlungen, sondern auch mein ganzes Vermögen, meinen ganzen Besitz, statt den leichtsinnigen Sohn meiner Schwester zum Erben einzusetzen. Im Dienste der Wissenschaft wolltest Du meine Hinterlassenschaft verwenden — ich muß Dir gestehen, Vetter, daß Du es verstanden hast, mich von der richtigen Seite zu fassen! Du bist eine edle Seele, uneigennützig und großdenkend, nach jeder Richtung hin ein bedeutender Mensch, und deshalb sollst auch Du feierlich zu meinem Haupterben ernannt werden. Die Vase der Cäcilia Metella, die ich Dir ja neulich schon geschenkt habe, enthält einen doppelten Boden, der wahrscheinlich von einem früheren Besitzer des Kunstwerkes zur Aufbewahrung von Juwelen oder dergleichen angelegt worden ist. Ein Druck der Hand an die im Innern der Vase befindliche leichte Erhöhung öffnet den Boden, und unter ihm lagert mein Testament, das Dich zu meinem Haupterben, zum Erben meiner werthvollsten Schätze einsetzt. Es widerstrebte mir, zur Abfassung meines letzten Willens fremde Leute als Zeugen zu nehmen, oder mich mit den Advokaten herum zu zanken, obwohl ich daran gedacht habe, ich bin aber fest davon überzeugt, daß mein Neffe Fritz die Dir vermachte Erbschaft Dir nicht streitig machen wird. Und nun nochmals: lebe wohl, Vetter!

Franz Joachim."

Diese letzten Aufzeichnungen meines verstorbenen Herrn brachten mich auf einen neuen Gedanken, einen neuen Plan. Sie gaben mir eine vortreffliche Handhabe, mein Rachewerk gegen Wild so auszuführen, daß an seinem Gelingen kaum noch zu zweifeln war, nebenbei aber ermöglichten sie mir, gleichzeitig für die Sicherung der eigenen Zukunft Vorbereitungen zu treffen. Aus dem Briefe Mannungen's an den Professor ging klar und deutlich hervor, daß Ersterer ein Testament zu Gunsten Boysen's verfaßt hatte. Dieses Testament lag noch immer wohlgeborgen in der verhängnißvollen Vase und hatte mit dieser die Reise nach Berlin gemacht, ohne daß der Professor eine Ahnung von dem Schatze hatte, den er beherbergte. Das Testament war allerdings in einer den gesetzlichen Formalitäten nicht entsprechenden Weise angefertigt worden; sobald indessen der Nachweis geliefert werden konnte, daß Mannungen ermordet worden war, um ihn an einem regelrechten Testiren zu hindern, lag die Sache wesentlich anders. Es handelte sich für mich also darum, die ganze Reihe von Umständen, denen die Denunziation wider Wild zu Grunde lag, derartig zu verketten, daß es den Anschein gewinnen mußte, Wild habe Mannungen getödtet, um sich des Testaments zu bemächtigen, respektive um ihn an einer gesetzmäßigen Abfassung seines letzten Willens zu verhindern. In wie weit mir dieser Plan geglückt ist, wissen die Herren besser als ich. Der Schlußcoup, der in Wahrheit meinen ganzen Plan zertrümmerte, sollte meinem Rachewerk die Krone aufsetzen. Ich trug mich mit der Absicht, das Testament, nachdem ich es aus der Vase der Cäcilia Metella heraus

genommen, so zu präpariren, daß man glauben mußte, es sei der Versuch gemacht worden, dasselbe zu verbrennen; dann wollte ich es im Ofen jenes Zimmers, das Wild in Siegeneck bewohnt hatte, verstecken und damit den Verdacht erregen, daß das Schriftstück durch irgend einen Zufall vor der Vernichtung, die Wild ihm zugedacht, gerettet worden sei. Das Wagniß hatte seine Schwierigkeiten, ich war indessen auf der abschüssigen Bahn schon so weit vorgeschritten, daß ich vor nichts mehr zurückschreckte. Den Professor Boysen hatte ich mit leichter Mühe in die Falle gelockt; er glaubte meinen Worten rückhaltlos und war von der Schuld Wild's überzeugt. Diese Vertrauensseligkeit Boysen's gab mir die Hoffnung, daß auch der letzte Coup gelingen werde. Er gelang indeß nicht. In demselben Augenblicke, als ich die Hand in die Vase hinein steckte, um zu sehen, auf welche Art sich der doppelte Boden öffnen lasse, schwankte der Stuhl, auf den ich gestiegen war, ich verlor das Gleichgewicht, stürzte und riß die Vase mit mir herab. Als ich aus meiner Besinnungslosigkeit wieder erwachte, war ich bereits hierher transportirt worden und sah vor mir das bleiche, abgehärmte, anklagende Gesicht meines armen Weibes. Ich fühle, daß ich nicht mehr lange zu leben habe, und so will ich in letzter Stunde gut machen, was noch gut zu machen ist. Sterbend aber flehe ich die Menschheit an: schützt mein Weib und meine Kinder, damit die Letzteren einst besser werden, als ihr unseliger Vater!" —

Der Schreiber schloß das Protokoll, unter das Fehlbeck seinen Namen gesetzt hatte, und legte die Akten

zusammen. Der die Untersuchung führende Richter erhob sich.

„Nach dem deponirten Geständniß des bisherigen Hauptzeugen Fehlbeck,“ sagte er, „sehe ich mich veranlaßt, denselben auf der Stelle verhaften zu lassen. Da eine Ueberführung desselben nach dem Gerichtsgebäude bei seinem leidenden Zustande indessen unmöglich ist, so ordne ich an, daß er in seiner Wohnung unter polizeilicher Aufsicht verbleibt. Ich habe nunmehr nur noch eine Frage an Sie zu stellen, Fehlbeck, deren Protokollirung unnöthig, da nicht meine richterliche Pflicht, sondern mein rein menschliches Interesse an der ganzen Angelegenheit sie diktirt: haben Sie eine Ahnung von dem Inhalt jenes als Testament bezeichneten Schriftstückes, das in der bewußten Vase niedergelegt worden war?“

Der Kranke horchte auf. „Wie sollte ich das? Ich kenne nur die diesbezüglichen Angaben Mannungen's in jenem letzten Briefe an den Professor Boysen.“

„Nun denn, Fehlbeck, Sie besitzen zwar ein scharfes Auge und verstehen folgerichtig zu kombiniren, aber dennoch waren Sie mit Blindheit geschlagen, als sie mit einem besonderen Eklat Ihr Verbrechen zu Ende führen wollten. Sie haben die letzten Zeilen Mannungen's an Boysen falsch aufgefaßt, haben für ehrliche Wahrheit gehalten, was dieser verbitterte, halb irre Menschenfeind in ätzender Ironie niedergeschrieben hat. Auch das sogenannte Testament Mannungen's, auf das Sie so große Hoffnungen setzten, ist nichts als das Produkt einer sarkastischen Laune. Es ernennt keineswegs den Professor Boysen zum Erben der

Besitzthümer Mannungen's, sondern nur zum Erben der ‚größten' Reichthümer desselben. Als solche sind aber im Speziellen angeführt: die hinterlassenen, zum Theil unvollendeten wissenschaftlichen Manuscripte des ehemaligen Herrn von Siegeneck." —

Als der Untersuchungsrichter einige Minuten später das Haus verließ und auf die Straße trat, kam ihm eilenden Schrittes ein tief verschleiertes junges Mädchen entgegen, das ihn bereits erwartet zu haben schien.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr," sagte sie mit zitternder Stimme; „durch Zufall erfuhr ich, daß Sie einer jener Beamten sind, die dem Verhöre des Inspektors Fehlbeck beigewohnt haben. Darf ich die Frage an Sie richten, ob dieses Verhör die Schuldlosigkeit des Angeklagten Wild erwiesen hat? Es ist nicht Neugier, die aus mir spricht, es ist —"

Ein leises Schluchzen erstickte ihre Stimme. Der Richter warf einen halb forschenden, halb mitleidigen Blick auf das Mädchen und entgegnete dann: „Ich bin auf dem Wege zum Präsidenten, um die augenblickliche Freilassung Wild's zu bewirken."

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber er mußte der Fragestellenden zu Hilfe springen, die bei seiner Antwort umzusinken drohte.

9.

Das großstädtische Publikum, welches mit Spannung der weiteren Entwickelung des Drama's entgegensah, erlebte eine arge Enttäuschung. Die Zeitungen brachten eines

Morgens die kurze, aber überraschende Notiz, daß der Angeklagte Wild aus der Untersuchungshaft entlassen worden sei, da sich seine Unschuld an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen herausgestellt habe. Die Journale ergingen sich auch des Langen und Breiten über Vorfälle besonderer Art, die dieser plötzlichen Entlassung des Angeklagten zu Grunde gelegen haben sollten, da die wirklichen Thatsachen auf besonderen Wunsch Wild's aber geheim gehalten wurden, so bewegten sich jene Mittheilungen in der Form von Vermuthungen.

In engeren Kreisen, vor Allem aber bei jenen Vertretern der Jurisprudenz, die in dem Wild'schen Prozesse beschäftigt gewesen waren, erregte die ungewöhnliche und schnelle Beendigung der ganzen Angelegenheit ein hochgehendes Interesse. Man war allgemein der Ansicht, daß die Lage Wild's eine verzweiflungsvolle gewesen wäre, wenn die Intrigue Fehlbeck's sich so entwickelt hätte, wie dieser gehofft und wie es thatsächlich leicht hätte möglich sein können. Für Diejenigen, die mit Mannungen näher bekannt gewesen waren, also speziell für Fritz selbst und für den Professor Boysen, hätte die endgiltige Lösung der Tragödie aber auch ein psychologisches Interesse haben müssen, wenn Beide zu dieser Zeit und unter den obwaltenden Verhältnissen derartigen Einwirkungen zugänglich gewesen wären. Daß Mannungen bei Abfassung der letzten verhängnißvollen Schriftstücke nicht mehr völlig Herr seiner Geisteskräfte gewesen, war zweifellos; andererseits aber gaben der scharfe Sarkasmus und die spottende Ironie, die aus seinem „letzten Willen" sprachen, Zeugniß von

einem merkwürdig hellen Blick in Bezug auf Menschenbeurtheilung. Jenes „Testament“, das sich in der Vase der Cäcilia Metella gefunden, begann nämlich folgendermaßen:

„Mein ‚Testament‘ ist eigentlich kein Testament, denn ich habe in letzter Stunde mich davon überzeugt, daß es unnöthig ist, ein solches zu entwerfen. Mein ‚Testament‘ ist also nichts als eine Erläuterung dafür, daß ich auf ein wirkliches Testament verzichtet habe. Ich gestehe ein, daß ich bis vor ganz Kurzem geschwankt, ob ich mein Vermögen dem Sohne meiner Schwester, meinem nächsten Erben, dem es nach dem Gesetze zufällt, lassen oder es meinem Vetter Boysen vermachen solle. Nach reiflichem Nachdenken bin ich indessen zu folgendem Schlusse gekommen: Mein Neffe und mein Vetter sind ihrer Veranlagung und ihren Charakteren nach entschiedene Gegensätze. Fritz ist ein leichtsinniger Thunichtgut mit bravem Gemüth, Boysen ein gelehrter, pedantischer Egoist; der Erstere neigt zur Verschwendung, Letzterer zum Geiz. Fritz ist jung und aus ihm kann, da ihn die Natur mit guten Gaben ausgestattet, noch immer etwas werden; Boysen ist ein alter Mann, der bei seiner einseitigen Gelehrsamkeit — gleich mir — nie von der Stelle rücken wird. Meinen Vetter Boysen würde ein großer Besitz wohl noch egoistischer werden lassen, die Schattenseiten seines Charakters noch mehr entwickeln. Er sei mir nicht böse ob dieser Worte; ich schätze seine Kenntnisse, aber ich habe erfahren gelernt, daß sein Geist größer ist als sein Herz. Einem Gelehrten ziemt außerdem Reichthum nicht — mich hat der meinige nicht

glücklich gemacht! Meine größten Reichthümer waren meine papierenen Schätze, meine Manuscripte — sie allesammt vermache ich Boysen mit der Bitte um Ergänzung und Vollendung. Ich bin überzeugt, mein guter Vetter wird glücklich sein über dies Erbtheil; er nahm ja stets einen so großen Antheil an meinen Arbeiten." —

Vierzehn Tage nach seinem Geständniß starb Fehlbeck, ein reuiger Sünder. Die Kopfverletzung, die ihm das Erzband der Vase zugefügt, wäre an sich nicht lebensgefährlich gewesen, die Gehirnentzündung, die hinzu trat, führte das Ende herbei.

— — — — — — — — — — — —

Ein Jahr ist verflossen. Auf Siegeneck lebt ein glückliches junges Paar, Fritz und Julie, die vor einigen Monaten erst von der Hochzeitsreise zurückgekehrt und von den Dorfleuten, den Tagelöhnern und Gutsbeamten mit Jubel begrüßt worden sind. Sie sitzen jetzt eng an einander geschmiegt im Herrenzimmer vor dem knisternden Feuer des Kamins, das mit seinen rothen Lichtern kosend über die jugendlichen Gesichter huscht. Weiter hinten im Gemache, in einem hochlehnigen Armstuhl ruht eine dritte Gestalt. Der „Herr Professor" heißt der Alte in der Leute Mund.

Der Herr Professor ist lange krank gewesen, schwer krank, und auch jetzt hat er die frühere Rüstigkeit nicht so recht wieder erlangt, aber unter der sorgsamen Pflege seiner Kinder hofft er doch noch manch' Jährchen erleben zu können, wenn auch seine hagere Gestalt immer gebückt bleiben wird, und wenn auch das friedfertige Glück seiner

Umgebung die Falten auf der hohen Stirne und das glänzende Weiß der Haare nicht fortzuzaubern vermag. Hin und wieder erhält der Professor gelehrten Besuch aus der Residenz, und Alle, die ihn früher gekannt, wundern sich darüber, wie sanft, geduldig, liebenswürdig und zuvorkommend der alte Herr geworden ist.

Siegeneck blüht unter der tüchtigen Verwaltung seines jungen Gebieters immer mehr empor. Obwohl aber die Administration des Gutes eine strenge und scharf geregelte ist, hängen die Beamten und Arbeiter — und es gibt deren eine stattliche Zahl auf Siegeneck — doch mit großer Liebe an ihrem Herrn, Keiner freilich so treu, wie die Schließerin des Herrenhauses. Es ist dies die Frau des früheren Inspektors Fehlbeck, die Fritz nach dem Tode ihres Mannes zu sich genommen hat, und die dieses Liebeswerk durch eine wahrhaft rührende Dankbarkeit vergilt. Keines ihrer Gebete schließt ohne einen heißen und inbrünstigen Segenswunsch für ihren Herrn und ihre Gebieterin. Die Beiden verdienen auch, glücklich zu sein!

Antoinette des Houlières.

Ein Frauenbild

von

Florian Greif.

(Nachdruck verboten.)

In der belgischen Provinz Brabant, zehn Kilometer von Brüssel, erhebt sich inmitten der gleichnamigen Stadt das alte Schloß Vilvorde, welches schon seit Jahrhunderten als Gefängniß (gegenwärtig als Militär-Strafanstalt für das Königreich Belgien) benützt wird.

In einem der hohen Thürme desselben saß im Jahre 1657 eine junge schöne Frau und blickte mit thränenfeuchten Augen durch das kleine vergitterte Fenster ihrer Zelle auf die Wipfel der Bäume, welche den alten düsteren Bau umgaben. Die ganze Erscheinung der Gefangenen, ihr aristokratisch feines Gesicht, ihre Haltung, ihre reiche Kleidung ließen erkennen, daß sie der vornehmen Gesellschaft angehörte. Aus ihren Zügen, die der Schmerz nur um so anziehender machte, sprach eine große Seele und ein edler Charakter, und auch ein in ihr Schicksal nicht eingeweihter Beobachter mußte den Eindruck gewinnen, daß er hier nicht eine schuldbewußte Verbrecherin, sondern ein Opfer des Unglücks und der Gewalt vor sich habe.

Die Bedauernswerthe war Antoinette des Houlières, eine Tochter Duligier de Lagarde's, der am französischen Hofe angestellt war, seit fünf Jahren die Gattin Guillaume des Houlière's, eines französischen Edelmanns, der sich in den damaligen Unruhen der Fronde dem Prinzen v. Condé angeschlossen hatte. Eine Zeit lang waren die Frondeurs siegreich gewesen, der Hof mußte Paris verlassen, der Minister Mazarin, die Hauptursache der Unzufriedenheit, wurde entfernt und der Prinz v. Condé, der Führer der Opposition, gewann die Oberhand; aber bald trat eine Wendung ein, Condé wurde durch Turenne besiegt, Paris durch eine Amnestie beschwichtigt, Mazarin kehrte zurück, und die ganze Bewegung verlief im Sande. Trotz der erlassenen Amnestie wurden dann die Anhänger Condé's aus Paris verbannt, und der Prinz mußte seine Zuflucht in den spanischen Niederlanden suchen, wo er den Titel eines Generalissimus erhielt.

Unter den Parteigenossen, welche ebenfalls aus Frankreich verwiesen wurden und dem Prinzen nach den Niederlanden folgten, befand sich auch des Houlières, welcher bis dahin Oberst in der königlichen Armee gewesen war, und mit ihm dessen Gattin Antoinette.

Nach der Einnahme von Rocroy durch den König von Spanien erhielt des Houlières das Kommando über diese Festung, eine Stellung, die zwar nicht gerade glänzend genannt werden konnte, indeß ihren Inhaber doch der dringendsten Lebenssorgen überhob. Allein bei der Unordnung der damaligen Verhältnisse geschah es, daß der Kommandant von Rocroy wiederholt die ihm zustehenden

Einkünfte nicht ausgezahlt erhielt, was ihn um so mehr in Verlegenheit setzte, als ihm seine Güter in Frankreich weggenommen worden und er deshalb auf diese Gelder angewiesen war. Da alle brieflichen Erinnerungen ohne Erfolg blieben, so entschloß sich Antoinette endlich, persönlich nach Brüssel zu gehen, um den Rückstand einzufordern.

Ihr Erscheinen am Hofe des Statthalters der Niederlande erregte ein Aufsehen, von dem sich die bescheidene Frau wohl kaum etwas hatte träumen lassen. Angezogen von ihrer Schönheit und ihrem Geist, versammelten sich die hervorragendsten Persönlichkeiten des Hofes um sie, so daß sie bald als der Mittelpunkt der glänzendsten Gesellschaften erschien. Der Prinz selbst war entzückt von der jungen Frau, begegnete ihr auf das Zuvorkommendste, erwies ihr die ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten und veranstaltete ihr zu Ehren wiederholt besondere Festlichkeiten. Die taktvolle Art, wie sie sich diesen außerordentlichen Huldigungen gegenüber verhielt, wie sie ihre ganze Liebenswürdigkeit zu entfalten wußte, ohne sich auch nur das Geringste zu vergeben, wie sie alle Klippen sorgsam zu vermeiden, alle Annäherungen in den Grenzen der Schicklichkeit zu halten verstand, erwarb ihr die Bewunderung Aller, welche Zeugen ihrer Triumphe waren.

Antoinette hatte eine beinahe gelehrt zu nennende Erziehung genossen, sie verstand Lateinisch, Italienisch und Spanisch, trieb mit Vorliebe philosophische Studien und war mit einem ausgesprochenen poetischen Talent begabt, das die anmuthigsten Blüthen trieb. Ihre Gedichte, welche abschriftlich in Freundeskreisen von Hand zu Hand gingen,

sind von ungemeiner Zartheit der Empfindung und von großer Gewandtheit in der Form. Kurz, sie konnte ein „Schöngeist" im vollsten und edelsten Sinne des Wortes genannt werden, und ihre Zeitgenossen erkannten dies an, indem sie ihr den Beinamen „die französische Kalliope" *) gaben. Was diese reiche Begabung aber doppelt werthvoll machte, das war der Umstand, daß ihre Weiblichkeit nichts dabei einbüßte, daß sie nie damit zu prunken suchte, nie sich in den Vordergrund drängte und die Pflichten der Frau keineswegs darüber vernachlässigte.

Das zeigte sich auch hier in glänzender Weise. All' diese rauschenden Lustbarkeiten, die man ihr zu Ehren am Hofe veranstaltete, all' die Zerstreuungen, denen sie ausgesetzt war, alle die Huldigungen, die ihr entgegen gebracht wurden, ließen sie doch nicht einen Augenblick vergessen, zu welchem Zwecke sie eigentlich nach Brüssel gekommen war. Ihr Gemahl war durch das Ausbleiben seines Soldes in eine sehr üble Lage versetzt, ein längerer Verzug dieser Rückstände mußte die unangenehmsten Verlegenheiten nach sich ziehen.

So lange Antoinette daher dieses Anliegen nicht zur Zufriedenheit geordnet sah, konnte sie an den Vergnügungen nur mit halbem Herzen Theil nehmen. Sie hatte deswegen gleich nach ihrer Ankunft Schritte gethan und erwartete täglich Bescheid; aber ein Tag nach dem anderen verging, ohne daß ihr ein solcher zu theil wurde. Ihren

*) Kalliope, d. h. die Schönstimmige, hieß bei den Griechen die Göttin des epischen Gesanges, eine der Musen.

Stolz überwindend, wurde sie endlich dringlicher, ja sie wies alle Einladungen zurück und beschloß, sich nicht eher wieder in einer Gesellschaft sehen zu lassen, als bis man ihre berechtigten Ansprüche befriedigt haben würde. Allein auch dies ohne Erfolg. Die Beamten der Statthalterschaft verwiesen Madame des Houlières von Einem zum Anderen. Dieser schob die Sache Jenem zu und Keiner wollte ermächtigt sein, die verlangte Zahlung zu leisten.

Voll gerechten Unmuths über diese Behandlung glaubte Antoinette endlich, den Statthalter selbst um Beistand anrufen zu sollen. Und hier stehen wir an dem Punkte, der nicht völlig aufgeklärt ist. Ließ sich die sonst so kluge und besonnene Frau wirklich in ihrer Mißstimmung dazu hinreißen, vor dem höchsten Machthaber am Hofe einige Bemerkungen fallen zu lassen, die als unehrerbietig oder gar als Majestätsbeleidigung aufgefaßt werden konnten, wie dies von einigen Chronisten behauptet wird, oder waren insgeheim andere Beweggründe im Spiele und man benutzte das entschiedene Auftreten der Bittstellerin nur als Vorwand, um sich ihrer zu bemächtigen und eine Gewaltmaßregel über sie zu verhängen? Niemand vermag heute auf diese Fragen eine bestimmte Antwort zu geben. Nur die Thatsache steht fest, daß die Gattin des Kommandanten von Rocroy, welche noch kurz vorher wie ein leuchtendes Gestirn am Hofe bewundert und wie eine Königin mit Huldigungen überschüttet worden war, mit einem Male ihrer Freiheit beraubt und wie eine Verbrecherin in Gefangenschaft gesetzt wurde.

So finden wir sie eingeschlossen in einer kalten, feuchten

Zelle des Schlosses Vilvorde, abgeschnitten von ihrer Familie, ihren Freunden und Verehrern, preisgegeben der rohen Behandlung des Gefängnißwärters. Alle Versuche, das anscheinende Mißverständniß aufzuklären, diesem unverdienten Loose ein Ende zu bereiten oder doch wenigstens die Härte ihrer Gefangenschaft milder zu gestalten, blieben fruchtlos. Der Kerkermeister, ein Mensch ohne alles Gefühl, setzte ihren Bitten und Beschwörungen nur ein kaltes Achselzucken entgegen und erklärte, daß er nichts gewähren dürfe, wozu ihm nicht ausdrückliche Erlaubniß gegeben sei. Selbst die Mittel zu einer angemessenen Beschäftigung entzog man der armen Frau und gestattete ihr weder an ihren Gemahl, noch an den Statthalter zu schreiben. So verging Woche auf Woche, Monat auf Monat. Wahrlich, es bedurfte der ganzen Stärke einer großen Seele, wie sie Antoinette eigen war, um in solchem Ungemach nicht zu verzagen.

Acht volle Monate hatte die Unglückliche bereits in ihrem Gefängnisse geschmachtet. Eines Nachts lag sie schlaflos auf ihrem harten Strohlager und lauschte dem Pfeifen des Windes, der mit seiner traurigen Melodie um die Thürme des alten Schlosses heulte. Ein Schauer überlief ihren Körper, indem sie sich ihre trostlose Lage vor Augen hielt und an ihren Gatten, an ihre Kinder dachte. Waren sie unterrichtet über ihr Schicksal und wußten sie um ihren schrecklichen Aufenthalt, oder verbarg man ihnen die Wahrheit und suchte sie in der Irre zu führen?

Antoinette vermochte sich keine Antwort auf diese Fragen zu geben, die Tag und Nacht ihr Inneres durchwühlten,

und diese Ungewißheit war die schwerste Last, die ihr das Herz bedrückte.

Da erklingt es plötzlich von fernher wie Rossegetrabe, verworrene Stimmen werden laut und im Hofe drunten lassen sich eilige Schritte hören. Entzwei gerissen ist der düstere Gedankenfaden, den die arme Gefangene in ihrer Einsamkeit noch soeben gesponnen; ihre ganze Aufmerksamkeit ist auf die räthselhaften Vorgänge draußen gerichtet, und voll Neugier lauscht ihr Ohr dem Durcheinander der Stimmen. Ist es Täuschung, ist es ein Spiel ihrer gemarterten Nerven, was sie da hört? Es dringen Laute herauf, die sie kennt, süße, liebe, lang entbehrte Laute, die sie wie ein Ruf aus himmlischen Sphären berühren. Nein, es ist kein Wahn, es ist seine Stimme, die Stimme des geliebten Gatten! Und jetzt vernimmt sie deutlich, wie aus seinem Munde der Befehl durch die Pforte schallt: „Aufgemacht im Namen meines Herrn, des Gouverneurs der Niederlande!“

Einige Augenblicke noch und die Zugbrücke rasselt hernieder, das Thor knarrt in den Angeln und im Vorhofe werden auf's Neue schwere Schritte vernehmbar. Diese nähern sich dem Flügel des Schlosses, in welchem die Gefangene untergebracht ist.

Antoinette ist längst von ihrem Lager aufgesprungen, alle ihre Pulse klopfen wie im Fieber. Die Schritte kommen näher und näher, schon tönen sie die Thurmtreppe herauf, ein paar gebieterische Worte an den Schließer noch, und die Riegel vor der Thüre werden zurückgeschoben, der schwere Schlüssel dreht sich im Schlosse, und im nächsten Moment

hält des Houlières seine vor Freuden bebende Gemahlin in den Armen.

Doch jetzt ist keine Zeit zu verlieren; jede Minute droht Gefahr. Mit wenigen hastigen Worten verständigt der Angekommene seine Gattin von der Lage der Dinge. Sein Eindringen in die Festung ist nur ein Werk der List und Ueberrumpelung, seine Berufung auf den Befehl des Gouverneurs ein Vorwand. Es gilt zu fliehen, schleunigst zu fliehen, ehe die Mannschaft des Schlosses zur Besinnung kommt. Obwohl nur mit den nothdürftigsten Kleidern versehen, will Antoinette eiligst am Arme ihres Mannes den Ort ihrer Qualen verlassen und wendet sich der Thüre zu. Aber hier stellt sich ihnen schon ein Hinderniß entgegen. Es ist der Kerkermeister, der Verdacht schöpft und Schwierigkeiten machen will.

Des Houlières läßt sich jedoch nicht beirren. Mit Absicht ist er in voller Uniform und mit allen Ehrenzeichen seines Ranges erschienen. Er deutet auf diese Insignien der Würde und gebietet dem Manne Schweigen. Als dieser aber noch immer Einwände macht, erfaßt er ihn mit kräftiger Hand, stößt ihn durch die offene Thüre in die Zelle und verschließt dieselbe. Darauf wirft er der Gattin seinen Mantel um und schreitet mit ihr weiter dem Thore zu. Hier und da zeigt sich noch ein Wachthabender, aber Niemand wagt dem hohen Offizier in den Weg zu treten. Die Schildwachen im Vorhof unterbrechen bei seinem Anblick ihren Auf- und Niedergang und präsentiren ehrerbietig das Gewehr.

So gelangt er unangefochten bis zur äußersten Pforte,

wo eine Schaar Bewaffneter, die er mitgebracht, seiner wartet. Draußen stehen Pferde bereit, um auf's Schnellste die Flüchtigen von dannen zu tragen. Antoinette, eine geübte Reiterin, wird in den Sattel gehoben und im nächsten Moment sprengt sie an der Seite ihres Gatten in Begleitung der übrigen Waffengefährten davon.

Groß war die Entrüstung des Gouverneurs, als er einige Stunden nachher den kühnen Handstreich erfuhr. Natürlich verfehlte er nicht, auf der Stelle eine Anzahl Berittener zur Verfolgung der Flüchtlinge auszusenden. In gestrecktem Galop jagten diese den Entronnenen nach, allein vergebens; jene hatten bereits einen zu großen Vorsprung gewonnen und waren glücklich über die französische Grenze, ehe man ihnen nahe kam. Unverrichteter Dinge mußten die Verfolger nach der Festung zurückkehren, während des Houlières mit seiner Gemahlin ungehindert seinen Weg weiter fortsetzte und nach einigen Tagen wohlbehalten in Paris ankam, wo er das gewünschte Asyl fand.

Der in der Zwischenzeit eingetretene Umschwung in den politischen Verhältnissen Frankreichs hatte den ehemaligen Anhängern der Fronde eine Amnestie gebracht, die es auch des Houlières ermöglichte, in seinem Vaterlande wieder offen zu erscheinen. Die Kunde von seinem glücklich überstandenen Abenteuer verbreitete sich rasch und lenkte ihm wie seiner Gemahlin das allgemeine Interesse am Hofe zu. Der König selbst zeigte die lebhafteste Theilnahme, empfing das Paar in einer Audienz, hieß den ehemaligen Offizier seiner Armee willkommen und sprach ihm über die neueste Probe seines Muthes die vollste Anerkennung aus.

Bald darauf wurde des Houlières in seine frühere Stelle wieder eingesetzt und rückte in Kurzem zu immer größeren Würden auf. Infolge der Konfiskation seiner Güter, des langen Aufenthaltes in fremdem Lande und des Ausbleibens seiner Besoldung daselbst waren freilich seine Vermögensverhältnisse so zerrüttet, daß er Alles, was er jetzt auf Befehl des Königs zurück erhielt, seinen Gläubigern überlassen mußte. Der bloße Ertrag seiner militärischen Stellung reichte nicht aus, um die Familie standesgemäß zu erhalten, und so würde die Bedrängniß nicht ausgeblieben sein, wenn nicht Antoinette ihre reichen Gaben nutzbar gemacht hätte. Um den Mangel von ihrem Hause abzuwenden, arbeitete sie vom Morgen bis zum späten Abend, ja oft noch die Nacht hindurch und erwarb mit schriftstellerischen Produkten, sowie mit Unterricht und wissenschaftlichen Vorträgen einen erheblichen Theil dessen, was sie mit den Ihrigen zu ihrem Unterhalte bedurfte. Ihr Familienkreis war nicht klein. Drei Töchter und einen Sohn hatte sie ihrem Gatten geboren, diese wollten ernährt und erzogen sein, eine Aufgabe, die großentheils schon deshalb auf ihr allein lag, weil der Gatte durch seinen Beruf vielfach und oft für lange Zeit dem Hause ferngehalten wurde.

Auch an äußeren Zeichen der Achtung und Anerkennung mangelte es dieser seltenen Frau nicht. Die hervorragendsten Männer und Frauen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft suchten ihren Umgang; so war sie besonders befreundet mit den beiden als Dichter hoch gefeierten Brüdern Pierre und Thomas Corneille, dem Schriftsteller La-

rochefoucauld, dem berühmten Kanzelredner Flechier, dem damals viel gefeierten Operndichter Quinault, ferner mit der durch ihre hinterlassenen Briefe bekannten geistvollen Marquise Marie de Sévigné, der ausgezeichneten Romanschriftstellerin Gräfin v. Lafayette u. a. m. Ueberdies wurde Madame des Houlières auch von vielen gelehrten Gesellschaften in und außerhalb Frankreichs zum Ehrenmitgliede ernannt und mit Diplomen bedacht.

Um ein möglichst vollständiges Bild von unserer „französischen Kalliope" zu geben, wollen wir auch nicht unerwähnt lassen, daß Antoinette nicht nur durch ihre geistvolle Gabe der Unterhaltung, ihre graziöse Art zu tanzen, und ihre Gewandtheit zu Pferde allgemeine Bewunderung erregte, sondern auch als flotte und ausdauernde Fußgängerin sich auszeichnete und in Zeiten, wo sie der Erholung bedurfte, große Wanderungen durch schöne Gegenden unternahm. So durchstreifte sie im Frühling 1672 als Touristin in Begleitung ihres Sohnes und einiger Freunde und Freundinnen die ganze ehemalige Provinz Dauphiné, die Ufer des Lignon mit seinen malerischen Gebirgsthälern, die Gegend von Vaucluse und einen Theil der Alpen. Sechs bis acht Stunden zu Fuße bergauf und bergab legte sie ohne große Anstrengung zurück, und Niemand hatte ein empfänglicheres Herz für die Schönheiten der Natur, als Madame des Houlières.

Indeß war ihre Gesundheit namentlich in den vorgerückteren Jahren durchaus nicht so felsenfest, wie es nach ihrem Auftreten hätte scheinen können. Ein bedenkliches Brustübel, das aller ärztlichen Behandlung spottete, griff

immer weiter um sich und bereitete ihr oft qualvolle Tage. Trotz aller Anstrengungen der Aerzte artete das Uebel schließlich in einen Brustkrebs aus, der ihrem Leben am 17. Februar 1694 ein Ziel setzte.

Doch hatte der Tod für die geistesstarke Frau keine Schrecken. Ein Lied, das sie kurz vor ihrem Ende noch gedichtet, möge dies bezeugen; es heißt darin:

Kein Menschenkind den Tod noch kennt,
Wenn es ihn Ueberraschung nennt,
Mit ihm geboren wird der Tod,
Mit ihm durch's Leben geht der Tod,
Er stirbt schon lange, eh' er stirbt,
Unmerklich so der Mensch verdirbt.
Die letzte Stunde nennt Ihr Tod,
Die uns doch nur Vollendung bot!

Kein Geringerer als Friedrich der Große hat es unternommen, eine Auswahl der Gedichte Antoinette's herauszugeben. Dieselbe erschien in Berlin 1777 und erregte überall großes Aufsehen.

Die Hochschule der Muselmänner.

Eine Skizze aus dem Orient.

Von

Richard Fritsche.

Mit dem raschen Anwachsen der arabischen Macht, mit den ungeheueren Reichthümern, welche die siegreichen Feldherren des Islam auf den Schlachtfeldern erbeuteten, mit der Gründung neuer Städte, mit der Belebung der Karawanenstraßen, mit dem Erwachen des Handels erblühten auch die Wissenschaft und Literatur in diesem Reiche.

Kufa am Euphrat, die neue Residenz des Khalifen Omar (592 bis 644), wurde in so hohem Maße der Sitz derselben, daß die kufische Schrift drei Jahrhunderte lang in allen Ländern des Islam Eingang fand, und es bis heute eine Menge Inschriften in kufischen Lettern gibt. Damaskus, Mekka, Bagdad, Bassora, Aleppo, Ispahan, Cordova, Toledo, Sevilla, Granada, Stambul, Konieh waren später zeitweilig durch die Akademien berühmt, die daselbst erstanden.

Vornehmlich im 9. und 10. Jahrhundert, wo in Europa noch die Nacht der Unwissenheit über den christlichen Völkern lag, lebten im Morgenlande die Wissenschaften auf. Damals errichteten die Khalifen zu Kairo und

Bagdad die „Häuser der Weisheit", d. h. Bibliotheken, bei Bagdad und Damaskus erhoben sich Sternwarten und in ersterer Stadt gab es förmliche Wettkämpfe, in welcher arabische Ulemas, christliche Doktoren und jüdische Rabbiner als Vertheidiger von religiösen Lehrsätzen auftraten. Mancher weithin bekannte Lehrer hatte ein Auditorium von Tausenden von Schülern, die seinen Vorträgen lauschten. Wißbegierige Moslems reisten von Schule zu Schule, und so mancher Alim (Studirender) hörte einige hundert Meister, bis er selbst als solcher die Jugend um sich sammelte. Man übersetzte die philosophischen und medicinischen Werke der Griechen, sowie die indischen und persischen Thierfabeln in's Arabische. Man leistete besonders in den empirischen Wissenschaften Bedeutendes. In der Algebra, Chemie, Astronomie und Medicin wurden die Araber die Lehrer des Occidents, viele bis heute in den Naturwissenschaften bei uns gebräuchliche Namen stammen von ihnen, das ungeheuere, vom Himalaya bis zu den Säulen des Herkules sich ausdehnende Reich forderte zum Studium der Geschichte seiner Völker und zur Erforschung der Produkte des Bodens auf, die Dichtkunst brachte die zartesten Blüthen der Mystik und die gewaltigsten Heldenlieder hervor, und die Theologie und die im Islam mit ihr verbundene Jurisprudenz lieferte Werke, die von staunenswerther Gelehrsamkeit Zeugniß ablegen.

Doch die Blüthe der arabischen Literatur und Wissenschaft sank schnell dahin. Den Wendepunkt bilden die Kreuzzüge. Sie riefen in den Moslemin, deren Weltreich damals schon in viele kleine Staaten zersplittert war, was

den Kreuzfahrern den Sieg über das Morgenland ermöglichte, den glühendsten Haß gegen Alles hervor, was aus dem Abendlande kam; an die Stelle der Toleranz und humanen Gesinnung mancher Meister gegen die occidentalischen Völker, auf deren Kultur die der Araber sich auferbaut hatte, trat wilder Fanatismus, und die zweihundert Jahre hindurch dauernden Kriege in Kleinasien, Syrien, Egypten und Nordafrika erstickten jeden Trieb nach Bildung und Veredlung der Gesittung. Später vernichteten die wilden Mongolenhorden Dschengischan's und Timur's den letzten Rest geistigen Strebens in den Ländern des Islam, nur in Spanien blühten noch die Schulen von Cordova, Sevilla und Granada bis zum Ende der mohammedanischen Herrschaft in diesem Lande.

Zu derselben Zeit, wo in Europa das geistige Leben einen mächtigen Aufschwung nahm, stiegen die Araber von der Höhe der Bildung, die sie erklommen hatten, wieder herab, und der Orient mußte sich bald eingestehen, daß die Kultur, deren Wiege im Osten stand, nach Westen gezogen sei.

Sehen wir uns nun heute nach den einst in den verschiedenen Theilen des Reiches blühenden Akademien der Araber um, so stoßen wir nur noch auf eine einzige Hochschule, die jedoch in der ganzen arabischen Welt, von Indien und Java bis nach Westafrika, sich des größten Rufes erfreut und weit stärker besucht ist, als irgend eine Universität in Europa: es ist el-Azhar in Kairo. Diese Studentenmoschee ist so alt als Neu-Kairo selbst. Dschohar, der Feldherr des Khalifen Moez-Eddin, der Eroberer von

Alt-Kairo, hat sie 969 n. Chr. aufgebaut. Die Fatimiden verlegten bald darauf den Sitz der Regierung von Tunis nach Kairo und vielleicht steht der Name von el-Azhar, das ist „die Blühende", welcher auch der Beiname von Fatime war, zur Tochter des Propheten, nach der jene Dynastie sich nannte, in Beziehung.

Das Gebäude ist in der einfachen Weise der alten Moschee aufgeführt und war ursprünglich nur ein weiter, von Säulengängen eingeschlossener Hof. Die Moschee, die oftmals erneuert und umgebaut wurde, besonders nach dem großen Erdbeben im Jahre 1302, wo ein Theil von el-Azhar einstürzte, ist heute ein unregelmäßiges Fünfeck, dessen Grundfläche 6000 Quadratmeter und dessen längste Seite 110 Meter beträgt. Der Mittelpunkt der Akademie ist der große Lehrsaal, den 380 Säulen stützen, und von dessen Decke an bronzenen Ketten 1200 Lampen herab hängen, die besonders, wenn die Mekkapilger im Ramadan, dem Fastenmonate, massenhaft in el-Azhar sich versammeln, die Hallen wunderschön erleuchten.

Doch weder die überladenen, aus der Zeit des Verfalls der maurischen Kunst stammenden Stalaktiten des Hauptthores, noch das schwerfällige Minaret im ersten Hofe, noch die Façade der Moschee, noch der zu niedrige Lehrsaal mit den Säulen verschiedener Ordnung, die von alten Tempeln aus der Zeit der Ptolemäer herrühren, können auf architektonische Schönheit Anspruch erheben. An den Lehrsaal grenzen die durch Lattenthore abgeschlossenen, geräumigen Riwaks, Gezelte, Hallen, in denen die Studenten der verschiedenen Nationalitäten wohnen. Wie an unseren mittel-

alterlichen Universitäten sind hier nämlich die Studirenden, welche Talib, d. h. Lernende, oder Mugawrin, d. h. von der Familie Entfernte heißen, nach Nationen eingetheilt. Der größte Riwak ist der der Oberegypter mit 1400 Talibs, der der Syrer zählt 1000 Talibs. Es folgen die Riwaks der Unteregypter und der der Provinz Fajum, der Riwak der Türken, der der Studirenden aus Kleinasien, Mesopotamien, Tebris, Kurdistan, Yemen, Mekka und Medina, aus Nubien und dem Sudan, aus Tunis, Fez und Marokko. Ja selbst aus Indien kommen einige Jünglinge nach el-Azhar gezogen. Im Ganzen besuchen mindestens 10,000 Studenten durchschnittlich die Moschee, nach dem russisch-osmanischen Kriege fiel die Zahl allerdings auf 9000, 1876 gab es aber sogar 11,095 Schüler und 325 Lehrer an el-Azhar.

Diese überaus große Menge von Studenten kann natürlich nicht durchaus in der Moschee selbst Aufnahme finden, die wohlhabenden wohnen in den angrenzenden Karawanseraien. Nach der weiten Reise aber kommen sehr viele aller Mittel baar in Kairo an und finden nun an ihrer alma mater gastliche Aufnahme. Sie brauchen hier nämlich nicht nur keine Kollegiengelder zu zahlen, sondern erhalten auch noch aus alten Stiftungen Kost und Logis umsonst. Die Kost besteht in täglichen Brod- und Reisrationen — so bekommen die Oberegypter täglich tausend Brodrationen — eine Matte im gemeinschaftlichen Schlafsaale ist das den Bedürfnissen der Studenten entsprechende Lager. Am großen Bairamfeste oder bei freudigen Ereignissen im Fürstenhause erhalten die Studirenden außer-

ordentliche Geschenke, und dann herrscht ausgelassene Freude in den Hallen von el-Azhar. So schickte der Exkhedive Ismail Pascha bei der Beschneidung eines Prinzen fünfhundert Hammel nach el-Azhar, die hier mit hellem Jubel in Empfang genommen wurden. Seit der Sequestration der Moscheegüter durch Mehemed Ali reichen die Stiftungen zur Erhaltung der Moschee nicht mehr aus, und der Khedive muß alljährlich ein bedeutendes Defizit mit Staatsgeldern decken.

Der oberste Schech der Moschee, oder wie wir sagen würden, der Rektor Magnifikus, ist eine der einflußreichsten Persönlichkeiten des Landes. Vor dem Einzuge der Franzosen in Kairo verhandelte z. B. Napoleon Bonaparte mit dem Schech von el-Azhar wegen Uebergabe der Stadt. Derselbe bezieht als jährlichen Gehalt vom Staate 30,000 Mark und bewohnt einen eigenen Palast. Die übrigen Professoren sind jedoch kärglich besoldet, erhalten durchschnittlich nur hundert Mark monatlich und einige von ihnen könnten gar nicht bestehen, wenn sie nicht von wohlhabenden Studenten kleine Geschenke bekämen und nebenbei als kirchliche Funktionäre an anderen Moscheen angestellt wären. Es gibt Professoren ersten, zweiten und dritten Ranges. Die Zahl der ersten Klasse, die einen etwas erhöhten Sitz in der Moschee einnehmen, ist auf zwei bis vier beschränkt, zu der zweiten und dritten Klasse — es sind fast dreihundert — gehören besonders die Lektoren und Repetitoren. Die Moschee hat auch ihre Pedelle, Küchenmeister, an zwanzig Barbiere und andere niedere Diener.

Die vier Wissenszweige, die heute an el-Azhar traktirt

werden, sind Grammatik, Syntax, Theologie und Jurisprudenz. Die beiden letzteren Disziplinen sind die Hauptgegenstände des Unterrichtes. Zur Theologie gehört vornehmlich die Ilm-et-Tauhitt, d. h. die Lehre von der Einheit Gottes und die Exegese des Koran (Teffir). Die Jurisprudenz, die Ilm-el-Fikh, ist auf dem Grunde des Koran aufgebaut und theilt sich in die Lehre vom kirchlichen, ehelichen und bürgerlichen Rechte, sowie in die Tradition (Hadith), d. h. die tausend Sentenzen, die der Prophet für alle möglichen streitigen Fälle des Lebens ausgesprochen haben soll, und die von Gewährsmann zu Gewährsmann überliefert worden sind. Buchari, Muslim, Tirmidi, Ibn-Mageh, Nesai haben sich im Sammeln von Traditionen am meisten hervorgethan; Buchari's Werk enthält gar 7275 Ueberlieferungen. In früherer Zeit wurden auch Poesie, Logik, Mathematik und Astronomie an el-Azhar gelehrt, doch sind diese Wissenszweige nun von hier fast verschwunden.

Der Lehrkursus beginnt gewöhnlich mit der Grammatik, da auswärtige Schüler, besonders die Türken, des Literär-Arabischen zu wenig mächtig sind, als daß sie nicht zuerst mit der Sprache selbst bekannt gemacht werden müßten. Daran reiht sich die Behandlung der Syntax und hierauf die theologisch-juridischen Studien. Der einzige Zweck des Unterrichtes ist, Theologen und Rechtsgelehrte heran zu bilden. Um aber ein Fiki (Lehrer), Imam (Vorbeter), Khatib (Prediger) oder Kadi (Richter) zu werden, dazu bedarf es nur der gründlichen Kenntniß des Koran und der Sunna oder Ueberlieferung. Denn der Koran, so sagen

die mohammedanischen Theologen, enthält die Summe aller Wahrheit in irdischen und himmlischen Dingen. Und zwar ist dieses Wissen ein für alle Zeiten bestimmtes, über das hinauszugehen oder von dem abzuweichen die ärgste Ketzerei wäre. Daher kann auch der talentvollste Kopf von el-Azhar nichts bahnbrechend Neues bringen, da er an Koran und Sunna stets gebunden bleibt.

Der größte Theologe ist derjenige, der die berühmtesten Kommentare des Koran, der beste Rechtsgelehrte der, der die meisten Traditionen kennt, und der beste Schüler ist derjenige, welcher mit dem vorzüglichsten Gedächtniß ausgerüstet, die Vorträge des Lehrers auswendig gelernt hat und hersagen kann. Darum steht auch die mechanisch-memorirende Methode hier in Blüthe. Manche Lehrbücher sind behufs leichterer Einprägung ihres Inhaltes in Knittelversen abgefaßt.

Im Allgemeinen fehlt eben dem heutigen akademischen Leben der Araber der frische, neugestaltende, originelle Geist; keine Schule wird mehr gestiftet, kein Gegenstand des Wissens vertieft, die Wissenschaft der Blüthezeit hat sich gleichsam versteinert, man schreitet in den ausgetretenen Geleisen der Vergangenheit einher und der Zustand der Stagnation, der dem Oriente überhaupt gegenwärtig eigen ist, tritt auch in el-Azhar vor Augen.

Lehrer und Schüler wetteifern darin, in kompilatorischer Weise ein eigenes Buch, jene nach den Werken der alten Meister, diese nach den Vorträgen zusammenzustellen, um so ihren Ruf in der mohammedanischen Welt zu begründen und ihr Fortkommen zu fördern.

Es ist dies eine überaus mühsame, langwierige Arbeit, die keinen schnellen Erfolg hat. Denn im Oriente gibt es nur in den Hauptstädten Druckereien, die aber fast niemals ein solches Buch durch den Druck verbreiten; in keiner Zeitung erscheint eine Kritik desselben, keine Akademie der Wissenschaften verkündet seinen Ruhm, kein schriftstellerischer Gewinn ist damit verbunden, überaus langsam und auf weiten Umwegen wird es durch Reisende bekannt gemacht, und doch streben Tausende darnach, daß ihr Name auf den Schulen des Islam genannt werde, um so auch leichter ein höheres Amt als Alim oder Kadi erreichen zu können.

Touristen dürfen nur, vom Kawaß (eingeborener Polizist) des Konsulates begleitet, el-Azhar besuchen und müssen am Hauptthore wie in anderen Moscheen Ueberschuhe anlegen. Beim Betreten von el-Azhar überrascht zunächst der den orientalischen Schulen eigenthümliche Lärm, den Lehrer und Schüler hier machen. Im großen Säulensaale sitzen Hunderte von Studenten mit verschränkten Beinen im Halbkreise zu fünfzehn bis zwanzig um den Lehrer, der sich an eine Säule lehnt. Vor diesem steht ein Pult, auf welchem das Buch liegt, aus dem er Satz für Satz vorliest und erklärt. Nur bei schwierigeren Stellen unterbricht er den Vortrag, den die Studenten meist laut nachsagen, und fragt etwa einen der schwächeren Schüler: „Hast Du verstanden?“ worauf dieser wohl antwortet: „Gott sei Dank, ich hab' es erfaßt.“

Die Collegien werden vom Morgen bis zum Sonnenuntergange gehalten. Ein Colleg dauert eine bis anderthalb Stunden. Der Unterricht beginnt mit dem Gebete

der Fatiha, dem ersten Kapitel des Koran, das bei den Moslems die Stelle des Vaterunsers einnimmt. Am Schlusse des Collegs sagt der Lehrer: „Bis hieher, und Allah wolle uns Einsicht verleihen.“ Darauf küssen die Studenten dem Lehrer die Hand und entfernen sich. Der Lehrer bleibt sitzen, bis Alle fort sind, dann zieht er die Schuhe an, die er neben sich gelegt hatte und geht nach Hause.

Am Freitage, dem mohammedanischen Feiertage, ist Predigt im Hauptsaale, wo die Jugend um den Khatib, der den Mimbar (die Kanzel) betritt, sich sammelt, um seinen stereotypen Worten zu lauschen.

Einen ergreifenden Eindruck macht der hohe und schöne Blindensaal, in dem wir etwa dreißig blinde Studenten um den blinden Lehrer versammelt fanden. Im Ganzen sind an dreihundert blinde Jünglinge in el-Azhar. Sie haben die gebeugte Haltung und das sanfte, ruhige Wesen aller Blinden. Der hier behandelte Gegenstand ist gewöhnlich Kopfrechnen, in dessen Uebung diese Unglücklichen Zerstreuung finden.

In den Zwischenstunden sitzen die Studenten plaudernd und lachend beisammen, oder ergehen sich lustwandelnd in den weiten Räumen. Einige stricken und nähen, andere lassen sich den Kopf rasiren, wieder andere lernen auswendig, indem sie sich auf den Hüften fortwährend hin und her wiegen. Manche schreiben auch mit großem Geschick und aller Sorgfalt die Vorträge in ein besonderes Reinheft ab oder kopiren seltene Bücher, woran sie mit rother Tinte Verzierungen anbringen. Die Moslemin haben ja immer auf die Schönschreibekunst besondere Pflege verwandt und

in der vicekoniglichen Bibliothek zu Kairo sind Koranexemplare zu sehen, deren Vignetten unsere Bewunderung erregen.

Hier ist ein Kreis dicker Türken, dort hagere Araber, da schwarz glänzende Neger. Scherbetverkäufer, Orangen-, Dattel- und Kuchenhändler treten nun in den Vorraum und setzen an bekannte Kunden manches Stück ab. Die ärmeren Studenten kaufen einen Brodfladen und eine Portion Bohnen in Oel, die wohlhabenderen sehen nach feineren Sachen aus. Sobald aber der Muezzin vom Minaret den Friedensgruß hinabruft, eilt Alles in den Hof zu den Cisternen, um hier die religiösen Waschungen vorzunehmen und dann, hinter dem Imam gereiht, die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten, wobei sie Allah preisend die Hände erheben und mit den Daumen die Ohrläppchen berühren, dann mit Ergebung in seinen Willen sie bis zu den Knieen sinken lassen, dann in tiefer Demuth sich niederwerfen und mit der Stirne den Boden berühren, dann auf die Fersen sich zurückwerfen, endlich sich erheben und nach rechts und links sich wenden, um sich den beiden Schutzengeln zu empfehlen.

Die Studenten bleiben zwei bis drei Jahre an el-Azhar, doch treibt sich auch manches „bemooste Haupt" auf der Hochschule herum. Bis 1872 schrieb der Lehrer dem Schüler vor Abgang desselben in das von Letzterem nachgeschriebene Buch, daß er des Inhaltes desselben nun mächtig sei und zu einem Amte in der Heimath sich eigne. Da aber mit solchen Licenzen viel Unfug geschah, müssen nun die Schüler nach dem Edikte des Vicekönigs vom 16. Februar 1872

am Schlusse ihrer Studien sich einer Prüfung unterziehen, deren Vorsitz sechs Ulemas (Theologen) aus den an el-Azhar vertretenen vier Hauptsekten des Islam führen.

So ist el-Azhar bei allem Mangel an originellen und schöpferisch wirkenden Talenten doch noch die einzige Hochschule des Islam, an welche die morgenländischen Völker, die sich zum Glauben des Propheten bekennen, von Indien bis nach Fez und Marokko ihre Söhne senden, aus der ihre Richter, Prediger und Lehrer hervorgehen und die seit tausend Jahren bis auf den heutigen Tag als Leuchte der Wissenschaft noch blüht, während alle anderen Hochschulen der Araber längst untergegangen sind.

Deutschland in Amerika.

Ein Blick auf die Geschichte der Einwanderung unserer Landsleute in den vereinigten Staaten.

Von

Max Voß.

Es ist eine nationale Bewegung des deutschen Volks, die neuerdings mit dem Erwerb von Kolonien in fremden Erdtheilen begonnen hat. Von Deutschlands Söhnen haben Millionen im Laufe der zwei letzten Jahrhunderte das Vaterland verlassen, um sich jenseit des Oceans eine neue Heimath zu gründen, aber immer unter Schutz und Hoheit

anderer Mächte, da es an deutschen Kolonien bisher vollständig fehlte.

Vor Allem war es Nordamerika, wohin sich die deutsche Auswanderung richtete und noch in kolossalem Umfange richtet, und ein geschichtlicher Rückblick auf die verschiedenen Phasen dieser Auswanderung und ihrer Wirkung in der neuen amerikanischen Heimath, auf die Zusammensetzung der dortigen Bevölkerung ist im höchsten Grade interessant.

Die erste deutsche Auswanderung von Bedeutung nach Nordamerika fand im Jahre 1683 statt. Was von Deutschen vorher dahin gekommen, blieb unter Holländern, Schweden und Engländern einzeln versprengt, und brachte es, außer einer pfälzischen Gemeinde bei New-York, nicht zu größeren Niederlassungen nationaler Genossen. Damals aber hatten eben die Quäker unter William Penn's Führung sich ihren Sektenstaat Pennsylvanien in der neuen Welt gegründet, und von ihren geworbenen Anhängern in Norddeutschland waren es zunächst dreizehn Krefelder Familien, die ihrem Ruf zur Uebersiedelung folgten. Sie ließen sich gemeinsam sechs Meilen von Philadelphia nieder und errichteten da die erste deutsche Stadt auf dem fremden Erdtheil: Germantown. Von Jahr zu Jahr folgten nun andere, meist rheinische Familien dahin nach, und schon 1691 erhielt Germantown städtische Gerechtsame, Bürgermeister, Stadtrath und Gerichtsbarkeit eigener Wahl, bewahrte auch über ein Jahrhundert lang seinen streng deutschen Charakter.

Im Jahre 1709 fand dann eine viel massenhaftere Zuströmung aus der Pfalz und aus Schwaben statt, die von der englischen Regierung veranlaßt war. An die

13,000 Deutsche lockte der Ruf, sich mit Unterstützung englischen Geldes in dem nordamerikanischen Lande anzusiedeln. Die Einen wurden nach Nordkarolina, die Anderen nach New-York eingeschifft. Vorzugsweise in Pennsylvanien siedelte sich das wohlhabendere Deutschthum an und machte dort aus den rauhen Waldungen mehr und mehr einen fruchtbaren Garten, so daß 1738 der englische Gouverneur dieser Provinz berichtete, sie sei seit einigen Jahren das Asyl der Auswanderer aus der Pfalz und anderer Theile Deutschlands; er glaube, es könne der Wahrheit gemäß behauptet werden, daß der jetzige blühende Zustand des Landes größtentheils dem Fleiße dieser Leute zu verdanken sei.

Pennsylvannien mit der Hauptstadt Philadelphia blieb während des ganzen vorigen Jahrhunderts vorzugsweise der Zielpunkt der deutschen Auswanderer. Im Jahre 1763 gab es daselbst bereits dreißig deutsche Gemeinden, die Zionsgemeinde in Philadelphia war die bedeutendste. Es entstanden dort die ersten deutschen Zeitungen jenseit des Oceans; treffliche Schulen, deutsch-englische, blühten auf, und Pennsylvanien erhob sich durch diese deutschen Ansiedelungen zur bedeutendsten Kulturprovinz des großen, damals theils englischen, theils französischen Koloniallandes von Nordamerika.

Neben Pennsylvanien kam auch die deutsche und deutsch-schweizerische Auswanderung nach der Provinz Karolina in Aufschwung. Graffenried und Michel, zwei Berner, erwarben dort große Landgebiete und schickten im Jahre 1710 auf zwei Schiffen 650 Pfälzer als erste Ansiedler dahin. Fort und fort folgten ihnen neue, besonders auch viele

Herrnhuter; im Jahre 1769 wurde Charleston gegründet, das sich bald nächst Baltimore zum wichtigsten Hafen an der südatlantischen Küste aufschwang, und andere solcher deutsch-schweizerischen Städtegründungen in Karolina wurden Purrysburg, Orangeburg und das heute Lexington genannte Sachsen-Gotha.

Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts kamen auch Deutsche nach Louisiana, jenem gelobten Lande des berüchtigten Finanzabenteurers John Law. Unter glänzenden Versprechungen wurden zweitausend Pfälzer hinüber gelockt. Die meisten davon gingen zu Grunde.

Vielleicht mit am frühesten kamen deutsche Auswanderer auch nach Virginien. Aber ein nachhaltiger Zuzug fand erst im vorigen Jahrhundert statt. Besonders viele Deutsche aus der Schweiz legten Ortschaften daselbst an. Vertriebene Salzburger wurden 1734 von England aus nach Georgia geführt und gründeten da die Kolonie Ebenezer am Savannah. Sie gedieh indeß nicht und wurde später mehrere Meilen weiter dem Meere zu verlegt. Lange blieben die Salzburger wie ihrem Glauben, so auch ihrer Muttersprache treu, bis sie sich nach und nach zerstreuten, und das Deutschthum, dem sonst auch hier sehr wenig neues Element aus der Heimath zufloß, in dieser Provinz so gut wie verloren ging. Kräftig erhielt es sich dagegen in Maryland mit der Hauptstadt Baltimore. Die ersten deutschen Ansiedler sammelten sich Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frederick-County, und ein amerikanischer Chronist schreibt, daß Luxus und Bequemlichkeiten ihnen fremd waren, sie ihre kleinen Farmen bestellten und sich mit

Wenigem begnügten. Ihren Gottesdienst hielten sie in der Sprache ihrer Väter, und die alten, in Pergament gebundenen Bibeln, die aus Deutschland stammten, wurden hoch in Ehren gehalten.

Schon 1748 ließ ein Deutscher in Baltimore Bier brauen. Ebenda erstanden zahlreiche deutsche Handelshäuser und Rhederfirmen, und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfolgte die Masseneinwanderung der Deutschen großentheils über diesen Seehafen in die westlichen Landgebiete.

Im heutigen Staate Ohio waren die ersten Weißen, die sich niederließen, deutsche Herrnhuter. Sie erbauten Schönbrunn, Gnadenhütten, Lichtenau und Salem im vorigen Jahrhundert und riefen blühende christliche Indianerkolonien in's Leben, und deutsche Hymnen ertönten da aus den Kehlen der Delawarenkinder. Friedlich wurde da von den Indianern Feldbau und Viehzucht und allerhand Handwerk betrieben. Ausgezeichnete Männer deutschen Stammes verbreiteten in jener Wildniß die Kultur, und das deutsche Element hat sich dort ungewöhnliche Verdienste bis auf unsere Tage erworben. Schweizer führten den Weinbau mit Glück ein; in Cincinnati, der Hauptstadt, schuf der Rheinländer Baum ein großes Industrie- und Kunstleben mit Hilfe seiner Landsleute. Im Lande suchten immer neue Ansiedler sich seßhaft zu machen und gelangten meistentheils durch ihren Fleiß zu großem Wohlstand. Hier errichteten verschiedene Sekten ihre Mustergemeinden, unter anderen auch die württembergische Rapps mit kommunistischer Grundlage.

So ist es denn wesentlich im Laufe des vorigen Jahrhunderts geschehen, daß die deutsche Auswanderung einen so großen Antheil an der Bevölkerung Nordamerika's genommen. Der Bauernstand war in erster Reihe unter den Auswanderern vertreten, abenteuerndes Volk gab es darunter nur wenig, und für dieses bildete zumeist New-York das beliebteste Versuchsfeld. In dem schnell sich vergrößernden Stadttreiben gab es hundertfältige Gelegenheit zum Erwerb und daher war auch in New-York schon im vorigen Jahrhundert ein starker Bruchtheil deutschen Elements, das freilich am bereitwilligsten sich verleugnet und yankeesirt hat.

Der Zudrang der deutschen Auswanderung im vorigen Jahrhundert wurde von England im Interesse der Kolonisirung des ungeheuren, ihm gehörigen nordamerikanischen Gebietes fortwährend begünstigt. Ebenso aber rief er eine Spekulation von Schiffsrhedern und Landagenten in's Leben, das zur Auswanderung so leicht zu verführende arme deutsche Volk für seine Privatzwecke auszubeuten. So machten sie denn mit den Auswanderern Verträge, nach denen sich die von ihnen in das nordamerikanische Land gegen freie Ueberfahrt mit Beköstigung Eingeführten auf drei, fünf oder sieben Jahre zur Dienstbarkeit für sie verpflichten mußten, ehe sie wieder frei wurden, und solche Geworbene konnte man mit ihrer Dienstverpflichtung wie Leibeigene oder Sklaven auch von Hand zu Hand weiter geben. Agenten wurden nach Deutschland geschickt oder dort angestellt, sogenannte „Neuländer“, welche in prunkvollem Aufzuge umher reisten und in den Leuten Lust zum Auswandern erweckten. Auf den Segelschiffen wurden die

Armen dann wie Sklaven in das niedrige, unsaubere Zwischendeck eingepferche und elend beköstigt, so daß oft die Mehrzahl während der langen Ueberfahrt starb und die Schiffspest als schrecklicher Würgengel das Emigrantenschiff zu einem Schauplatz des Jammers und Entsetzens machte.

Die deutschen Ansiedelungen auf dem Lande, wo sie nahe der Grenze der zurückgedrängten Indianerstämme errichtet worden, hatten natürlich oft genug auch ihre Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen, und manche tragische Schicksale wurden ihnen dadurch bereitet. Ebenso geriethen sie in Mitleidenschaft, wenn Krieg zwischen England und Frankreich war, wobei dann der eine oder andere Theil die Indianer als Bundesgenossen benutzte und sie auf das Gebiet seines Gegners hetzte, um da zu brennen und zu morden. So war es 1745 in Maine der Fall. Die deutschen Kolonisten daselbst mußten zu ihrem Schutz gegen die Franzosen und Indianer eine Miliz bilden; ihre Ansiedelungen aber wurden 1746 von den vorgedrungenen Wilden gänzlich zerstört, und wer sich von den Bewohnern nicht durch die Flucht retten konnte, wurde entweder getödtet oder in die Gefangenschaft geschleppt.

Ein solcher Sturm kam durch den damals bestehenden Kriegszustand zwischen Franzosen und Engländern auch über die friedlichen Herrnhutergemeinden in Pennsylvanien. Die wilden Indianer überfielen vor Allem die Dörfer der christlich gewordenen Rothhäute. Ein langer, erbitterter Kampf entspann sich daraus, bis ihm die blutige Schlacht von Bushy Run 1763, in welcher die Indianer eine vernichtende Niederlage erlitten, ein Ende machte. Deutsche

Milizregimenter halfen diesen Sieg erfechten. Aber nach Jahren nahmen die Rothhäute durch das Massacre von Gnadenhütten an unschuldigen, durchaus kriegsfeindlichen Herrnhutern und ihren bekehrten Indianern Rache. Es war ein entsetzliches Morden, welches da 1782 stattfand, an Männern, Weibern und Kindern. Nur zwei Knaben entkamen lebendig der Schlächterei.

Schlimm ging es auch in Canada her, wo die Grenzkriege zwischen Franzosen und Engländern am längsten wütheten. Die Indianer standen auch hier auf Seiten der Franzosen, überfielen einmal 1756 die German Flats und metzelten viele der deutschen Ansiedler daselbst nieder. Vierzig wurden erschlagen und skalpirt, über hundert als Gefangene mitgeschleppt.

Aus diesen canadischen Kämpfen entwickelte sich eigentlich der große Revolutionskrieg zwischen Amerikanern und Engländern. Bald wurden auch die deutschen Ansiedelungen davon berührt, und infolge davon errichtete Herckheimer ein Milizregiment aus seinen Landsleuten und betheiligte sich damit auf's Ehrenvollste an den Kämpfen unter amerikanischer Fahne. Bei Oriskany 1777 fand er seinen Tod, und 1883 wurde ihm ein Denkmal gesetzt. Die Deutschen standen überall in den Reihen der amerikanischen Heere gegen die Engländer. Eine prächtige Figur unter den Deutschen in Philadelphia war damals der Bäcker Christoph Ludwig aus Gießen. Er gab von seinem bescheidenen Vermögen mit vollen Händen zur Unterstützung der Revolution und wurde deshalb zum Generalbäcker der Armee ernannt. Washington zog ihn oft in sein Haus

und nannte ihn seinen „ehrlichen Freund". Höchst bedeutend ragte auch der Pastor Peter Mühlenberger in Virginien hervor. Er vertauschte den Priesterrock mit der Uniform und wurde auf Washington's Empfehlung Oberst des achten (deutschen) Regiments Virginiens. Im Jahre 1777 erhob ihn der Kongreß zum Brigadegeneral. Seine Tapferkeit entschied ein paarmal den Sieg, und das befreite Amerika setzte ihm zu Washington ein Standbild.

Nach der errungenen Unabhängigkeit der Kolonien gerieth die deutsche Auswanderung dahin fast ganz und gar in's Stocken. Die Kriege Napoleon's in Europa unterbanden dann noch mehr den Seeverkehr zwischen dem europäischen Festland und Nordamerika. Damit erfolgte naturgemäß eine Schwächung des deutschen Elements daselbst, und andererseits ging das Deutsch-Amerikanerthum drüben mehr und mehr im Amerikanerthum auf. Diese junge und stolze Nationalität wünschte jetzt keine fremde Einwanderung mehr und vermeinte, daß die Bevölkerung in den vereinigten Staaten auch ohne sie genug zunehme. Sie sah deshalb verächtlich und feindselig auf die neu ankommenden Fremden, und am verächtlichsten auf die armen Deutschen, die zumeist in einem elenden Zustande an den amerikanischen Ufern landeten.

Die elendesten holländischen, schwedischen, russischen, englischen und amerikanischen Segler holten sich solche Fracht von Elend und Verworfenheit, Armuth und Abenteurerei in Rotterdam und Antwerpen, und von 1815 an wieder sehr zahlreich. Die Schiffspest raffte die Aus-

wanderer massenhaft dahin, die oft wie die Negersklaven behandelt und vom Schiff im amerikanischen Hafen weg verhandelt wurden. Es war meist ein Jammer, wie sie in die „Freiheit“ da drüben hinein gestoßen wurden. Das ging denn doch den wohlhabenderen Deutschen in Nordamerika zu Herzen, und sie, mitsammt Amerikanern, suchten dem Uebel zu steuern, indem sie Gesellschaften und Maßregeln zum Schutz der Einwanderer trafen. Schon 1764 war die erste deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien in Philadelphia entstanden, und 1784 die New-Yorker; beide nahmen jetzt einen neuen Aufschwung, und 1817 wurde auch die Baltimorer Gesellschaft gegründet; alle drei sorgten nicht nur mit Rath und That für das Fortkommen der Einwanderer, sondern suchten auch durch ihren Einfluß auf die Gesetzgebung dem Unwesen der Seelenverkäuferei zu steuern, sowie bessere Behandlung und Verpflegung auf den Schiffen zu bewirken.

Der neue Strom der deutschen Auswanderung nahm theils von selbst, theils geleitet durch die deutschen Gesellschaften in Amerika, andere Wege, als der alte, wenn auch nach wie vor die schon bekannten Gebiete mit davon bedacht wurden. Zunächst wurde der Staat Illinois das Ziel neuer Ansiedler, und diese gründeten da Belleville und St. Clair; später erstand Chicago, das schnell in neuester Zeit als eine Metropole des Deutschthums emporblühte. Im Jahre 1830 zogen Württemberger nach dem fernen Michigan und legten daselbst die Stadt Ann-Arbor an. Bald gedieh diese Niederlassung und fünf- bis sechstausend Schwaben waren da vereinigt. Jetzt wohnen mehr als

hunderttausend Menschen dort, deren Wiege in Deutschland gestanden hat.

Infolge der politischen Bewegung, die durch die französische Julirevolution in Deutschland wachgerufen worden war, suchten eine Menge Verfolgter oder mit den Zuständen ihres Vaterlandes Unzufriedener in Amerika ein Asyl. Diese „Dreißiger" bildeten eine wichtige deutsche Einwanderung, eine erste politische Emigrationswelle, die sich in der sozialen Gestaltung der Bevölkerung bald geltend machte. Dies war zumal in Ohio und Indiana der Fall. In keinem der beiden Staaten durfte man fortan eine Wahl wagen, ohne dem kräftig eingreifenden Deutschthum Zugeständnisse zu machen, und dieses war fortan auch immer daselbst in der Legislatur vertreten.

Ein Theil dieser neuen Auswanderung wendete sich dem Missourigebiet zu. Eine besondere Gesellschaft in Gießen hatte sich daselbst sogar „die Bildung eines deutschen Staates" zur Aufgabe gestellt, „der natürlich ein Glied der vereinigten Staaten werden müßte, doch mit Aufrechthaltung einer Staatsform, die das Fortbestehen deutscher Gesittung, deutscher Sprache sichern und ein echtes, freies und volksthümliches Leben schaffen sollte." Aber daraus ist nichts geworden.

Im Anfang allerdings sah es so aus, als sollten sich die idealen Wünsche verwirklichen. Es gab 1834 in einem Missourithal eine Parthie westphälischer Heuerleute, die sich nothdürftig eingerichtet hatten, und eine bunte Aristokratie, bestehend aus deutschen Baronen und Grafen, Gelehrten, Predigern, Oekonomen, Offizieren, Studenten, mit

mehr oder weniger Mitteln versehen. Die Ansiedelung hieß das „lateinische Settlement“, ging aber bald elend zu Grunde. Mehr als einer der Aristokraten darin starb als Bettler an der Straße oder durch Selbstmord. Später fing man die Sache praktischer an, und die steigende deutsche Einwanderung in Missouri brachte blühende Städte hervor, half auch der Hauptstadt St. Louis mächtig in die Höhe.

Ende der dreißiger Jahre war es auch, daß Wisconsin und Michigan starke deutsche Einwanderung erhielten. Es kamen wöchentlich 200 bis 300 Deutsche damals allein nach der Stadt Milwaukee; in den ersten vierziger Jahren stieg diese Zahl wöchentlich auf 1000 bis 1400. Nach dem Census von 1880 hatte Wisconsin 294,328 in Deutschland geborene Bewohner, und Milwaukee 31,403 bei einer Gesammtbevölkerung von 115,587 Seelen.

Eine förmlich neue Eroberung, an der auch die Deutschen sich stark betheiligten, bildete um dieselbe Zeit der vierziger Jahre Texas. Dahin suchte namentlich eine Gesellschaft von deutschen Aristokraten, die Graf v. Castell, ein Adjutant des Herzogs von Nassau, gebildet hatte und der viel hoher Adel angehörte, die deutsche Auswanderung zu richten. Die Agitation dafür machte Texas einige Jahre lang populär in Deutschland, und jener ideale deutsche Zug, der im Vaterlande gar keine Befriedigung finden konnte, führte Tausende in dies neue gelobte Land im fernen Westen Nordamerika's. An Enttäuschungen und unglücklichen Erfahrungen fehlte es diesen Auswanderern nicht; die Mainzer Adelsgesellschaft machte ja bald Bankerott. Von den 4000 Leuten, welche seit Herbst 1845

durch diese Gesellschaft nach Texas kamen, starben mehr als 1000 daselbst an Krankheiten und Strapazen, und höchstens 1200 fanden das Ziel einer erträglichen Ansiedelung in und bei Neu-Braunfels oder in San Antonio, wo jetzt an 10,000 Deutsche ein Drittel der Einwohnerschaft bilden.

Dann kam das Goldfieber; es trieb Tausende von Deutschen nach Kalifornien hinüber. Nur Hunderten davon gelang es, den erträumten Lohn für ihre Mühen zu finden. Derzeit zählt Kalifornien über 50,000 Deutsche, von denen die Mehrzahl in San Francisco wohnt. Ein großer Theil des Weinbaues auf dem Lande ist in ihren Händen. In Los Angeles, dem wunderbar schönen Städtchen im südlichen Kalifornien, mag wohl ein Drittel der Einwohner deutsch sein.

Durch die europäischen Ereignisse im Jahre 1848 und 1849 erhob sich eine neue Woge deutscher Auswanderung wesentlich politischer Flüchtlinge. Zum großen Theil waren es so romantische Idealisten, daß sie nach ihrem Schiffbruch in den Brandungen der europäischen Revolution ihre Ideen auf amerikanischer Erde verwirklichen, die große Republik dort verbessern wollten. Auch sie mußten erst eine Schule von bitteren Erfahrungen durchmachen, ehe sie sich in die neuen Verhältnisse finden konnten. Sie wollten u. A. eine große deutsche Partei neben den beiden amerikanischen, der republikanischen und der demokratischen, eine Art selbstständiges Deutschthum in der Union, gründen, bis sie einsahen, daß auch dies ein schöner Traum und nichts weiter sei. Ueberall hin zerstreute sich diese enorme

Menge der Achtundvierziger, die anfänglich von den Deutschen, die in Nordamerika ihre Heimath schon gefunden hatten, mit offenen Armen empfangen wurden, bis der Gegensatz der beiderseitigen Auffassungen einen Zwist unter ihnen bewirkte, der als Kampf der „Grünen und Grauen" lange gespielt hat. Trotz alledem haben die Achtundvierziger wie ein Sauerteig das deutsche Element drüben belebt und ihm ein stärkeres Selbstgefühl verliehen, ein höheres moralisches Ansehen in der öffentlichen Meinung gegeben. Es sei nur an Karl Schurz erinnert, der nordamerikanischer Minister und Gesandter wurde.

Dem deutsch-französischen Kriege und der Gründung des neuen deutschen Reiches ist es jedoch in erster Linie zuzuschreiben, daß endlich in neuester Zeit das deutsche Element in Nordamerika auch das äußere Ansehen erlangte, das ihm gebührt. Zugleich hat im letzten Jahrzehnt die deutsche Auswanderung dahin einen Umfang angenommen, wie niemals zuvor. Die Deutschen drüben sind unstreitig eines der rührigsten Elemente des Staatenbundes. Sie haben sich um die Kultur dort in jeder Weise verdient gemacht; sie haben, wie in dem Unabhängigkeitskampf des vorigen Jahrhunderts, so noch mehr in dem Bürgerkrieg der letzten sechziger Jahre in den Heeren der republikanischen Patrioten sich Ruhm und Ehre erworben. Und auch der nationale Zusammenhang zwischen den Deutschen in der Union und der alten Heimath ist niemals früher ein so inniger gewesen, als in der Gegenwart, in der ein deutsches Reich gebietend in der Welt dasteht.

Musicirende Insekten.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

Heinrich Theen.

(Nachdruck verboten.)

Wer jemals an lauen Sommerabenden am Rande blühender Wiesen dem Konzert der Insekten gelauscht, wird sich wohl oft schon verwundert die Frage vorgelegt haben, mit welchen Werkzeugen und zu welchem Zwecke die kleinen Thiere mit so unermüdlicher Ausdauer so mannigfaltige Töne hervorbringen. Die folgenden Ausführungen sollen dazu dienen, dem freundlichen Leser auf diese Fragen Antwort zu geben.

Trotzdem die Insekten keine Lunge besitzen, können wir sie, gleich menschlichen Musikbeflissenen, in Vokalisten und Instrumentalisten eintheilen. Der Ersteren sind nur wenige. Die Insekten haben an jedem Bauchring ein kleines, knopflochförmiges Luftloch, durch welches sie Athem holen und zuweilen auch einen feinen Ton hervorbringen können. Verstopft man diese Oeffnung, so muß das Thier ersticken. Daher sind also die Insekten eigentlich Bauchsänger. Von ihrer Vokalmusik ist nun allerdings nicht viel zu sagen, indem nur wenige Insekten es darin weiter als zu einer Choristenmittelmäßigkeit gebracht haben. Unter ihnen zeich-

nen sich namentlich der Maikäfer, der Roßkäfer und insbesondere die Familie der langgehörnten Insekten aus, deren Leistungen sich jedoch im Solovortrag nur auf einzelne gut gemeinte Anläufe beschränken.

Aber weit mannigfaltiger sind die Instrumentalisten vertreten, und wir müssen gestehen, daß im fliegenden und kriechenden Orchester dieser leider nicht genug anerkannten Musiker wirklich ganz Gediegenes geleistet wird. Wer hat z. B. nicht schon einmal die „Todtenuhr" picken hören, die mit ihrem Ticktack schon so manches abergläubische Gemüth in Schrecken gesetzt hat? Wer ist es aber, der dieses seltsame Sterbelied, wie der Aberglaube meint, spielt? Ein kleines Insekt von der Gattung der Hornflügler, das mit seinem Unterkiefer je sieben- bis achtmal gegen das Wandgetäfel pocht und zwar in den verschiedensten Modulationen, um sein Weibchen herbeizulocken. Dieser Liebesruf dauert so lange, bis das Weibchen darauf Antwort gibt und seine Weise mit den Locktönen des Geliebten sich vermischt. Daher ist es uns auch leicht möglich, mit diesem Thiere ein Gespräch anzuknüpfen, indem wir mit dem Zeigefingernagel auf das Holzwerk pochen und so durch ein Klopfduett seiner Sehnsucht Nahrung geben. Gar mancher unserer modernen gläubigen Spiritisten, der sich mit einem Geiste zu unterhalten glaubte, dürfte mit einem verliebten Rufer zu thun gehabt haben, und dieselbe Beobachtung ist es wohl, welche den alten Wahrsager Melanegus in den Ruf gebracht hatte, die Sprache der Holzwürmer zu verstehen und sich mit ihnen unterhalten zu können. Der Volksglaube nennt das Insekt „Todtenuhr", in der

festen Ueberzeugung, daß sein Ruf am Lager eines Kranken von der schlimmsten Bedeutung sei; aber statt uns zu erschrecken, ist der in unseren Möbeln klopfende Bursche höchstens geeignet, uns die Langeweile schlafloser Nächte zu verkürzen.

Doch treten wir aus dem Zimmer hinaus in eine laue, stille, träumerische Sommernacht. Hier und da schwebt ein einsamer Leuchtkäfer vorüber, unstät wie eine irrende Blumenseele. In schützendem Kelche großer Purpurblumen wiegen sich Nachtfalter, berauscht von Blumenwein, schwer, schlaftrunken. Wir sind so glücklich, einen solchen Schläfer zu erhaschen. Wir erkennen an der seltsamen, bleichen, skelettähnlichen Zeichnung auf seinem braunen Thorax den „Todtenkopf", aus der Gattung der nächtlichen Staubflügler. Kaum hat man ihn berührt, so läßt er einen eigenthümlichen Ton hören, der immer klagender und klagender wird und von einem weit größeren Thiere herzurühren scheint. Die Töne gleichen manchmal leisen, in der Ferne ersterbenden Waldhornklängen, eine Musik, welche das Thier mittelst eines kurzen, trompetenartig durchbohrten, über der Stirne gekrümmten Rüssels hervorbringt.

Gehen wir weiter in der Musterung unserer wunderlichen Musikbande. Während der schönen Sommerzeit musiciren in ungeheurer Masse überall auf unseren Feldern und Wiesen graue oder grüne Feldheuschrecken. Betrachten wir mit einer Loupe ihre Hinterschenkel, so bemerken wir an der Innenseite derselben, da wo sie den Flügeldecken anliegen, eine Reihe sehr dichtstehender, zahn-

förmiger Erhöhungen, welche die sogenannten „Schrilladern" bilden, die, gegen eine erhabene Leiste der Flügeldecken gerieben, den bekannten schrillenden Ton hervorbringen. Es ist also ein echtes Geigenspiel auf zwei Instrumenten, mit dem sie das Weibchen locken. Die bald abwechselnd, bald gleichzeitig über die einzelnen Saiten geführten Schenkel entsprechen dem mit Kolophonium rauh gemachten Bogen.

Die gesammte Familie der Geradflügler ist musikalisch. Wer kennt denn nicht den einsamen Geigenstrich des reisenden Violinisten, den wir das Heimchen nennen, das grüne Thierchen mit den dunklen Flecken? Es besitzt ganz ähnlich gebaute Schrilladern auf der Unterseite der Flügeldecken, wie die Feldheuschrecke, nur daß die erhabene Leiste auf der Oberseite derselben liegt. Die beim Zirpen etwas empor gehobenen Flügeldecken dienen hierbei zugleich als Resonanzboden, indem sie den Ton verstärken, während die Hinterschenkel gleichsam als Bogen dienen, der kräftig über eine vibrirende, längs dem Rande der Flügeldecke gespannte Saite hinstreicht und fiedelt.

Noch häufiger lassen sich die Hausgrillen hören. „Kri! Kri!" tönt es an einem schönen Herbstabende, wenn unser Geist in stiller Träumerei sich ergeht, und der wohlbekannte Klang zieht uns aus dem Traum in die Wirklichkeit zurück. „Kri! Kri! Kri!" tönt's wieder, fast heimlich und freundlich in seiner Monotonie, wie der Refrain eines halbvergessenen Wiegenliedes. Es ist kein seelenvoller, aus froher Kehle erschallender Gesang, aber doch immerhin eine Aeußerung der Sehnsucht nach gleichgestimmten Seelen.

Durch die Bewegungen des Thierchens wird die Luft aus den Löchern des Thorax gestoßen, trifft die Seitenränder der Flügeldecken, um in den häutigen Schildplatten zu vibriren, wie der Wind in den Harfensaiten. Burmeister behauptet, daß die Hausgrille Aeolsharfe spiele, also ein Instrument, das in unserem Orchester noch nicht vertreten ist. Bei den Hausgrillen hat das männliche Geschlecht, mit Ausschluß aller musikalischen Blaustrümpfe, sich ganz allein die Pflege der Musik vorbehalten. Die Weibchen dieser Thiere haben entweder gar keine, oder doch nur eine wenig ausgebildete Schrillader, die sie nie gebrauchen. So weit also läßt sich die von den Singvögeln wie vom Menschen beobachtete Regel zurück verfolgen, daß nur das starke Geschlecht Ständchen bringen geht, während das zartere den Tönen der Sehnsucht lauscht, um den guten Musikanten endlich zu erhören. Und dieser Ton, der in seiner unermüdlichen Ausdauer unserem Ohre oft freilich auch unerträglich wird, übt eine bestrickende Gewalt über die Weibchen. Noch mit dem todten und künstlich zum Tönen gebrachten Männchen kann man sie locken, und Scudder betrog das Weibchen des an seinem Herde eingemietheten Heimchens sogar durch ein rohes, mit einer Feder auf einer Feile abgeraspeltes Liebesgezirp. Die Höhe des Schrilltones hängt von der Zahl der in einem bestimmten Zeitabschnitte an der Tonleiste vorbeigeführten Hervorragungen der Schrillader ab, also einerseits von der Dichtigkeit der letzteren, andererseits aber auch von der Geschwindigkeit des Anspielens.

Noch lautere Töne als die Feldgrillen und die Heimchen

vermögen die Laubheuschrecken, zu denen der bekannte Liebling der Jugend, das große „Heupferd“ gehört, hervorzubringen. Bei ihnen kommt aber noch ein besonderer schallverstärkender Apparat hinzu: zur Geige gesellt sich ein Tamburin. Die rechte Flügeldecke zeigt nämlich dicht an der Flügelwurzel ein zartes, leicht schwingendes Häutchen, den sogenannten Spiegel, welcher von einem fünfeckigen Rahmen eingefaßt wird. Auf dem Leisten dieses Rahmens geigt nun die Schrillader der darüber liegenden linken Flügeldecke und bringt so den durch das Tamburin verstärkten Ton hervor.

Neuere Naturforscher haben bei der Untersuchung der Gehörorgane der musicirenden Insekten gefunden, daß dieselben verschieden ausgebildet sind. Bei den Feldheuschrecken, welche nur einen einzigen schnarrenden Ton hervorbringen, fanden sie, ihrer Erwartung entsprechend, einen einfacheren, aus gleich langen Schwingstäbchen gebildeten Apparat, der nur eine einfache Tonempfindung vermitteln kann, während die Laubheuschrecken, die mehrere und musikalischere Töne erzeugen, auch ein zusammengesetzteres Gehörorgan mit ungleichen Schwingstäbchen aufweisen. Die Lage der Gehörorgane ist übrigens eine ungewöhnliche, sofern sie bei den Feldheuschrecken über dem Ursprunge des letzten Fußpaares, bei Grillen, Heimchen und Laubheuschrecken hingegen dicht unter dem Kniegelenke der Vorderbeine liegen.

Es scheint auch, daß die musicirenden Insekten durch ihr Geigenspiel einander vor drohender Gefahr warnen und andere Empfindungen mittheilen. So erzählt Rösel v. Rosenhof, der uns die bissigen Feldgrillen mit Stroh-

halmen aus ihren Löchern zu ziehen gelehrt hat, wie dieselben einst in seiner Schachtel beim Nachhausetragen ein so gellendes Angstkonzert anstimmten, daß er eiligst laufen mußte, um nicht der lieben Straßenjugend zum Gespötte zu werden. Aber dieser getreue Naturbeobachter erkannte bereits, daß es im Uebrigen doch meistens Liebeslieder seien, welche diese kleinen Geiger zum Besten geben, und dieser Gedanke ist uns auch viel sympathischer, als wenn wir einen Musikanten uns vorstellen sollen, der, wie jener in die Bärengrube gefallene Baßgeiger des Märchens, die ganze Nacht hindurch aus purer Angst geigt.

Die musikalischen Koryphäen der Insektenwelt, welchen die freie Natur als Konzertsaal dient, haben wir im Vorhergehenden aufgezählt; es gibt nun auch noch untergeordnete Musikanten, welche sich aus den „Hornflüglern“ rekrutiren, die einfach ihre Füße gegen die Flügeldecken reiben, um zur Noth ihr Stückchen mitzukratzen. Wir sprechen nur im Aerger unserer beleidigten Ohren von den Käferarten aus dem Geschlechte der Blätterhörner, die, wie der Erdkäfer, der Todtengräber und einige andere unmusikalische Gesellen, ganz gemein und unmelodisch ihr Talent auf der Nachtwächterschnarre ausüben. Daß die letzteren zugleich die Unverschämtesten und Vorlautesten sind, wird Jeder begreifen, der die Monomanie und Eitelkeit der musikalischen Mittelmäßigkeit bei den Menschenkindern zu erfahren das Unglück gehabt hat.

Bei den Käfern ist die Lage der Geige meist eine andere; gewöhnlich befindet sich die Schrillader auf einem der Querringel des Hinterleibes oder der Brust, die sich,

wie die Auszüge eines Fernrohres, aus einander und zusammen schieben, wobei die Musik durch die Reibung gegen Brust und Flügeldecken hervorgebracht wird. Die bekannten Todtengräberkäfer tragen zwei solcher Schrillleisten auf dem fünften breiteren Hinterleibsringe, und benutzen dieselben vermuthlich, um ihre Brüderschaft zum Begräbnisse der kleinen Feldleichen herbeizurufen.

Am bekanntesten unter den zirpenden Käfern sind wohl die kleinen Lilienhühnchen und die oft sehr ansehnlichen Bockkäfer. Da bei ihnen Männchen und Weibchen besonders dann laut zirpen, wenn man sie angreift, so ist es wahrscheinlich, daß sie dieses Geräusch aus Angst hervorbringen. Merkwürdig erscheint es nur, daß die kleinsten Bockkäferarten, wenn man sie angreift, genau dieselben, bei ihren großen Vettern das Zirpen hervorrufenden Auf- und Abwärtsbewegungen mit Kopf und Vorderfuß machen, ohne daß man den geringsten Laut vernimmt. Professor Dr. Landois in Münster untersuchte einige dieser kleinen Bockkäfer genauer, und fand sie nichtsdestoweniger ebenfalls mit Schrilladern begabt. Allein während der bekannte große Eichenholzbock auf seiner 3,5 Millimeter langen Schrillader 238 Rillen besaß, zeigte der kleine rothhörnige Blüthenbock auf einer wenig über den neunten Theil so langen Leiste bereits 113 Rillen, also auf eine gleiche Ausdehnung hin etwa viermal so viel als jener. Infolge dessen wird der Ton, welchen der kleine Bockkäfer hervorbringt, mehrere Oktaven höher sein, als der des Eichenholzbockes, und das geht weit über unseren Horizont. Die Lautäußerungen des kleinen Thieres sind für immer dem

Wahrnehmungsvermögen des menschlichen Ohres entrückt, es ist eine stumme Musik für unser Ohr. Es mag gar viele Naturtöne geben, welche uns in ähnlicher Weise entgehen, indem sie entweder zu hoch oder zu tief für unser Ohr sind. Andernfalls würde die Liste der hier aufgezählten Musikanten unter den Insekten wohl noch weit länger ausfallen.

Schicksale einer Wunderstadt.

Bilder aus der Geschichte von Versailles.

Von

Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Kaum irgendwo ist im Laufe der letzten Jahrhunderte der Wechsel der Dinge schneller und schärfer hervorgetreten, als in Frankreich, und kaum irgendwo anders hat sich das Geschick dieses „unglücklichen Kindes des Glücks", wie ein geistreicher Schriftsteller dieses Land nannte, äußerlich sichtbarer ausgeprägt, als in jener Stadt, die sich einst stolz des Landes zweite Hauptstadt nannte: in Versailles. Freilich sind auch an Paris die Stürme der Zeit nicht spurlos vorüber gebraust; der Bastillenplatz erzählt von der französischen Revolution, der Triumphbogen von den Siegen Napoleon's I., die neuen breiten Straßen in der uralten

Stadt sind eine Apologie des zweiten Kaiserreichs, und die Ruinen des Louvre erinnern an den Schrecken der Kommuneherrschaft des Jahres 1871. Aber in einer Weltstadt, wie Paris, fällt dergleichen kaum auf.

Anders in Versailles! Hier tritt der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt überall mit größter Schärfe hervor, und die ganze französische Geschichte der letzten Jahrhunderte markirt sich bestimmt und lebhaft an dem einen herrlichen Versailler Schlosse.

Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war Versailles ein unbedeutendes Dorf, wie hundert andere rings um Paris. Erst 1627 baute König Ludwig XIII. dort ein kleines Jagdschlößchen, und erst ein halbes Jahrhundert später schuf Ludwig XIV. das moderne Versailles. In den Jahren von 1661 bis 1684 entstand jener herrliche Königspalast mit seinen Spiegelsälen, seinem Theater, seiner Kapelle, seinen Gallerien und seinen Gärten, und ein Kostenaufwand von annähernd 320 Millionen Mark verwandelte eine Wüstenei in ein Eden, wie es nach der Meinung des französischen Herrschers allein würdig war, den König des ersten Reiches Europa's zu beherbergen.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Skizze, über die Herrlichkeiten des Versailler Palastes und Parkes zu berichten, von den stolzen Fronten des Schlosses und seinen Prachtsälen, von den Laubgängen und Wasserkünsten des Gartens, oder den verschwiegenen Reizen des kleineren, in das Grün des Parkes gebetteten Nebenschlößchens Trianon zu erzählen — genug, daß Versailles ein Jahrhundert lang das Vorbild für alle Fürstenpaläste Europa's wurde. Und

prächtig-schön ist in der That die Schöpfung Ludwig's XIV., wenn auch der reinere Geschmack in Entwurf wie Ausführung häufig Ueberladung sehen muß, und selbst die großartigen Parkanlagen mit ihren Kaskaden, ihren Muschelgrotten, Götterhainen und Laubwänden dem heutigen, am Anblick der Natur geschulten Geschmack nicht mehr entsprechen. Jedenfalls war das Schloß ein unvergleichliches Piedestal für jene königliche Majestät, die im Vollbewußtsein ihrer Kraft sagen konnte: „L'état c'est moi — der Staat bin ich!"

Bei der Abneigung der letzten französischen Könige gegen Paris und seine ewig unruhige, unzufriedene Bevölkerung verschob sich der Schwerpunkt der ganzen Hofhaltung mehr und mehr nach Versailles, und der Hof war in jenen Jahrzehnten der Mittelpunkt Frankreichs, ja mehr als das, er war tonangebend für ganz Europa. Kein Wunder, daß der Zufluß der Fremden und des französischen Adels, wie die Verschwendung des Hofes die Wohlhabenheit und die Bevölkerungszahl von Versailles unaufhörlich steigerten, daß aus dem kleinen Walddorf bald eine Stadt wurde, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts gegen 80,000 Einwohner zählte. Ludwig XV. protegirte das Emporkommen der Nebenbuhlerin von Paris auf jede Weise, Ludwig XVI. verlebte den größten Theil seines kurzen Glückes in Versailles, ja unter seiner schönen Gemahlin Marie Antoinette entfaltete sich vielleicht der Glanz des Schlosses zur schönsten Blüthe.

Die Geschichte hat die liebenswürdige österreichische Kaisertochter von all' den abscheulichen und niederträch-

ligen Verleumdungen gereinigt, welche die Zeitgenossen in den Jahren des Unglücks auf ihr schönes Haupt zusammentrugen — daß sie sich aber allzu gern und leichtsinnig den Festen des Hoflebens hingab, daß sie sich gern als Herrscherin der Mode bewundert sah, ist nicht zu leugnen. Noch einmal, im Jahre 1786, füllten sich die Säle von Versailles mit dem stolzen, reichen Adel ganz Frankreichs, noch einmal sah die zierliche Bühne des Palastes die Herrscherin selbst als Schauspielerin auf den Brettern, und Madame Bertin und Mademoiselle Guimard, die beiden Vertrauten der Königin auf dem Gebiete der Mode, ersannen die glänzendsten Trachten für ihre schöne Herrin — so glänzend und freilich auch so auffallend, daß Maria Theresia ein Porträt ihrer Tochter zurücksandte mit den Worten: „Anstatt der Königin von Frankreich habe ich den Anzug und Putz einer Opernprinzessin gefunden; es kann nicht anders sein, als daß man sich in dem Porträt geirrt hat," — dann aber trat schwere, drückende Sorge an Stelle der Feste, denn die Finanznoth lähmte Alles.

Die Revolution brach an. Der Adel floh, der Königspalast vereinsamte, nur wenige der Getreuesten hielten fest zum Könige, der von seinen Garden umgeben in Versailles blieb, wo er allein noch Herr seiner Entschließungen war. Dann kam der denkwürdige Tag, an dem die Offiziere des Regiments Flandern im Versailler Schloß ein Bankett feierten und das Königspaar mit seinen Kindern am Schluß desselben unter sie trat, um sie in ihrer Treue zu stärken — jenes Bankett, das die Aufrührer in Paris als das verschwenderische Fest der Volksmörder bezeichneten. „Das

Volk hungert — der Hof vergeudet!" gellte es durch die Straßen der Hauptstadt, und bald mischte sich der Ruf dazwischen: „Auf, nach Versailles!" Es war eine jener Lügen, an denen die Geschichte der französischen Nation so überreich ist, aber sie wirkte aufreizend auf den Pöbel von Paris — die tobende Meute wälzte sich nach Versailles. Zeit und Gelegenheit wären genug vorhanden gewesen, den Zug zu hemmen — einige Kompagnien an der Brücke von Sèvres stationirt, hätten dazu genügt, aber der „Freiheitsheld" Lafayette hielt es für praktischer, als Kommandeur der Pariser Nationalgarde der Vergewaltigung des Königs kein Hinderniß in den Weg zu legen. Die Pöbelhaufen kamen unbehindert in Versailles an, die große Tragödie, die mit der Hinrichtung des Königspaares endigen sollte, konnte beginnen. In der nächsten Nacht drang eine Horde halb betrunkener Pariser in den stolzen Palast Ludwig's XIV., ermordete die Wachen und erzwang schließlich die Abreise des Herrscherpaares nach Paris, wo letzteres fortan so gut wie gefangen war.

Mit jenem 6. Oktober 1789 zog Grabesstille in die verödeten Prachträume des Schlosses ein, und über die Bewohner von Versailles, die alle mehr oder minder royalistischer Neigungen verdächtig waren, brachte das bald hereinbrechende Schreckensregiment Verzweiflung, Armuth und Tod. Die Stadt verlor in wenigen Jahren mehr als die Hälfte ihrer Einwohner, in den breiten Straßen wucherte das Gras, die glänzenden Läden schlossen sich aus Mangel an Käufern. Die großartigen Parkanlagen verwilderten, am 20. Oktober 1792 befahl der Konvent den Verkauf der

im Schlosse befindlichen Möbel, an dem Palast wurde die Inschrift: „Zu verkaufen oder zu vermiethen" angebracht, und eifrige Patrioten beantragten im Jahre 1794, kurz nach der Hinrichtung der unglücklichen Königin, die Verwandelung ihres Lieblingssitzes Trianon in ein Ackerfeld. Im Jahre 1797 miethete dann ein unternehmender Mann jenes kleine, reizende Schloß für einen Spottpreis als Tanzlokal, während das große Schloß endlich wenigstens eine würdigere Bestimmung fand: es wurde in ein Invalidenhaus verwandelt.

Und nun folgte die große, aber die gerechte Ironie der Weltgeschichte: auf den bluttriefenden Trümmern der Revolution klomm der Artillerielieutenant Napoleon Bonaparte empor, und das Volk, das um jeden Preis Ruhe, Ordnung und Schutz haben wollte, jauchzte ihm zu, weil seine eiserne Soldatenhand diese Grundbedingungen jedes bürgerlichen Gedeihens allein gewährleistete, wenn auch das Volk diese Güter mit dem Blut seiner Söhne bezahlen mußte. Aus dem ersten Konsul wurde der Kaiser, und der neue Imperator zögerte nicht, sich mit dem Glanz und der Pracht zu umgeben, die einst das Königthum so verhaßt gemacht hatte: Versailles sah auf's Neue glänzende Tage. Wieder wogte eine schimmernde Menge durch die prächtig geschmückten Säle des Palastes, und wiederum hielt eine Kaisertochter aus dem habsburgischen Hause ihren Einzug in die reizenden Räume von Trianon: im Jahre 1811 feierte Napoleon I. in Versailles, von seinen neuernannten Herzögen und Marschällen umgeben, die glänzendsten Feste zu Ehren von Marie Luise, seiner jungen

Gemahlin! Ob vor den Augen der Kaiserin damals nicht das trübe Bild der unglücklichen Marie Antoinette aufgestiegen sein mag, oder ob sie, gleich ihr, ahnungslos auf dem Vulkan tanzte?

Vier Jahre später schon war es mit der Kaiserherrlichkeit vorbei, in den Straßen von Paris hallte der stramme Schritt preußischer Landwehrmänner, und in den Gärten von Versailles blickten russische Kosaken staunend auf die steinernen Göttergestalten. Die Bourbonen, diesmal Könige „von der Alliirten Gnade", zogen in ihre Hauptstadt ein, aber sie beglückten Versailles nicht mit ihrer Gunst, und auch Louis Philipp, der sie ablöste, weilte selten in Versailles. Er bestimmte vielmehr das Schloß im September 1833 zu einem großen Museum vaterländischer Geschichte, zu dem es wie kein anderes Gebäude in ganz Frankreich geeignet war. Aber auch er erfuhr in Versailles die Vergänglichkeit des Glückes der Fürsten auf dem französischen Thron, die Vergänglichkeit der Gunst des wankelmüthigsten aller Völker. Sein letzter Aufenthalt in Versailles galt einer kurzen Ruhepause auf seiner Flucht in's Ausland, als das Jahr 1848 ihn gestürzt hatte.

Und wiederum fünf Jahre darauf, am 1. Februar 1853, rollte ein leichter, eleganter Wagen in den Schloßhof und eine jugendschöne Frau nickte den sechzehn ehernen Standbildern französischer Marschälle, die ihn umrahmen, zu, während der zufrieden lächelnde Mann neben ihr mit leiser Ironie auf die großartige Reiterstatue Ludwig's XIV. in der Mitte blickte. Es war der Kaiser Napoleon III. und die blendende Dame an seiner Seite war Eugenie v. Mon-

tijo, seit zwei Tagen Kaiserin der Franzosen. Der Neffe des ersten Napoleon's kam, das alte Bourbonenschloß, die Bilder der einstigen Herrscher und Prinzen des Landes zu schauen — auch das Bild eines Fürsten aus Napoleonischem Geschlecht war darunter, ein Porträt Jerôme's, des Königs „Morgen wieder lustigk!" von Westphalen. Lange stand der Kaiser vor diesem Bilde und aufmerksam betrachtete er den Hintergrund des Gemäldes, der ein prächtiges Schloß auf stolzer Bergeshöhe darstellte. Der Gedanke aber, daß dasselbe Schloß nach kaum siebenzehn Jahren sein vorübergehender Wohnsitz, der Wohnsitz eines entthronten Gefangenen sein würde, lag ihm an jenem Tage des Glücks gewiß fern. Es war das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel, das König Wilhelm nach der Schlacht von Sedan dem Kaiser Napoleon als fürstliches Gefängniß anwies!

Ja, sie verrauschte schnell, die Zeit des zweiten Kaiserreiches — zu schnell mindestens für Versailles, das neben St. Cloud ein Lieblingssitz der Kaiserin Eugenie war. In den Jahren 1854 bis 1869 hob sich auch der Wohlstand und die Bevölkerung der Stadt wieder, und im Palast folgte ein rauschendes Fest dem anderen. Napoleon sah es gern, wenn er seine hohen Gäste gerade hier bewirthen konnte. Die Gärten wurden auf's Glänzendste in Stand gesetzt, die großartigen Wasserkünste lockten wie vor hundert Jahren die schaulustigen Pariser auf die grünen Rasenparquets des Parks hinaus, und die hellen Klänge der Militärmusiken tönten wie ehedem durch die Laubgänge — nicht mehr freilich durfte das bourbonische „O Richard, o mein König!" hier erklingen, das einst bei jenem unglücklichen Gast-

mahl des Regiments Flandern die königstreuen Offiziere zum begeisterten Enthusiasmus entflammt hatte, aber dafür jubelten jetzt die wankelmüthigen Franzosenherzen desto lauter dem Napoleonischen „Partant pour la Syrie . . .“ zu.

Und dann wurde es eines Tages wieder still und öde im Schloß, in den Straßen steckten die Einwohner ängstlich die Köpfe zusammen und besorgte Seelen packten ihr Silberzeug — von fern her rollte Kanonendonner und das Gerücht durchlief die Stadt: „Die Preußen kommen!“ Ja, sie kamen. Eine Schwadron Husaren voran, dann im geschlossenen Gleichschritt einige Bataillone Grenadiere. Vor dem Schloß marschirten sie auf. „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben!“ schmetterte die Regimentsmusik in vollen Klängen den französischen Marschallsstatuen zu — Versailles war besetzt, ein Theil der Cernirungsarmee von Paris lag vom 19. September 1870 ab dort.

Am 5. Oktober aber hielt König Wilhelm selbst seinen Einzug, das große Hauptquartier Seiner Majestät wurde nach der französischen Königsstadt verlegt. Man macht sich nicht leicht einen Begriff davon, was das heißt: das große Hauptquartier! Der Apparat, der eine Million Krieger in Bewegung setzt, sie ernährt, für den nöthigen Nachschub an Kleidung, Bewaffnung und Munition sorgt, der das ganze Straßennetz von halb Frankreich beherrschen, der Nachrichten sammeln, Meldungen entgegen nehmen, Befehle aufstellen und befördern soll — dieser Apparat, der Alles dies und noch hundert andere Dinge thun muß, der nicht einen Augenblick stille stehen darf, wenn nicht die

ganze Maschine stille stehen soll — dieser Apparat ist ein ganz kolossaler! König Wilhelm mit seinen eigenen Bedürfnissen nahm bei seiner sich stets gleich bleibenden Anspruchslosigkeit nur den kleinsten Raum darin ein, wie auch sein Quartier in der Präfektur ein sehr bescheidenes war, aber für alle die einzelnen Zweige und Abtheilungen: für den Generalstab, das Kriegsministerium, für die Stäbe des Generalquartiermeisters, des Chefs der Artillerie, der Ingenieure und des Feldeisenbahnwesens, für die Intendanturen, die Feldtelegraphen-Inspekteure u. s. w. schien oft selbst das große Versailles zu klein. Und nehmen wir nun noch das auswärtige Amt mit dem Fürsten (damals noch Grafen) Bismarck an der Spitze, rechnen wir die zahlreichen fürstlichen Persönlichkeiten hinzu, die dem Hauptquartier des Königs theils dauernd, theils vorübergehend attachirt waren, dann kann man wohl verstehen, daß dem Maire von Versailles oft bei den Einquartierungssorgen bunt genug im Kopfe wurde. Auf der anderen Seite warf der Aufenthalt des großen Hauptquartiers freilich der Stadt und ihren Bewohnern großen, unerwarteten Gewinn in den Schoß. Im Kriege spart man nicht, und die deutschen Offiziere thaten es am wenigsten, die Herren Franzosen aber nahmen damals die schönen glänzenden Goldstücke auch gern aus deutscher Hand, und das Heer der Lieferanten, freiwilligen Krankenpfleger, Photographen und Berichterstatter, die der Armee auf dem Fuße folgten, hatte meist ebenfalls gefüllte Taschen und wollte nach seinen „Anstrengungen" gern auch im schönen Versailles sich amüsiren. Im „Hotel des Reservoirs", dem Sammelpunkt der Deutschen, floß der Sekt

in Strömen, der Besitzer mag sich wohl noch manchmal die schönen Tage, an denen die deutschen Barbaren seine Gäste waren, zurück gewünscht haben — wenn er es auch nicht aussprach.

Aber das war doch nur der leichte Schaum auf der Oberfläche, denn sonst wurde in Versailles mit eiserner Energie gearbeitet, und Allen ging dabei der König mit seinem Beispiel voran. Die Versailler mögen gar oft erstaunt auf die erleuchteten Fenster geblickt haben, hinter denen König Wilhelm, Moltke, Roon und Graf Bismarck bis spät in die Nacht arbeiteten. Am meisten Erstaunen aber bereitete ihnen der Tag, an dem die Errungenschaften des großen Krieges für uns Deutsche zuerst greifbare Gestalt gewannen. Am 18. Januar 1871, einem sonnigen Wintertag, gerade 170 Jahre nachdem einst Kurfürst Friedrich III. sich zu Königsberg die preußische Königskrone aufgesetzt hatte, versammelten sich deutsche Fürsten und ihre Minister, deutsche Generale und Deputationen aller Truppen in dem herrlichsten französischen Königsschlosse, um dem erwählten deutschen Kaiser Wilhelm I. zu huldigen. In der sogenannten Spiegelgallerie war am Mittelportal der Südseite, mit rother Decke bekleidet, ein Altar errichtet worden. Von ihm aus leuchtete das Symbol des großen Kampfes, mit dem unser Volk nicht nur Ruhm und Ehre, sondern auch seine Einigkeit erstritt, das eiserne Kreuz — um ihn entfalteten sich die Fahnen der deutschen Regimenter, die unseren Tapferen so oft den Weg zum Siege gewiesen hatten.

Um 12¼ Uhr betrat der König den mächtigen Saal

und verlas dort nach kurzer religiöser Vorfeier die Ansprache an seine Bundesgenossen, Volk und Fürsten kündend, daß er die dargebotene Kaiserkrone annehme in der Hoffnung, die hohen Pflichten, die sie ihm auferlege, treu erfüllen zu können.

Der Bundeskanzler verlas hierauf die Proklamation an das deutsche Volk, und der Großherzog von Baden brachte das erste Hoch auf Seine Majestät den Kaiser Wilhelm I. aus. Unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches schritt der Erwählte, dem im gleichen Augenblick in der fernen Heimath Millionen treuer Herzen zujubelten, durch die Versammlung und begab sich zu den aufgestellten Truppen, die den obersten Kriegsherrn des neuen Reiches mit donnerndem Hurrah empfingen. Wahrlich, Versailles ist reich an geschichtlichen Erinnerungen, aber es hat keine aufzuweisen, die sich diesen Augenblicken an die Seite stellen könnten. Was die Väter geträumt und erstrebt: daß es sich hier, gerade hier erfüllen sollte, wo einst Ludwig XIV. seine Raubkriege gegen Deutschland plante, wo Napoleon I. seine Eroberungszüge gegen Preußen entwarf, wo jeder Stein von dem Ruhm und Glanz der französischen Nation erzählte — das war das Bedeutungsvolle, das Unvergleichliche!

Bis zum 7. März blieb Kaiser Wilhelm in Versailles. Die Stadt sah noch die Einrichtung der Lazarethe in dem Erdgeschoß des Palastes, sie erlebte die Konferenzen zwischen Bismarck und Favre und Thiers, den französischen Unterhändlern, und den Abschluß des Präliminarfriedens vom 26. Februar. Dann verließen endlich die letzten

Deutschen die Stadt, und nicht lange, so zog an die Stelle des kaiserlichen Hauptquartiers die französische Nationalversammlung ein, von Versailles aus leitete Marschall Mac Mahon die Wiedereroberung von Paris, der von der Kommune terrorisirten, von allem Greuel des Bürgerkrieges heimgesuchten Hauptstadt, und in Versailles endlich tagte sodann das neue Parlament des Landes. Auch das war eine der wunderbarsten Wandelungen. Einst hatten die Republikaner es dem König Ludwig XVI. zum härtesten Vorwurf gemacht, daß er, um sich dem Einfluß der ewig unruhigen Hauptstadt zu entziehen, in Versailles zu sein vorzog: jetzt hielt aus demselben Grunde die gesetzgebende Körperschaft der Republik ebendaselbst, und nicht in Paris, ihre Sitzungen ab.

Aber trotzdem war Versailles im Großen und Ganzen doch eine stille Stadt geworden, und sie ist es geblieben bis heute. Durch den üppigen Glanz des Hofes hervorgezaubert, bedarf der Ort auch zu seinem Gedeihen der verschwenderischen Feste einer königlichen Hofhaltung — die bürgerliche Atmosphäre der Republik kann Versailles nicht genügen. Das große Schloß endlich, sagt ein scharfer Beobachter treffend, ist nur ein Todtenmonument und sein Waldpark der weitläufige Rasen um sein Grab. Ob es immer so bleiben wird? Ob sich noch einmal die glänzenden Hallen mit einer strahlenden Hofgesellschaft füllen, ob in den Gärten noch einmal die Cavaliere eines Königs oder Kaisers, die Damen einer Nachfolgerin Marie Antoinette's oder Eugenie's lustwandeln werden, wer kann das wissen, wer kann es vorher sagen?

Gerade aber, wenn man auf die schnellen Wandelungen zurück blickt, die Versailles in den letzten hundert Jahren gesehen hat, möchte man fast annehmen, daß der Kreislauf der Dinge noch nicht geschlossen ist — vielleicht daß eher, als heute irgend Jemand ahnt, ein neuer glänzender Stern über der zweiten Residenz Frankreichs aufgeht!

Mannigfaltiges.

Ein echter Geizhals. — Einer der berüchtigtsten Geizhälse war der im Jahre 1794 zu Pinner bei London verstorbene Daniel Dancer. Er hatte das von seinem Vater ererbte Vermögen bis auf 18,000 Thaler jährliche Einkünfte vermehrt. Seine Schwester, die ebenso geizig war und daher als Magd bei ihm diente, war seiner würdig. Sie war nur mit elenden zusammengeflickten Lumpen von männlichen und weiblichen Kleidern behangen; ein Hanfseil war ihr Gürtel. Auch Dancer's Anzug war ganz der eines Bettlers. Er besaß nie mehr als ein Hemd, das er immer schon alt kaufte und so lange trug, bis es ihm in Lumpen vom Leibe fiel. Dreizehn Jahre hindurch hatte er seinen Hut getragen und endlich brachten ihn seine Verwandten dazu, daß er einen anderen kaufte; für diesen gab er dem Trödler 7 Schillinge und — verkaufte ihn sofort wieder für 10 Schillinge an einen Bedienten. Kein Wunder, daß ihm einmal auf der Börse zu London Jemand ein Almosen reichte und er, zwar überrascht, doch bald gefaßt und ohne zu erröthen — es einsteckte.

Dabei war er eben im Begriff, 12,000 Thaler anzulegen. Ein Handtuch hielt er für einen großen Aufwand, weil er es ganz entbehren konnte; denn er wusch sich nur, wenn die Sonne schien, von deren Strahlen er sich dann wieder abtrocknen ließ. Tabaksgenuß galt ihm ebenfalls als Verschwendung; indessen sammelte der emsige Mann die Prisen, welche ihm Andere boten, in seiner Dose, um sie dann beim Kaufmann für ein Licht umzutauschen, womit er lange ausreichte, da er sich nur beim Schlafengehen leuchtete. Sein Hund — sein einziger Liebling, von ihm „King Robert" genannt — war einst unter die Schafe gefahren. Um zu verhindern, daß King Robert ihn auf diese Weise noch einmal in Unkosten setze, führte er ihn zum Schmied und ließ ihm die Zähne abfeilen. — Nur einmal in der Woche wurde bei ihm Feuer angezündet, also auch nur einmal gekocht und zwar vierzehn derbe Klöße, die mit drei Pfund geräuchertem Rindfleisch das Geschwisterpaar die Woche hindurch vollkommen sättigten. Ein todtes Schaf, das er einst auf der Straße fand, brachte er im Triumph nach Hause und labte sich mit seiner Schwester vierzehn Tage lang daran. Dancer erhielt eines Abends im Winter in Wein gesottene Forellen, die er sehr gerne aß, von einer Verwandten zum Geschenk. Da er sein Abendbrod bereits verzehrt hatte, so hob er die Forellen auf. Am anderen Morgen waren sie jedoch vollständig gefroren. Einheizen wollte er nicht, denn er erwärmte sich nur im Bette; was blieb ihm nun übrig? Er brachte das Gericht zwischen zwei zinnerne Teller und setzte sich darauf, bis es aufgethaut und genießbar geworden war. Einst glaubte er von einer Trödlerin beim Einkauf eines alten Hemdes um einige Groschen übervortheilt worden zu sein und verklagte sie deshalb. Er ward von den Richtern jedoch abgewiesen, mußte 3 Schillinge Kosten bezahlen, und auf der Reise nach London hatte er noch ebenso viel verbraucht. Nach diesem Opfer, welches er der Gerechtigkeit gebracht hatte, war

es kein Wunder, daß er gegen alle Gerichtspersonen einen Abscheu empfand, ganz so, wie gegen die Aerzte. Als daher die Schwester tödtlich krank wurde, stellte er ihr vor, daß die Besuche des Arztes und die Arzneien viel Geld kosten würden und daß, wenn sie doch einmal sterben müßte, nichts in der Welt sie retten werde. Auch in den letzten Augenblicken bot er seiner Schwester nichts als kalte harte Klöße und geräuchertes Fleisch an. Indeß litt er sehr gerne, daß andere Verwandte sie später verpflegten. Dafür versprach die Kranke zwar ihre Pfleger im Testamente zu bedenken, aber schon der Gedanke daran war ihr so schrecklich, daß sie die Angelegenheit von Tag zu Tag aufschob, bis sie darüber hinstarb. Dancer hätte nun mit zwei Neffen die Hinterlassenschaft theilen sollen. Allein er konnte sich von dem Gelde nicht trennen und ließ es zum Prozeß kommen, in welchem ihm ein Drittheil von der Erbschaft zugesprochen wurde. Doch er verstand es, von seinen Miterben noch eine Summe von 8000 Thalern als eine gerechte Forderung für dreißigjährigen Unterhalt und Wohnung, die er seiner Schwester gewährt hatte, herauszuschlagen. Der Geizhals wurde 78 Jahre alt. In seiner letzten Krankheit fanden seine Verwandten ihn bis an den Hals völlig nackend in einem Sacke liegend. Er sei ohne Hemd in die Welt gekommen, sagte er, und wolle so wieder hinausgehen. Statt eines Kopfkissens ließ er sich ein Bündel Heu unter den Kopf legen. Als Dancer gestorben war, fanden seine Erben erst nach genauer Untersuchung in der Küche, im Stall und anderen Orten seines Hauses Krüge voll Gold und Silberstücken. Viele Goldstücke hatte er im Schornstein in Löchern und auf dem Herde unter Kohlen und Asche versteckt. In der Nacht vor seinem Tode war Dancer noch heimlich nach dem Stall geschlichen, um einen Krug mit Gold zu vergraben, und bis zum letzten Augenblicke hatten sich seine Gedanken ausschließlich mit dem Gotte, dem er diente, dem Mammon, beschäftigt. E. K.

Das Bockheiligen. — Die Ceremonie des Bockheiligens soll noch gegenwärtig hin und wieder in Preußen (d. h. der jetzigen Provinz Ostpreußen) zur Verehrung und Versöhnung der alten Götter des Landes im Geheimen fortbestehen. Nachweislich ist sie bis gegen Mitte dieses Jahrhunderts ausgeübt worden. Es kommen zur Vollführung dieses uralten abergläubischen Brauches aus mehreren Dörfern die Bauern an einem passenden Orte, etwa in einer großen Scheune, zusammen, wählen dort aus ihrer Mitte einen bejahrten Mann zum Waidelotten (Priester), dieser zündet in der Mitte des Raumes ein Feuer an, und nun bringen die Männer einen Bock herbei, die Frauen aber Weizenmehl, welches sie zu Teig kneten. Dann nimmt der Waidelotte auf einem für ihn bereiteten erhöhten Sitze Platz und hält an die Versammelten eine Rede über die früheste Vergangenheit der Preußen, über die damalige Macht und Herrlichkeit des Volkes, über dessen Heldenthaten, über die alten Götter, denen das Volk jene große Zeit und alle Erfolge zu verdanken hatte, und ermahnt, dafür auch den Göttern die Verehrung zu zollen, welche ihnen zukommt. Dann führt er den Bock in die Mitte, weihet ihn durch Auflegen der Hände und ruft die alten Götter an, das Opfer gnädig annehmen zu wollen. Darauf fallen alle Anwesende vor dem Waidelotten auf die Kniee und beichten ihm mit lauter Stimme ihre Sünden. Dann stimmen sie einen Lobgesang an, fassen alle den Bock, heben ihn in die Höhe und halten ihn so bis zur Beendigung des Gesanges. Nunmehr wird der Bock auf die Erde gestellt und der Waidelotte ermahnt das Volk, das Opfer in Demuth zu verrichten und so, wie es von den Vorfahren auf sie gekommen, es auch auf ihre Nachkommen zu bringen. Alsdann schlachtet er das Thier, fängt das Blut in einer Schüssel auf und besprengt die Umstehenden damit, gibt auch Jedem etwas davon in ein Gefäß, um es nachher dem Vieh zu trinken zu geben, welches dadurch vor Krankheit be-

schützt werden soll. Das Fleisch des Bockes wird in Stücke zerlegt, die über dem Feuer befestigt werden, um solchergestalt zu braten. Während dessen fallen wiederum Alle vor dem Waidelotten nieder, der sie jetzt für ihre vorher bekannten Sünden abstraft, indem er sie schlägt, zwickt, an den Haaren reißt u. s. w. Bald jedoch wendet sich das Blatt, indem Alle über den Waidelotten herfallen und ihm auf gleiche Weise eine Züchtigung für seine Sünden zu Theil werden lassen. Nach dieser Bußübung (bei welcher übrigens thatsächlich im Jahre 1834 in einem Dorfe des Kreises Memel ein als Waidelotte fungirender Greis so übel zugerichtet wurde, daß er das Leben dabei einbüßte) formen die Frauen aus dem Mehlteig flache Kuchen, geben diese den Männern, welche sich in zwei Parteien einander gegenüber, das Feuer zwischen sich, aufstellen und nun die Kuchen einander durch das Feuer so lange zuwerfen, bis sie für gar gelten. Zuletzt geht es an das Essen und Trinken, wobei möglichste Ausdauer entfaltet und reichlich aufgetragen wird. Die Reste des Mahles werden sorgfältig vergraben. Durch ein solches Sühnopfer glauben sich die Theilnehmer die Gnade der Götter und damit Glück zuzuwenden. Im Samland wird statt des Bockes ein Schwein geopfert, hauptsächlich, um dadurch von den Göttern einen reichlichen Fischfang zu erbitten. Natürlich werden alle dergleichen Ceremonien, wo sie überhaupt noch vorkommen, außerordentlich heimlich betrieben. E. R—r.

Die Regimentsgans. — Im Jahre 1833 erblickte in einem Bäckerhause zu Eßlingen eine Gans das Licht der Welt, die bald fühlte, zu Höherem bestimmt zu sein, weshalb sie ihre Geschwister verließ und sich der Schildwache zugesellte, welche vor der in der Nähe des Bäckerhauses gelegenen Reiterkaserne stand. Vertreibungsversuche blieben wirkungslos, die Gans kam immer wieder, und als der Posten später in das Innere des Kasernenhofes verlegt wurde, flog sie über das geschlossene Hofthor, um

jenem Gesellschaft zu leisten. Endlich kaufte sie ein Offizier des Regiments von dem Bäcker und wies ihr neben dem Schilderhaus eine kleine Wohnung an. Zugleich wurde sie von nun an offiziell als „Regimentsgans“ installirt und nahm vollständig militärische Haltung an. Civilisten durften sich daher nicht allzu sehr nähern, ohne heftig angegriffen zu werden, und selbst der Regimentskommandeur mußte sich in die Stiefel zwicken lassen, wenn die Gans vermeinte, daß er der Schildwache zu nahe gekommen sei. Die Posten stehenden Soldaten selbst lohnten diese Treue mit Schutz und Gegenliebe, und zwar um so mehr, als die Gans die Annäherung der Ronden und Patrouillen stets so früh anmeldete, daß der Posten nie überrascht werden konnte. Bei einem Garnisonwechsel des Regiments von Eßlingen nach Ludwigsburg wurde die Regimentsgans nicht vergessen, und sie setzte ihren Dienst an dem neuen Platze in derselben Weise fort. Als im Jahre 1846 das Regiment zu den Manövern ausmarschirte, mußte die Regimentsgans zurückbleiben und suchte sich nun während der Abwesenheit ihres Regiments die benachbarten Infanterie-Schildwachen am Arsenal und an der Post aus. Hunderte von Personen waren Zeuge, wie das Thier, das gerade an der Post Schildwache stand, als sich die Trompetermusik des heimkehrenden Reiterregiments in den Straßen hören ließ, sofort in die freudigste Aufregung gerieth. Die Gans eilte dem geliebten Regiment mehrere hundert Schritt im Fluge entgegen, schnatterte mit vorgestrecktem Halse ihren freundlichsten Willkommen, und marschirte nun vor dem Trompetercorps erhobenen Schnabels einher bis in die Kaserne. Fortab wurden die beiden andern Posten keines Besuches mehr gewürdigt, und die alte Kameradschaft mit dem Reiterposten nahm ihren Fortgang. In ihrem 16. Lebensjahre machte sie den zweiten Garnisonwechsel von Ludwigsburg nach Ulm mit und beschloß endlich im Januar 1853, nachdem die Schwächen des Alters über sie gekommen waren,

ihre ruhmvolle Laufbahn, indem sie als echter Soldat auf ihrem Posten starb. Ganz Ulm vernahm die Trauerkunde mit Theilnahme, während das Regiment noch heute seiner Regimentsgans ein treues Andenken bewahrt. v. d. S.

Zur Entstehungsgeschichte der Wurst. — Die Wurst war bereits bei den alten Griechen und Römern eine beliebte Speise. Aus der griechischen Benennung der Wurst allas, welche an allium (Knoblauch) erinnert, scheint hervorzugehen, daß Knoblauch einen Hauptbestandtheil der Würste der Alten bildete. Auch bei den Römern gab es botularii oder Wursthändler. Die Blutwurst scheint zuerst zur Zeit des oströmischen Kaisers Leo VI. (886—911) aufgekommen zu sein, denn dieser Kaiser erließ dagegen eine geharnischte Verfügung, welche lautet: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Menschen so toll geworden sind, theils des Gewinnes, theils der Leckerei wegen, Blut in eßbare Speisen zu verwandeln! Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide wie in Röcke einpackt und so als ein gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Wir können nicht länger ausstehen und zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung blos aus Schlemmerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Wer Blut zur Speise umschafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, der werde hart gegeißelt und zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren. Auch die Obrigkeit der Städte sind wir nicht gesonnen, frei ausgehen zu lassen; denn hätten sie ihr Amt mit mehr Wachsamkeit geführt, so wäre eine solche Unthat nie begangen worden. Sie sollen ihre Nachlässigkeit mit zehn Pfund Goldes büßen.“ — Allein dies Edikt muß jenen Unterthanen des Kaisers Leo VI. ziemlich „wurst“ gewesen sein; denn es ist ihm nicht gelungen, die Blutwurst auszurotten. E. K.

Ein Fußfall Gibbon's. — Die Frau v. Crousaz erzählt in ihren Memoiren eine drollige Geschichte, welche ihr mit dem

berühmten englischen Geschichtsschreiber Gibbon begegnet ist. Derselbe kam eines Tages zu ihr, und das Gespräch drehte sich um die Naturwahrheit der Situationen auf dem Theater und in den Darstellungen von Romanen. Gibbon meinte, daß man dabei häufig auf angenommene Sitten stoße, die dort ganz natürlich erschienen, während man doch im gewöhnlichen Leben nichts dergleichen bemerke. So sei es z. B. mit dem Knieen. Täglich sehe man den Liebhaber auf der Bühne vor seiner Geliebten knieen, und doch würde das keinem Menschen, so verliebt er auch sein möchte, im gewöhnlichen Leben einfallen. Jeder würde einen solchen Mann für verrückt halten, und auf der Bühne finde man es ganz natürlich. Frau v. Crousaz protestirte dagegen und behauptete, daß der Fußfall eines Liebhabers vor seiner Geliebten durchaus nicht so unnatürlich sei. Ob er, Gibbon, denn niemals verliebt gewesen wäre.

„Versteht sich," versetzte Gibbon, „ich habe ebenfalls unter der Liebe schwer zu leiden gehabt, aber niemals ist es mir eingefallen, daß ich vor meiner Angebeteten auch knieen müßte. Ich würde mir als Knieender auch zu lächerlich vorkommen."

Frau v. Crousaz lachte laut auf und sagte: „Ja, bester Gibbon, wenn Sie bei einem Kniefall erst noch denken, dann wird er allerdings eine Farce. Sie sind sicherlich der einzige Mann in der Welt, der noch niemals vor einer Frau auf den Knieen gelegen hat!"

„Nein," rief Gibbon heiter, „ein solches Ungeheuer will ich denn doch nicht sein, es ist noch nicht zu spät, um so etwas nachzuholen."

Damit ließ er sich vor Frau v. Crousaz lachend auf die Kniee nieder und fragte, ob es so recht sei. Nun war aber der große Gelehrte von einer solchen Korpulenz, daß es ihm absolut unmöglich war, sich wieder zu erheben; aber auch die Kräfte der Frau v. Crousaz reichten nicht dazu aus und sie

mußte nach ihrem Bedienten klingeln. Nur mit Mühe wurde Gibbon mit vereinten Kräften wieder auf die Beine gebracht und der Gelehrte soll, wie Frau v. Crousaz erzählt, mit komischer Entrüstung erklärt haben, daß er doch mit seinem Unglauben wenigstens für seine Person Recht gehabt habe, er könne versichern, daß er zum ersten und zum letzten Male vor einer Frau gekniet habe. J.

Die Blauglas-Epidemie. — Im Laufe der vierziger Jahre erhielt ein großes amerikanisches Handelshaus mehrere Schiffsladungen blauer Glaswaaren als Ballast mit sonst leer zurückkehrenden Fahrzeugen, und wußte nun thatsächlich nicht, in welcher Weise es die ziemlich werthlose Waare verwenden sollte. Doch der Amerikaner ist erfindungsreich, welche Eigenschaft sich auch in diesem Falle glänzend bestätigte. Es wurde bald ein Gelehrter gefunden, Namens Kilpatrick, der sich gegen Bezahlung bereit erklärte, ein Buch über die Nützlichkeit und den Vorzug des blauen Glases zu schreiben. Das Werk wurde in kürzester Frist fertig gestellt. Es enthielt eine Lobrede auf das blaue Glas, wohl geeignet, jeden Menschen zu überzeugen, man möge nur sofort alle anders gefärbten Glassachen fortwerfen, die weißen Fensterscheiben zertrümmern u. s. w., wolle man sich seine Gesundheit und sein Wohlbefinden erhalten. Das Buch wurde massenhaft in allen Staaten der Union verbreitet. Und wirklich entstand bald eine ungemeine Nachfrage nach blauen Glassachen. Das betreffende Handelshaus mußte in allen bedeutenden Plätzen Kommanditen errichten, und außerdem entstanden eine Unzahl Geschäfte, die sich nur mit diesem Artikel befaßten, um überall den Bedarf decken zu können. Die Leute wollten mit einem Male sämmtliches Geschirr, Nippsachen, Fensterscheiben, ja selbst Spiegel und Säuglingsflaschen nur in Blau. Die Pflanzen in den Treibhäusern konnten plötzlich nicht ordentlich gedeihen, wenn sie nicht mit solcher Dachung versehen wurden u. s. w. Daß das große Haus

bei diesem reißenden Absatz ganz enorme Geschäfte machte, liegt auf der Hand. Leider währte der Vorrath nicht ewig. Als das letzte Stück dieses ausgezeichneten Artikels seinen Abnehmer gefunden, verschwand die Blauglas-Epidemie ebenso schnell wieder, wie sie entstanden war. O. v. Briesen.

Treue Liebe. — Der nachmalige König Jakob I. von Schottland (1424 bis 1437) wurde im Jahre 1405 von seinem Vater Robert III. nach Frankreich geschickt, aber, da widrige Winde das Schiff, worauf er sich befand, an die englische Küste trieben, von Heinrich IV., König von England, als Unterpfand des Friedens festgehalten und nach Windsor-Castle gebracht. Tüchtige Lehrer unterrichteten hier den talentvollen Knaben, der besonders große Fähigkeiten für Poesie und Musik bekundete. Die Liebe brachte später diese Gaben zu noch vollkommenerer Entfaltung. Jakob lernte nämlich in Windsor-Castle die schöne Lady Jane Beaufort, Tochter des Grafen v. Sommerset, kennen, und innige Neigung, die in gleicher Weise erwiedert wurde, erfüllte alsbald sein Herz. Sein Aufenthalt war ihm seitdem kein Gefängniß mehr. Er verfaßte unzählige Lieder zum Preise seiner Dame und sang sie zur Laute. In einem jetzt noch vorhandenen großen Gedichte: „King's Qhuair" beschrieb er auch ausführlich die Geschichte seiner Liebe mit allen Ereignissen. Als er dann nach seiner Freilassung im Jahre 1421 als König nach Schottland zurückkehrte, folgte ihm Lady Jane als sein Weib. Sie verdiente auch die Liebe ihres Gatten in vollem Maße. Bei ihr fand er stets Ruhe und Erholung von den zur Befestigung seiner Herrschaft erforderlichen Kämpfen. Lange Jahre des höchsten Eheglückes verlebte er an ihrer Seite, und als ihn im Jahre 1437 in einem Kloster bei Perth die Dolche der Verschworenen trafen, da schützte ihn die Königin mit ihrem Körper, so daß die Mörder erst, als man die mehrfach Verwundete gewaltsam aus seinen Armen gerissen, die Un-

that ganz zu vollbringen vermochten. Von jener grausigen Episode ist uns auch noch eine andere schöne That überliefert. Katharina Douglas, die Gesellschaftsdame der Königin, schob nämlich, als die Verschwörer bereits die Riegel an der Thüre des Gemaches, worin sich das königliche Paar befand, gesprengt hatten, ihren Arm in die Scharniere; die Verbrecher konnten erst, nachdem auch diese schwache Wehr zerbrochen, eindringen. L. M.

Der Rennsteig. — Der auf dem Rücken des Thüringerwaldes und des Frankenwaldes dahin laufende althistorische Rennsteig, nach der gewöhnlichen Annahme eine von Karl dem Großen gezogene Landesgrenze zwischen Thüringen und Franken, erstreckt sich von dem Eisenach'schen Dorfe Hörsel oder Hörschel an der Werra bis nach dem Reuß'schen Dorfe Blankenstein an der Saale. Dieser merkwürdige, interessante, aber jetzt vereinsamte Weg (altdeutsch: Rennivueg, Reinnevuech, Rinnestich, Rynnestigk, Rainavuech, Rainweg, Rennweg, Rennstieg oder Rennsteig) ist 44 Stunden lang und kann in 5 Tagen in seiner ganzen Ausdehnung von einem rüstigen Fußgänger begangen werden. Der wegen seiner Lage und Länge vielleicht einzige, fast überall fahrbare Waldweg in Deutschland, resp. Europa, ist jedenfalls das merkwürdigste Merkzeichen Thüringens und das einzige noch bestehende Monument grauer Vorzeit. Ohne hier die interessante Frage in Bezug auf das Alter und die Bestimmung dieser Scheidelinie zwischen Nord- und Süddeutschland näher zu erörtern, wollen wir nur erwähnen, daß bis jetzt der Frankenstein'sche Kaufbrief von 1330, sowie die Urkunde vom 26. Februar 1445 — Abt Berthold zu Veßzra beurkundet, daß die Henneberg'sche Wildbahn in der Mehliser und Zellaer Waldung sich bis an den Rennsteig erstreckt — die ältesten Dokumente zu sein scheinen, welche den Rennsteig des Thüringerwaldes erwähnen. Der Rennsteig muß daher, da er 1330 urkundlich wird, ein schon viel älterer Weg sein. In Bezug auf die Bestimmung und den Zweck des Renn-

steigs ergeben neuere Forschungen, besonders die Alexander Ziegler's, daß derselbe ohne Zweifel von jeher bis auf die Gegenwart nicht nur ein Grenzweg (eine politische Landes-, Flur-, Völker-, Volks-, Forst- und Jagdgrenze), sondern auch ein Rechtsweg (als Rechtsscheide gewiß in der spätmittelalterlichen Zeit) zwischen den Ländern fränkischen und sächsischen Rechts gewesen ist. Zu einer förmlichen Heerstraße ist er ebenso wenig, als zu einer Haupthandelsstraße bestimmt gewesen. Dr. A. Berghaus.

Ein schöner Zug aus dem Leben König Gustav Adolph's von Schweden. — Bekanntlich waren in dem schwedischen Heere, mit dem Gustav Adolph auf deutschem Boden seine Siege erfocht, die Kerntruppen außer den eingeborenen Schweden die Schotten, und die Offiziere dieser schottischen Regimenter standen sowohl wegen ihrer Tapferkeit wie Kriegstüchtigkeit bei dem großen Schwedenkönige in hohem Ansehen. Einst gerieth Gustav Adolph bei seiner großen Heftigkeit, die keinen Widerspruch vertragen konnte, mit einem der bekanntesten Obersten des Hochlandes, Mac Seaton, vor Nürnberg in Streit, infolge dessen der König sich so weit vergaß, dem verdienten Offizier in Gegenwart mehrerer seiner Kameraden einen Streich mit der Reitpeitsche zu versetzen. Seaton ließ sofort sein Pferd satteln und verließ wuthentbrannt das Lager. Gustav Adolph bereute wenige Minuten später schon seine Uebereilung, und sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn ließ es nicht zu, den braven Offizier ohne Genugthuung davon reiten zu lassen. Er eilte ihm mit einem Begleiter nach, holte ihn ein und sagte zu dem überraschten Schotten: „Herr Oberst, ich habe Euch Unrecht gethan und beleidigt! Seht in mir, wenn Ihr mir nicht verzeihen könnt, nur den Edelmann und nicht den König; hier sind Pistolen und Säbel, wählt die Waffe für Eure Genugthuung!“ Seaton war durch den Edelmuth des Königs entwaffnet, schwur für einen solchen König zu leben und zu sterben und kehrte mit Gustav Adolph in das Lager zurück. Er hielt sein Wort, denn als Gustav Adolph

bei Lützen gefallen war und ein wüthender Kampf um seine Leiche entbrannte, war der Oberst Seaton einer der vielen Offiziere, die bei demselben den Heldentod starben. J.

Eine weiße Mohrin. — Reisende Naturforscher haben im vorigen Jahrhundert in Brasilien eine solche Mohrin gefunden, die bis in ihr 25. Lebensjahr hinein ihre ursprüngliche schwarze Farbe beibehalten hatte. Von da an zeigten sich weiße Hautstellen, anfangs um Mund, Fingernägel, an Händen und Füßen, die sich allmählig über den ganzen Körper erstreckten, so daß sie im Jahre 1758, 40 Jahre alt, an 4/5 ihres Körpers so weiß wie eine Europäerin war. Das letzte Fünftel war gegen früher ebenfalls lichter geworden. Diese Veränderung soll keineswegs die Folge einer vorhergegangenen Krankheit, noch auch mit üblen Begleiterscheinungen verbunden gewesen sein; und dies ist um so auffallender, als sonst Mohren nur nach gewissen Krankheiten ihre Farbe in ein gelbliches Braun übergehen lassen, dagegen nach dem Tode noch schwärzer erscheinen. J. D.

Ueberführung des Leichnams des heiligen Markus nach Venedig. — Im Jahre 827 nach Christi Geburt beabsichtigten die Araber, die sich seit dem Jahre 640 im Besitz Egyptens befanden, in Alexandria für den Khalifen einen prächtigen Palast zu bauen und verwendeten dazu nicht nur die vorhandenen prächtigen Werkstücke von Marmor, sondern brachen, um solche zu gewinnen, rücksichtslos auch die berühmtesten und durch die Tradition geheiligtsten Kirchen ab. Dies geschah auch mit der Basilika des hl. Markus. Zufällig befanden sich eben zehn venetianische Schiffe im Hafen von Alexandria und der Kapitän des einen derselben, der sich der alten Tradition erinnerte, daß der Apostel auf einer seiner Missionsreisen im aquilejischen Meere eine himmlische Erscheinung gehabt und von dieser die Botschaft erfahren habe, „seinem Leichnam sei dereinst auf den venetianischen Inseln die Ruhestatt bereitet,“ that alles

Mögliche, die in einer Krypta der bedrohten Basilika beigesetzte Leiche des Apostels bei dieser Gelegenheit für seine Vaterstadt zu gewinnen. Die Beiseiteschaffung der Reliquien gelang auch, doch war es schwer, ihren Aufenthalt auf dem Schiffe zu verheimlichen, da die Araber alle abgehenden Fahrzeuge mißtrauisch durchsuchten. Um sie zu täuschen, bettete der erfindungsreiche Kapitän den geweihten Leichnam in einen großen Korb, deckte duftende Kräuter darüber und packte obenauf eine Lage Schweinefleisch, vor welchem bekanntlich die Moslim den höchsten Abscheu haben. Kam nun einer der arabischen Beamten in die Nähe des Korbes, so riefen die Matrosen: „Khanjis! Khanjis!" (Schweinefleisch!) und die Mohammedaner zogen sich schaudernd zurück. So brachte man die heiligen Reste glücklich nach Venedig, wo die Bevölkerung, durch vorausgeschickte Schnellsegler benachrichtigt, den neuen Schutzheiligen mit enthusiastischer Freude empfing und in Wochen langen Fasten und Gebetsübungen den köstlichen Reliquienbesitz feierte. Seinen dauernden Ruheplatz fand der Leichnam des Apostels endlich in der zu seinen Ehren erbauten prachtvollen, um 1085 eingeweihten Markuskirche, dem herrlichsten Bauwerke Venedigs. L. Z.

Seltene Ehrlichkeit. — Im Jahre 1826 machte in Leeds ein Tuchfabrikant bankerott und starb bald darauf. Seine vier Söhne, welche zur Zeit des Falliments dreizehn bis neunzehn Jahre alt waren, hatten im Laufe von siebenzehn Jahren sich durch Fleiß eine gesicherte Stellung errungen und beschlossen, gemeinsam ihres Vaters Schulden, welche 5600 Pfund Sterling betrugen, den Gläubigern zu bezahlen. Sie leisteten auch schon 1843 die erste Abschlagszahlung. Die freudig überraschten Gläubiger ihrerseits verwandten fünf Prozent des Gesammtbetrages zum Ankauf von vier Silbergeräthen, von denen jedem der Brüder eines als ein in seiner Familie aufzubewahrendes Andenken überreicht wurde. E. K.